

Dossier Kulturarchive und Gender

60 Jahre Brenner Archiv

Mitteilungen aus dem
Brenner-Archiv

Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv
Nr. 43/2024

Hg. v. Markus Ender, Ursula A. Schneider, Ulrike Tanzer
Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck

Gedruckt mit Unterstützung des Vereins Brenner-Forum,
des Vizerektorats für Forschung der Universität Innsbruck
und der Landesbibliothek Dr. Friedrich Teßmann, Bozen



ISSN 1027-5649

Eigentümer: Brenner-Forum und Forschungsinstitut Brenner-Archiv
Innsbruck 2025

Bestellungen sind zu richten an: Forschungsinstitut Brenner-Archiv
Universität Innsbruck (Tel. +43 512 507-45001)
A-6020 Innsbruck, Josef-Hirn-Str. 5
sekretariat-brenner-archiv@uibk.ac.at

Druck: Steigerdruck, 6094 Axams, Lindenweg 37
Satz: Markus Ender
Umschlaggestaltung nach Entwürfen von Christoph Wild

Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit Genehmigung der Herausgebenden
gestattet.

© *innsbruck* university press, 2025

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Katherine Arens (University of Texas, Austin, USA)

Prof. Dr. Jacques Lajarrige (Université de Toulouse II – Centre de Recherches et d'Études Germaniques, FRA)

Prof. Dr. Joanna Jabłkowska (Univ. Łódź, POL)

Prof. Dr. Alois Pichler (Univ. Bergen – Wittgenstein Archives, NOR)

Dr. Clemens Ruthner (Trinity College Dublin, IRL)

Die Beiträge dieser Publikation wurden einem Peer-Review-Verfahren unterzogen.

Inhalt

Editorial	3
-----------	---

Aufsätze

Leo A. Lensing: »Verbindungen« und »Beziehungen«. Der junge Karl Kraus unter den Journalisten	7
Maria Giovanna Campobasso: »Die traurige Folge eines grundlosen und perspectivenlosen Nationalismus«: Karl Kraus und die slowenische Frage	39
Jens Malte Fischer: Der Unmusikalische und sein Komponist. Karl Kraus und Ernst Krenek	65
Ulrike Tanzer: Georg Trakl geht ins Kino	85
Ursula A. Schneider: Fritz von Herzmanovsky-Orlando geht ins Kino. Hamlet der Osterhase und seine Kumpel Stan Laurel und Oliver Hardy 1936	93
Sigurd Paul Scheichl: Paul Auster zitiert Georg Trakl	101
Anton Unterkircher: Franz Kafka, Der Brenner, Karl Kraus und der »Schmerz des Nichtwissens«	109

60 Jahre Forschungsinstitut Brenner-Archiv

Marcel Lepper: Die Erfindung einer Institution. Zum 60. Geburtstag des Brenner-Archivs	127
Stephan Troppmair-Schwarz, Anna Wentz, Jan Hoflacher, Max Hofer: #BrennerArchiv2040. Herausforderungen und Perspektiven für die Zukunft des Brenner-Archivs	133

Dossier Kulturarchive und Gender

Arnhilt Inguglia-Höfle, Verena Lorber, Ursula A. Schneider: Kulturarchive und Gender: Ein gemeinsamer Anfang	147
Li Gerhalter: Zum Großteil »alte weiße Männer«? Eine intersektionale Inventur von Vor- und Nachlasssammlungen	159
Susanne Rettenwander, Hanna Prandstätter, Gundula Wilscher, David Keßler, Ingrid Fürhapter: »Es ist Zeit, dass Bewegung in die Sache kommt.« Quantitative Erhebungen zum Genderverhältnis in der österreichischen (Kultur-) Archivlandschaft	183

Lina Maria Zangerl: <i>Zur Unsichtbarkeit von Frauennachlässen: Der Fall Friderike Zweig</i>	201
Ursula A. Schneider: »Gretl und«. Übersetzung, Co-Autor:innenschaft und die Reproduktion patriarchaler Konzepte von »Autorschaft« durch das Literaturarchiv am Beispiel von Grete und Josef Leitgeb's Übersetzung von Antoine de Saint-Exupéry: <i>Der kleine Prinz</i> (1950)	223
Verena Lorber: »Und was ist mit meinen Briefen?« Die Witwe Franziska Jägerstätter als dramatis persona in der Erinnerungs- und Gedenkarbeit	245
Melanie Salvenmoser: »Charlotte Herzfeld – ein ganz unbekannter Name«. Der Nachlass von Charlotte Herzfeld im Literaturarchiv Salzburg	265
Andrea Gruber: <i>Ariadne und das Knäuel roter Fäden. Frauen- und genderspezifische Information und Dokumentation an der Österreichischen Nationalbibliothek</i>	285

Aus dem Archiv

Markus Ender, Ulrich Lobis, Joseph Wang-Kathrein: <i>Digital Transformations of Austrian Humanities. Projektbericht</i>	309
---	-----

Rezensionen

Philipp Theisohn: <i>Trakl-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung</i> (Johann Holzner)	327
Isabel Langkabel: <i>Karl Kraus und seine späte »Sprachlehre«. Kontext, Edition und Erläuterung zu Texten aus dem Nachlass</i> (Sigurd Paul Scheichl)	335

Nachrufe

Erika Wimmer: <i>Krista Hauser † Nachruf auf eine Pionierin im Feld des heimischen Kulturjournalismus</i>	341
Johann Holzner: <i>Guy Stern †</i>	344

Kontaktadressen

Editorial

2024 jährt sich der 150. Geburtstag des unerbittlichen Satirikers, und auch im Forschungsinstitut Brenner-Archiv wurde dem Karl-Kraus-Jahr mit einer Reihe von Veranstaltungen gedacht. Das Jubiläumsjahr ist mittlerweile zwar beendet, doch ergänzend zu den Texten der letztjährigen Nummer seien zwei Aufsätze, die sich Kraus' Zeit vor der *Fackel* bzw. der frühen Phase der Zeitschrift annehmen, sowie eine Abhandlung über Kraus und seinen Komponisten Ernst Krenek nachgereicht.

Daneben gibt es ein weiteres Jubiläum zu feiern – vor 60 Jahren wurde durch einen Vertrag der Republik Österreich mit Ludwig von Ficker das Brenner-Archiv begründet. Als Experiment (wenn man es so bezeichnen möchte) haben wir uns entschieden, diesen Jahrestag aus der Außenperspektive betrachten zu lassen, anstatt die Geschichte des Archivs von innen zu erzählen. Die lesenswerten Ergebnisse: Marcel Lepper lässt sich auf ein Gedankenexperiment ein, und eine Gruppe Studierender des Forschungsseminars »Archiv und Literatur« denkt bereits in die Zukunft und stellt ein Konzept für das Brenner-Archiv 2040 vor. Darin wird reflektiert, wie das Archiv in 15 Jahren aufgestellt sein wird und welche Maßnahmen auf dem Weg dorthin nötig sein werden.

Dass mit der Nr. 43 das bis dato umfangreichste Heft der *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* erscheint, ist zwei Umständen geschuldet: Neben der optischen Veränderung durch ein neues Schriftbild bringt es insbesondere mit dem umfangreichen Dossier »Archive und Gender« einen für die Archivtheorie und -praxis eminent wichtigen Aspekt in verdichteter Form aufs Tapet. Die Beiträge des Dossiers zeigen nachdrücklich auf, wie stark auch Literaturarchive von einem männlich dominierten Blick beherrscht sind, so dass praktisch bis in die Gegenwart den Frauen – sowohl in ihrer Rolle als Bestandsbildnerinnen als auch als Bestandsbewahrerinnen – viel zu wenig Beachtung geschenkt wurde. Hier soll das Dossier Abhilfe schaffen und einen ersten Impuls zu einer generellen Bewusstseinsbildung und schließlich zu einem Umdenken leisten.

Markus Ender, Ursula A. Schneider, Ulrike Tanzer

Aufsätze

»Verbindungen« und »Beziehungen« Der junge Karl Kraus unter den Journalisten

von Leo A. Lensing

Friedrich Pfäfflin gewidmet

Auftakt

Bereits 2008 hatte ich eine kleine Edition unbekannter Texte von Karl Kraus zusammengestellt und ein Nachwort dazu entworfen. Es handelte sich um Publikationen und ein einzelnes Manuskript, die vor Gründung der *Fackel*, also vor 1899 entstanden. Ich ließ mich aber bald und allzulange von Projekten zu Peter Altenberg und Arthur Schnitzler ablenken. Wie es seine Art war und bleibt, versuchte Friedrich Pfäfflin mich auf die rechte Bahn zu lenken. Im Frühjahr 2013 saßen wir uns bei einem festlichen Essen in einem Leipziger Lokal gegenüber, wo der ihm gerade verliehene Gutenberg-Preis gefeiert wurde. Lebhaft aber nicht überlaut erzählte ich meiner Tischnachbarin von dem liegengelassenen Editionsprojekt, und er, der offenbar genau zuhörte, rief mir zu: »Machen wir ein Buch?!« Obwohl uns das zweimal vorher für die Bibliothek Janowitz gelungen war, kam es für mich nicht mehr zu einem dritten Band von und über Karl Kraus. Die beiden wichtigsten Texte der vorgesehenen Edition, deren Erläuterung zum Mittelpunkt des Nachworts werden sollte, wurden mir bald unter der Nase weg publiziert. Wenn ich mich dennoch nicht scheute, mit den übriggebliebenen Kleinigkeiten und einigen anderen, mittlerweile entdeckten Texten die folgenden Ausführungen zu rechtfertigen, dann deshalb, weil sie einen literarischen Prätext bilden; und zwar für einen in biographischen Darstellungen und in der Forschung allgemein weniger ausgeleuchteten lebens- und literaturgeschichtlichen Kontext. Es wird darum gehen, Karl Kraus nicht neben oder über den Journalisten, wie wir uns seine exaltierte Stellung heute automatisch vorstellen, sondern mitten unter ihnen – in seinem oft überraschend kompromissbereiten, entgegenkommenden Umgang mit Redaktionen von Wiener Zeitungen, die ihm später das Material seines kompromisslosen Lebenswerks liefern werden. Diese biographisch-bibliographische Unterhaltung schließt mit einer editionsphilologischen Finale. Vorzustellen ist eine unbekannte, zumindest unerkannte Textzusammenstellung von Karl Kraus, die man als bescheidenes Denkmal für die Schriften seiner journalistischen Lehrjahre verstehen kann.

Aspirant auf den Meinungsplantagen

Der »Antijournalist« Karl Kraus, wie Thomas Mann ihn 1913 in der Rundfrage der Zeitschrift *Der Brenner* bezeichnete,¹ hat seine journalistische Vergangenheit nie geleugnet. In frühen Nummern der *Fackel* legte er – wohl innerlich zähneknirschend – Rechenschaft von ihr ab. Das Anfang April 1899 erschienene, erste Heft enthält einen vorläufigen Bericht über sein »geistiges Vorleben«.² Obwohl Kraus seine beiden bis dahin erschienenen selbständigen Publikationen Revue passieren lässt – *Die demolirte Litteratur* von 1897 und die im folgenden Jahr publizierte *Eine Krone für Zion* – nennt er nicht einmal deren Titel. Stattdessen gehört die Charakterisierung ihrer negativen Wirkung zum »Sündenregister«,³ das der junge »Publicist«⁴ ergänzt, aber nicht mit Enthüllungen vergangener journalistischer Vergehen, sondern mit einem allgemeinen Hinweis auf den Kampf, »den ich in mehreren periodisch erscheinenden Druckschriften seit einer Reihe von Jahren gegen die periodisch erscheinenden Dummheiten und Lächerlichkeiten unseres politischen, gesellschaftlichen und literarischen Lebens geführt habe«.⁵

Besonders in den Jahren 1892–1896 wurde dieser Kampf nur sporadisch geführt und, mit wenigen Ausnahmen, nicht gegen die unerbittlich periodisch erscheinende, sogenannte Großpresse. In diesem ersten Heft der *Fackel* kommt die *Neue Freie Presse*, die prominenteste, einflussreichste Tageszeitung der österreichisch-ungarischen Monarchie, die bald zum satirischen Mittelpunkt der Zeitschrift, ja des Lebenswerks von Karl Kraus werden sollte, gar nicht vor. Kraus greift die Institution Presse zwar an, aber vor allem in ihrer Erscheinung als korruptem und korrumpierendem Partner der für die Wiener Kultur zentralen Theaterwelt. Er nennt auch Namen oder besser gesagt: einen Namen, Julius Bauer, gefürchteten Theaterrezensenten sowie Librettisten und Schwankproduzenten, der, um Kraus' satirische Metapher auf die Spitze zu treiben, mit sich selbst »in kritischer Blutschande« lebte.⁶

Auf die sensationelle Wirkung der *Fackel* war Karl Kraus wohl nicht vorbereitet, weder auf die kollegial-stiefmütterliche Reaktion von seinem Mentor Maximilian Harden noch auf die hämisch-aggressive der in den ersten Heften verspotteten Kritiker und Journalisten, die dem jungen Herausgeber enttäuschte Hoffnungen auf noble Redakteursstellen unterschoben und eventuell für einen körperlichen Angriff sorgten. In einem im zweiten Heft publizierten Brief, den Kraus sich für das erste gewünscht hatte, lobte und gratulierte Harden, meinte aber, es müsse sich doch besser mit »Bacher und Benedikt« (Eduard und Moriz), den Herausgebern der *Neuen Freien Presse*, auskommen lassen, als mit Mosse, Ullstein und den anderen Besitzern von Berliner »Meinungsplantagen«.⁷ Diese Missverständnisse auf beiden Seiten führten in dem Mitte Mai erscheinenden fünften Heft zu einer programma-

tischen Stellungnahme: »Ich und die ›Neue Freie Presse‹«. Bevor Kraus die vergleichsweise schmeichelhafte Behauptung gründlich dementierte, *Die Fackel* sei deshalb gegründet worden, da er »nicht in den Redaktionsverband der ›Neuen Freien Presse‹ aufgenommen worden« sei, ging er auf das Gerücht ein, dass ihm auch die »Redactionsthüren« vom *Illustrierten Wiener Extrablatt* verschlossen geblieben wären.⁸ Obwohl Kraus ihm unterschobene »schlechte Erfahrungen« mit dem *Extrablatt* auf diejenigen beschränkt wissen möchte, »welche jeder Zeitungsleser im Kaffeehause mit ihm macht, wenn der Marqueur es just auf den Tisch wirft«,⁹ hatte er gute Gründe, seine Einstellung gerade dieser Tageszeitung gegenüber zu klären. Redakteur und Theaterkritiker des *Illustrierten Wiener Extrablatts* war nämlich – Julius Bauer.

Kraus wird kaum vergessen haben, dass er Bauer einmal schriftlich-privat versicherte, ihn für einen »unserer besten Satiriker« zu halten.¹⁰ In seiner 1894 erschienenen, aber bereits im vorigen Jahr verfassten Rezension von Maeterlincks *Prinzess Maleine* spricht er seine Achtung öffentlich aus.¹¹ Darin lobt er Bauers »Spottparodie« von *L'Intruse*,¹² die von der deutschsprachigen Wiener Erstaufführung im Volkstheater der Josefstadt provoziert worden war. Bauers Bänkelverse strotzen übrigens von Kalauern und Reimen auf dem gleichen Niveau wie einige von Kraus im ersten *Fackel*-Heft monierte Beispiele: »Busentempel« statt »Musentempel« oder das noch miserablere »Im Bein liegt Wahrheit« – für »Im Wein liegt Wahrheit«.¹³ Als Kraus 1893 mit Anton Lindner Beiträger für eine Satirenanthologie anwarb, bat er in einem Brief an Bauer ausdrücklich um Übersendung eben dieses Textes, »Ihrer famosen Symbolistensatire«, wie es hier genannt wird.¹⁴ Noch 1895 nach einem Missverständnis in einem Ischler Kaffeehaus entschuldigte sich Kraus bei ihm mit einem peinlich umständlichen Brief.¹⁵ Ein im Antiquariatshandel vielleicht noch zirkulierendes Exemplar von *Die demolirte Litteratur*, das am 20. Januar 1897 Bauer »herzlichst und in aufrichtiger Ergebenheit« gewidmet wurde,¹⁶ legt nahe, dass Kraus auch zu diesem späten Zeitpunkt den mächtigen Journalisten wenn nicht unbedingt als Verbündeten, dann doch als wohlwollenden Mitwisser im Kampf gegen die in diesem Werk abgekanzelten Jung-Wiener Schriftsteller betrachtete.

Nicht nur Widmungsexemplare, die manchmal ungeahnte Verbindungen des jungen Kritikers dokumentieren – ein anderes Exemplar des Erstlings widmete er »herzlichst und verehrungsvoll« dem devoten Wagnerianer und Musikkritiker des *Neuen Wiener Tagblatts* und der *Wiener Allgemeinen Zeitung* Gustav Schönaich¹⁷ –, sondern auch besonders die weitgehend unpublizierten oder unausgewerteten Korrespondenzen des jungen Karl Kraus enthalten wichtige Hinweise. In solchen Mitteilungen ist auch mehr über seine Verstrickung im journalistischen Netzwerk der Zeit zu erfahren. Einzelne frühe karrieristische Manöver nahm Kraus in das für *Die Fackel* erstellte

Sündenregister seiner journalistischen Lehrjahre nämlich nicht auf. Der Neunzehnjährige hatte sich im Herbst 1893, als das *Neue Wiener Journal* gegründet wurde, dem später in *Die Fackel* immer wieder vehement angegriffenen Jakob Lippowitz als Mitarbeiter für das Ressort »Vorstadttheaterkritik« angeboten.¹⁸ Bereits im Sommer 1892 stellte ihm Hans Merian, Herausgeber der Münchener Zeitschrift *Die Gesellschaft*, »die ständige monatliche Theaterberichterstattung« in Aussicht.¹⁹ In einem Brief vom 22. November 1892 an Paul Barsch, den schlesischen Lyriker und Herausgeber der in Breslau erscheinenden *Monatsblätter*, bat der Achtzehnjährige förmlich um Orientierung:

»Ich möchte sehr gerne Prosaartikel für Ihr wertres Blatt schreiben. Aber was? litterar. Zeitfragen? Was für welche? Wenn Sie so freundl. wären, mir vielleicht ein Thema anzugeben? Vielleicht über die symbolistische Strömung?«²⁰

An einen Karl Kraus, der sich ein Thema vorschreiben lässt, auch wenn jugendlicher Eifer im Spiel ist, muss man sich erst gewöhnen. Im Dezember 1898, als die Entscheidung, *Die Fackel* zu gründen, vermutlich bereits gefällt war, reagierte er zunächst souverän auf die Einladung, zu einer Weihnachtsbeilage beizutragen. Er dankte Moritz Necker, dem Wiener Germanisten und Redakteur des *Prager Tagblatts*, erwiderte aber:

»Leider glaube ich nicht, daß Ihnen mit einem Beitrag, wie ich ihn liefern könnte, gedient wäre – und noch dazu für ein festlich gestimmtes Weihnachtspublikum. Unter dem Motto ›Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!‹ kann ich nun einmal nichts leisten!«²¹

Und musste aber dann in einer überlangen Antwort auf Neckers Gegenbrief erklären, dass dieser seinen »scherzhaften« Ton missverstanden habe und sich bloß einbildete, Kraus habe ihn bei einer neuerlichen Begegnung »wie ein Todfeind« angesehen oder beabsichtigt, ihm »mit rollenden Augen Steine nachzuwerfen«.²² So beschwichtigend blieb der Ton nicht. Am Schluss des Briefes berief sich Kraus auf seine »satirische Freiheit« und versicherte Necker, er werde sich ihrer »erfreuen, ob Sie nun im Prager Tagblatt über mich ›gut schreiben‹, ›überhaupt nicht schreiben‹ oder sich ›öffentlich‹ – immer, bitte, cum grano salis – gegen mich aussprechen«.²³

Telegramme an die *Neue Freie Presse* und eine Theaterkritik

In der knapp ein halbes Jahr später veröffentlichten Erklärung »Ich und die ›Neue Freie Presse« kommt nicht der beschwichtigende, sondern der satirisch freie Karl Kraus zu Wort. Das als bessere Bouvelardzeitung geltende *Extrablatt* mitsamt seines auf »eine witzhaschende Winzigkeit« reduzierten Kritikers Julius Bauer wird zwar erledigt, aber ohne viel Aufhebens, bevor Kraus, das Beichtmotiv diesmal ernster aufnehmend, Leser und Leserinnen einlädt, seine »Jugendsünden« ausführlicher zu besichtigen.²⁴ Es geht um einen würdigeren Gegner, das einzige österreichische Weltblatt:

»aber ich bitte nicht zu erschrecken: ich hatte im Alter von neunzehn bis dreiundzwanzig Jahren ›Verbindungen«, das bedächtige Warmhalten neugewonnener ›Beziehungen« war mein Sturm und Drang und ein feinsittsames Auskommen im liberalen Zeitungskreise der Inhalt meiner Flegeljahre. Ja, ich will es nicht leugnen, dass den literatursüchtigen, politisch völlig ahnungslosen Neuling ein Feuilletonistenplatz in der ›Neuen Freien Presse« zuweilen verlocken mochte, dass mich von allen bestehenden Blättern dies eine mit den seither durchschauten Mätzchen der Vornehmheit getäuscht hat.«²⁵

Die darauffolgende Darstellung seiner gelegentlichen Mitarbeit bei der *Neuen Freien Presse* enthält Hinweise auf Texte, die in der Edition *Frühe Schriften* fehlen und daher in der Forschung kaum Beachtung gefunden haben. Kraus selbst setzt sie als sommerliche Korrespondenzen und Telegramme herab, die er »mit dem Eifer des werdenden Schmocks«²⁶ aus dem Kurort Bad Ischl, wo seine Familie eine Villa besaß, an die Wiener Redaktion schickte.²⁷ In einem Brief vom 26. August 1896 erinnerte er den Feuilletonredakteur der Zeitung Theodor Herzl daran, dass sich seit seinem letzten Beitrag für das »Literaturblatt« seine »Mitarbeiterschaft an der ›Neuen Freien Presse« auf kleine Ischler Berichte, Depeschen u. dgl.« beschränkt habe.²⁸ Der betreffende Artikel, eine Rezension von Karl Rosners Hamlet-Studie,²⁹ war am 21. Juli erschienen und bietet den Anfang eines zeitlichen Rahmens für die Autorschaft von solchen, zugegeben eher formelhaften Texten, die während dieser fünf Wochen im Sommer 1896 Kraus zugeschrieben werden könnten. So darf man zum Beispiel annehmen, dass der 1899 in der *Fackel* erwähnte »Bericht über die Begegnung Goluchowskis und Hohenloes«³⁰ einer Depesche über das Treffen zwischen dem österreichischen Minister des Äußeren und dem deutschen Reichskanzler entspricht, die im Morgenblatt vom 22. Juli 1896 unter dem Titel »Besuch des Grafen Goluchowski beim Fürsten Hohenlohe

(Telegramme der ›Neuen Freien Presse‹.)« erschien.³¹ Auch die Meldung der Ankunft im Ischler Hotel Kreuz des k.u.k. »Reichs-Kriegsministers« mit dem erfunden klingenden, aber realen Namen Edmund von Krieghammer dürfte von dem zukünftigen Autor des großen Antikriegs-Dramas *Die letzten Tage der Menschheit* stammen, in dem neben real lebenden hohen Offizieren auch die fiktiven Generäle Schlapitschka von Schlachtentreu und Demmer von Drahtverhau auftreten.³² Der Minister Krieghammer kommt im ersten Jahrgang der *Fackel* öfter vor.³³

Aus noch unveröffentlichten Briefen an Felix Salten geht hervor, dass Kraus nicht erst 1896, sondern bereits im Sommer 1894 Depeschen und Telegramme für die *Neue Freie Presse* zu schreiben begann – und nicht nur aus Ischl.³⁴ Im Juni schickte er Beiträge auch aus München, »einen kleinen Bericht u[nd] ein Coquelin-Telegramm«, wie es in einem Brief an Salten heißt.³⁵ Der mit der Chiffre »Kr.« signierte Bericht über die letzten Wochen der Theatersaison wurde in der Edition *Frühe Schriften* nachgedruckt,³⁶ aber die am 28. Juni erschienene, ungezeichnete Notiz über das verschobene Gastspiel des berühmten französischen Komikers blieb bisher unerfasst.³⁷ Obwohl es darin in erster Linie um Coquelins vorläufige Absage eines Auftritts am Hoftheater geht, erwähnt Kraus Angriffe auf den französischen Schauspieler »von chauvinistischen Blättern«. Der pointiert genannte Grund für seine Entscheidung nicht aufzutreten – die Trauer Frankreichs um den Tod des Staatspräsidenten Marie François Sadi Carnot – wirkt wie ein Vorwurf gegenüber den Zeitungen.

Auffallender als die bescheidene Substanz solcher Meldungen ist der Wert, den der journalistische Anfänger Kraus ihnen offenbar beimaß. Seine gelegentliche Mitarbeit an der *Neuen Freie Presse* war ihm wichtig genug, dass er mitten in der Erzählung gewichtiger Neuigkeiten Salten praktische Anweisungen für deren Lieferung mitteilte:

»Wenn Sie Ihre obligaten Referatcorresp. Karten bei Nacht aufgeben, so sind die schon gegen ½ 6 abends nächsten Tag in der Redaction. Die Wiener Blätter sind hier bereits ½ 6 ~~in den~~ am selben Tag in den Caféhäusern. Das ist doch großartig.«³⁸

Die penible Aufzeichnung solcher routinemäßigen Aspekte der Verbindung zu dem großen Weltblatt ist dennoch verständlich; die Berichte aus München gehörten doch zu seinen frühesten Beiträgen für die *Neue Freie Presse*, denen nur ein kurzer, ungezeichneter Artikel zum 50. Geburtstag Detlev von Lilien-crons³⁹ und eine bisher unbekannte Theaterkritik vorausgegangen waren.

Erwähnungen von dem deutschen Schriftsteller Hugo Gerlach (1870 bis 1930) in zwei 1894 geschriebenen Briefen an Salten gehören zu den Indizien, die eine im Februar unter der Rubrik »Theater- und Kunstdachrichten« erchiene Kurzkritik Kraus zuschreiben lassen.⁴⁰ In einem Brief vom 12. Dezember nennt er Gerlach zweimal seinen »Freund« und verteidigt ihn in einem von Salten ausgelösten Streit über das Programm eines Vorleseabends.⁴¹ Als junger Autor machte Gerlach durch die Publikation humoristischer Skizzen über das Berliner Volksleben auf sich aufmerksam. Sein offenbar nur in der *Neuen Freien Presse* besprochenes Schauspiel *Das natürliche Recht* wurde am 28. Februar im Rudolfsheimer Volkstheater uraufgeführt, dem gleichen Haus, in dem Kraus ein Jahr zuvor in der Rolle des Franz Moor in *Die Räuber* durchgefallen war. Textliche Übereinstimmungen zwischen dem Bericht in der *Neuen Freien Presse* und einem eine Woche später mit »Kr.« gezeichneten, in den *Berliner Neuesten Nachrichten* erschienenen Theaterbrief⁴² – die Charakterisierung »seine plastischen Schilderungen aus dem Berliner Kleinleben« im ersteren z.B. kommt im letzteren in der Variante »plastische Skizzen aus dem Berliner Kleinleben«⁴³ vor – legen die Autorschaft von Kraus nah. In einer erst vor Kurzem entdeckten, 1897 in der *Wiener Rundschau* unter einem Pseudonym publizierten Huldigung für das Rudolfsheimer »Theaterchen« zählte Kraus die Aufführung von *Das natürliche Recht* zu den Leistungen, die »diese Schaubühne in eine moralische Anstalt« verwandelt hätten.⁴⁴

Die Korrespondenz mit Theodor Herzl sowie andere, in der *Fackel* mitgeteilte überprüfbare Hinweise zeigen, dass Kraus sich in den folgenden Jahren (1895–1897) um Ischler Meldungen über Groß und Klein kümmerte. Als im Sommer 1897 zum Beispiel Überschwemmungen das ganze Salzkammergut bedrohten, steuerte er, wie er sich in der *Fackel* erinnerte, der dankbaren Redaktion sachliche Zustandsberichte bei, die Herzls impressionistischen Schilderungen unter dem Strich einen realen Boden gaben.⁴⁵ Diese Erzeugnisse des journalistischen Anfängers, deren genaue Zuschreibung anhand von Briefen und anderen Quellen noch aussteht, dokumentieren das in der *Fackel* sanktionierte »geistige Vorleben« des Satirikers und verdienten eine editionskritische Aufarbeitung.⁴⁶ Ebenso wichtig erscheint es, den bereits hervorgehobenen »Verbindungen« und »Beziehungen« nachzuspüren, über die Kraus es unterlassen hat, Geständnisse abzulegen. Es sind Arbeitsperioden bei Redaktionen, deren unterschiedliche Entwicklungen für das Verständnis des jungen Karl Kraus vielleicht mehr hergeben als die in der *Fackel* stilisierte Auseinandersetzung mit der *Neuen Freien Presse*. Sie illustrieren die Spannungen zwischen seinen Ambitionen, selbst Redakteur zu werden und ein eigenes Ressort zu vertreten, und der wiederholten Erfahrung, dass dieses Ziel schließlich nur durch unakzeptable Kompromisse zu erreichen gewesen wäre.

Geheimer gelegentlicher Mitarbeiter der *Montags-Revue*

Als Karl Kraus 1904 in der *Fackel* erklärte, es sei »alte Wiener Tradition«, »daß der beste Kritiker für das schäbigste Montags-Blatt schreiben muß«,⁴⁷ werden seine Leser und Leserinnen kaum geahnt haben, dass er damit nicht nur den hier bedauerten, sonst geschätzten Alfred Polgar meinte, sondern auch sein jüngeres Selbst. Nach dem extrem mageren Publikationsjahr 1895, in dem er insgesamt nur zehn Texte veröffentlicht hatte, davon fünf kleine Sachen für eine Faschingszeitung, begann er Mitte Januar 1896 zwar nicht für die als Revolverblatt verschriene *Wiener Sonn- und Montagszeitung*, aber immerhin für die sich als unabhängig gebende, vor allem in Regierungskreisen beliebte *Montags-Revue. Wochenschrift für Politik, Finanzen, Kunst und Literatur* öfters zu schreiben.⁴⁸

Dass Karl Kraus zwischen Januar 1896 und November 1897 mindestens vierzehn Texte in dieser Variante der in Wien um 1900 florierenden wochenendlückenfüllenden Sonn- und Montagspresse veröffentlichte, hat in der biographischen und literarhistorischen Forchung keine Spur hinterlassen. In der zweibändigen, geistesgeschichtlich orientierten Studie von Edward Timms und in der maßgeblichen Biographie von Jens Malte Fischer kommt die *Montags-Revue* nicht vor. In der großen Monographie von Gilbert Carr, wo den Vor-»Fackel«-Schriften aus den Jahren 1892–1898 vierhundert Seiten gewidmet sind, taucht sie in einer einzigen Fußnote auf.⁴⁹ Selbst bei Braakenburg wird ihre Präsenz zunächst verschleiert. Im Hauptteil des ersten Bandes, der Texte von 1892–1896 enthält, stehen nur drei Titel. Erst im Anhang werden für das Jahr 1896 fünf weitere, neu aufgefundene Theaterkritiken mitgeteilt, denen eine im November 1897 erschienene Nachzüglerin im zweiten Band dazukommt. Wie seiner im Brenner-Archiv aufbewahrten Korrespondenz mit dem Nachlassverwalter Friedrich Pfäfflin zu entnehmen ist, zögerte Braakenburg bis zum Druckschluss, ob er nicht mehr der anonym erschienenen Kritiken aufnehmen sollte. In einem Brief vom 13. Juli 1977 schlug er folgendes Verfahren vor: »**Wiener Montagsrevue:** ich erwäge, alle Beiträge, die von Kraus sein könnten, d.h. also auch alle, die nicht bei Kerry stehen, weil sie (durch Zufall?) nicht im Nachlaß liegen, als »Anhang« aufzunehmen, meinetwegen im 2. Band. Und kleiner gedruckt. Was halten Sie davon?«⁵⁰ In dem bis heute als Standardbibliographie geltenden Werk von Otto Kerry stehen zwölf Beiträge aus der *Montags-Revue*.⁵¹ Vier davon ließ Braakenburg aus, ohne diese Entscheidung zu begründen. Sein wichtigster Wiener Ratgeber und heimlicher Mitarbeiter, der Verleger, Antiquar und Kraus-Kenner Hans Eberhard Goldschmidt (1908–1984) hat »ca. 26 kurze Texte« ermittelt, die »von Kraus sein könnten«, aber weder bei Kerry verzeichnet noch in der Edition enthalten sind.⁵² Braakenburgs Unsicherheit über die Autorschaft dieser und anderer

Kraus zuzuschreibenden Texte wurde in einem erst 1988 postum erschienenen Kommentarband zwar angedeutet, aber nicht hinreichend erklärt.⁵³

Erst 2009 war es möglich festzustellen, dass Kraus in der *Montags-Revue* auch eine zwar komprimierte, aber literarhistorisch wichtige Buchrezension platzierte. Seine im Geiste des die Kürze schätzenden Autors elegant formulierte Würdigung von Peter Altenbergs Erstling dürfte die erste Kritik überhaupt der im Frühjahr 1896 erschienenen, später überall besprochenen Skizzensammlung *Wie ich es sehe* sein:

»*Wie ich es sehe*. Von Peter Altenberg. Unter diesem originellen Titel hat ein Wiener Dichter in dem bekannten Verlage von S. Fischer, Berlin, Scizzen erscheinen lassen, die einen künstlerischen Hochflug nehmen über die seichten Niederungen, wo heimische Gedankenarmuth in Stimmungen schwelgt. Es sind weite Horizonte, die uns hier ein Seher eröffnet.«⁵⁴

Zu der auffälligen Stimmungsmetapher griff Kraus wieder Anfang Dezember in der zweiten Folge der *Demolirten Litteratur*, wo der Lokalästhetizismus der Jung-Wiener Autoren als »Gedankenarmuth« charakterisiert wird, die »in Stimmungen schwelgen will«.⁵⁵

Auch wenn man nur die zwölf bisher beglaubigten Theaterkritiken aus der *Montags-Revue* – acht in der Edition und vier, die von Kerry bibliographiert, aber von Braakenburg ausgelassen wurden – zur Kenntnis nimmt, ist festzuhalten, dass innerhalb der engen Grenzen dieser journalistischen Kleinform die satirische Schreibkunst der *Fackel* vorgeübt wurde. Anonym zeichnend und von der Redaktion offenbar ungehemmt, erlaubte sich der zunehmend selbstbewusste junge Kritiker, mit Witz verbrämte Verrisse zu liefern. So heißt es in einer Kritik der Gesangsposse *Im siebenten Himmel* von Leopold Krenn und Carl Lindau, einem der erfolgreichsten Librettistententeams der Zeit: »An dem Bekenntnisse des Theaterzettels: ›Mit Benützung einer fremden Idee‹ verblüfft mehr noch als die Ehrlichkeit der Autoren die Mittheilung, daß eine Idee es war, der die Posse ihre Entstehung verdankt.«⁵⁶ Oder in der Besprechung von *Mister Menelaus*, einer Operette, die »nur im Titel eine Beziehung zu Offenbach versucht« (*La belle Hélène*), die abschließende Bemerkung, dass der Komponist immer zur rechten Zeit eingriff, »um der textlichen Qual ein Ende zu bereiten«.⁵⁷ Die letzte nachgewiesene Kritik des Jahres 1896 über den Schwank *Die Höllenbrücke* beginnt heiter-ironisch mit dem Ausruf »Endlich wieder ein Abend reinen ungetrübten Mißvergnügens«. Im Mittelpunkt stand ein in Wien – und überhaupt in Österreich – immer willkommenes Motiv: »Der Preuße in Beziehung zur Gebirgsnatur«. Erst am Schluss wird die schauspielerische Leistung gewürdigt. Kraus lässt das

Bergmotiv des Stückes in die Formulierung von Lob und Tadel metaphorisch einfließen: »Das Publicum wäre gestern heillos in die Tiefen der Langweile abgestürzt, hätte nicht Herr *Tewele* rechtzeitig ein Rettungsseil des Humors angelegt. Fräulein *Reichenbach*, die diesmal eine Hochtouristin gab, wünschte man noch in jeder Rolle über alle Berge.«⁵⁸

Mehr noch als die freimütige Aggressivität der Kritiken in der *Montags-Revue* überrascht ihre noch unbestimmte Zahl. Neben den sechsundzwanzig von Goldschmidt eruierten, Kraus zuzuschreibenden Texten, die weniger als die Hälfte der übrigen, anonym erschienenen Theaterkritiken im Jahrgang 1896 ausmachen, ist mit einer vergleichbaren Zahl von 1897 veröffentlichten Beiträgen zu rechnen. Denn ein im Karl Kraus-Archiv erhaltener Ausschnitt einer am 8. November 1897 publizierten Kritik legt eine in diesem Jahr fortgesetzte Mitarbeit nahe.⁵⁹ Das heißt, dass er rund fünfzig oder noch mehr unbekannte Beiträge für die *Montags-Revue* geschrieben haben könnte; Texte, für die er offensichtlich kein Interesse hatte, als Autor zu zeichnen.⁶⁰ Die fast zwei Jahre lang warmgehaltene Beziehung oder Verbindung zur *Montags-Revue* wurde zwar emsig gepflegt, sollte aber wohl nicht öffentlich werden. Das ist bemerkenswert, denn Jakob Herzog, 1870 Mitbegründer und bis zu seinem Tod 1915 Chefredakteur des Blattes, bildete in frühen Jahrgängen der *Fackel* eine markante Erscheinung.⁶¹

Bereits 1900 im dreiundreißigsten Heft erschien eine ausführliche Charakteristik, in der ein inkriminierendes Porträt des mit Ministern in Wiener Kaffeehäusern verkehrenden und in Ischl sich treffenden Journalisten gezeichnet wurde. Die »Pauschalien und Beteiligungen« der *Montags-Revue* (Bestechungsmechanismen verschiedener Art), behauptet Kraus, stünden auf ähnlicher Höhe wie die der *Neuen Freien Presse* und ermöglichten Herzog »das Leben eines Millionärs«, der »kostbare, altitalienische Bilder« kaufe und »theuere Reisen« unternehme – obwohl seine Zeitschrift bloß »in wenigen hundert Exemplaren« erscheine.⁶² Mit schärferen Konturen kehrt dieses Bild bis 1905 öfters wieder. Die Auflagenzahl wird wiederholt auf demütigende dreihundert Exemplare präzisiert; Herzogs »grossartige Bildergalerie« wird zum Leitmotiv der Darstellungen.⁶³ Er erscheint einmal als »Besitzer der ›Montags-Revue‹ und eines echten Rembrandt«, dann noch drastischer als »Eigenthümer eines Winkelblatts«, der »mehr Gemälde als Abonnenten« besitze, und schließlich recht ordinär als »der geschickte Montagsmakler«. ⁶⁴ Seine lange Freundschaft mit dem verstorbenen Ministerpräsidenten Eduard Graf Taaffe, dem man die Autorschaft von Leitartikeln in der *Montags-Revue* nachsagte, wird durch ihr gemeinsames Frühstück in einem Kaffeehaus in der Herrengasse heraufbeschworen. Während der Amtszeit Ernest von Koerbers, von 1901–1904, hat Herzog, so wird es in der *Fackel* behauptet, das Sagen; er ist es, der »Thronreden verfasst und Ministerbesuche empfängt«. ⁶⁵

Als sich 1905 von Koerbers Abgang abzeichnete, imaginierte Kraus die Reaktion des Journalisten, dessen Sonderstatus gegenüber der Regierung damit vorbei war:

»In der Seele des Jakob Herzog – jenes Jakob, der zu seinem Gott sprach: Ich lasse dich nicht, du pauschalierest mich denn – ist Trauer eingezogen. Er durfte sich intimster Freundschaft mit Herrn v. Koerber rühmen, der ja stolz genug war, in Ischl außer dem Kaiser nur noch den Herzog zu besuchen.«⁶⁶

So wird dem Chefredakteur und Besitzer der *Montags-Revue* die zweifelhafte Ehre eines doppelten onomastischen Wortspiels zuteil, bei dem dessen journalistische Bestechungsgeschäfte als Parodie des heldenhaften Ringens des biblischen Jakobs entlarvt werden.

Die längerfristige, geheimgehaltene Mitarbeit des jungen Karl Kraus in der Redaktion eines Herausgebers, der, wenn auch nur vorübergehend, sehr rasch zur fixen Figur der satirischen Glossenwelt der *Fackel* wurde, wirft biographische Rätsel auf. Für eine nähere Bekanntschaft mit Herzog während Kraus' Mitarbeit an der *Montags-Revue* gibt es keine Indizien, aber später in der *Fackel* ausgewertete Kenntnisse von dessen redaktionellen Praktiken und ihren finanziellen Belohnungen dürfte seine Freundschaft mit Friedrich (Fritz) Schik (1857–?) gefördert haben. Schik – auch er eine für den journalistischen Werdegang des jungen Karl Kraus wichtige Figur, die in einschlägigen Darstellungen bis heute fehlt⁶⁷ – gehörte 1894–1897 zum Redaktionstab der *Montags-Revue* und tat sich in diesen Jahren als scharfer Theaterkritiker hervor. Er publizierte mit der Chiffre »- i -« oder unter eigenem Namen auch Essays und Kommentare sowie gelegentlich gewichtige Feuilletons unter dem Strich. Neben anderen, prominenteren Mitarbeitern wie Alfred von Berger und J. J. David lieferte er im März 1895 einen Beitrag für die Festnummer zum zwanzigjährigen Bestehen des Blattes.⁶⁸ Zahlreiche, im Kraus-Nachlass erhaltene Briefe und Karten Schiks – zwischen 1895 und 1911 rund vierzig Stück – und ein paar in öffentlichen und privaten Sammlungen befindliche Widmungsexemplare zeugen von einem andauernden, freundschaftlichen Verhältnis.⁶⁹ In jungen Jahren bildete Schik mit Gustav Frieberger und Julius Gans von Ludassy zusammen – auf die spätere Beziehung von Kraus zu diesen beiden wird zurückzukommen sein – eine von Arthur Schnitzler bezeichnete »geschlossene Gruppe« von abtrünnigen, zum Journalismus übergetretenen Juristen, deren Einwirkung auf seine ersten literarischen Versuche in seiner Autobiographie ausführlich geschildert wird. Schik ist dort als »Wiener Hofrat, Hypochonder, Menschenfeind oder Sonderling« porträtiert, der als »Theaterfex seine unverrückbaren, übrigens selten ungerechten Sympathien

und Antipathien gegenüber bestimmten Schauspielern« hatte.⁷⁰ Obwohl Schnitzler den frühen, bald aufgegebenen dramatischen Versuchen von Schik skeptisch gegenüber stand, würdigte er seine »essay-kritische Tätigkeit« und attestierte ihm »ein[en] wirklich vorhanden[en] Kunstverstand«.⁷¹

Kraus dürfte Schik Ende 1892 im Bekanntenkreis um Schnitzler kennen-gelernt haben; neben diesem, Richard Beer-Hofmann und Felix Salten bekam auch er eine Freikarte für die am 14. Januar 1893 im Rudolfsheimer Volkstheater gespielte Vorstellung von *Die Räuber*, in der der Schauspielernovize den Franz Moor bekanntlich mehr schlecht als recht gab.⁷² Am 21. Januar 1894 hielt Schnitzler in seinem Tagebuch ein Treffen im Café Central mit Schik und Kraus allein fest.⁷³ Im Laufe des Jahres trafen sie ihn als lockeres Zweigespann oder mit anderen zusammen noch einige Male, so auch am 20. Oktober, im Kaffeehaus wieder und redeten, wie er fand, »unsinniges über Sudermann«.⁷⁴ Ihr kunstrichterliches Einvernehmen – in diesem Fall gegenüber dem damals in Wien gerade erfolgreich aufgeführten, aber umstrittenen deutschen Dramatiker Hermann Sudermann – meinte Schnitzler später gegen sich selbst gerichtet zu verspüren. Als Kraus Anfang Dezember 1896 in der zweiten Folge der in der *Wiener Rundschau* vorabgedruckten Satire *Die demolirte Litteratur* ihn als den »Dichter, der das süße Mädel burgtheaterfähig machte«, karikierte,⁷⁵ vermutete Schnitzler dahinter auch den Einfluss von Schik, der im Juni in der *Neuen Revue* über den »Bordellvater« in dessen Burgtheatererfolg *Liebelei* gespottet hatte.⁷⁶

Schiks Korrespondenz mit Kraus in den Jahren vor Gründung der *Fackel* verrät tatsächlich eine fast verschwörerische Gleichgesinnung. Im September 1895 überlegten sie, wie man Hermann Bahr am besten dazu zwingen könnte, vor Redakteuren der *Neuen Freien Presse* eine »Anschuldigung« gegen Kraus zurückzunehmen.⁷⁷ Als Bismarck im Sommer 1898 im Sterben lag, ging es darum, Rudolf Lothar, den Herausgeber der Wochenschrift *Die Wage*, dazu zu bewegen, Artikel von beiden Mitarbeitern über den von ihnen bewunderten Altreichskanzler zu veröffentlichen. Wie Schik an Kraus schrieb, hatte er einen substantiellen Artikel »über den noch lebenden Bismarck« in Vorbereitung,⁷⁸ musste sich aber schließlich mit einem verkürzten, am 6. August veröffentlichten Nachruf (»Nach Bismarck's Tode«) begnügen.⁷⁹ Ein bissiger, gegen die österreichischen Zustände gerichteter Kommentar von Kraus, »BISMARCK und die Unseren«, erschien eine Woche später.⁸⁰ Den fertigen »dringlichen und vielleicht Aufsehen erregenden Bismarck-Artikel«, wie Schik ihn in einem zweiten Brief an Kraus bezeichnete,⁸¹ druckte am 1. September unter dem Titel »Bismarck-Socialdemocraten« nicht *Die Wage*, sondern die *Wiener Rundschau*, und zwar als Leitartikel auf der ersten Seite.⁸²

Im Sommer 1898 ging es ausnahmsweise auch einmal nicht um gemeinsam geführte journalistische Streitigkeiten, sondern um eine poten-

tielle Zusammenarbeit der beiden Freunde. Der auch als Dramaturg tätige Schik informierte Kraus über neue Entwicklungen im Carltheater, wo er die Aufführung eines Nestroy-Stückes angeregt habe: Regie führen sollte Karl Kraus; die Inszenierung habe »modern« zu sein. Schik fügte hinzu: »Meine seinerzeitige Kritik in der Montags-Revue gäbe einige diesebezügliche Gesichtspunkte.«⁸³ Ganz im Sinne des zukünftigen Autors von *Nestroy und die Nachwelt* hatte sich Schik am Anfang seiner am 25. Mai 1896 in der *Montags-Revue* erschienenen Rezension eines deutschen Gastspiels von *Der Zerrissene* darüber beschwert, dass Nestroy in Wien »seit langem mehr citirt als gespielt wurde«.⁸⁴ Er nutzte den Anlass, um inszenatorische und schauspielerische Richtlinien für die Entwicklung eines neuen Nestroy-Stils zu entwerfen, in dem »Bestandtheile des Dialogs [...] neu zu gruppieren« wären und statt eines nicht mehr zeitgemäßen »Witzpathos« ein »Spielton persiflierenden Humors« im Mittelpunkt stehen sollte.⁸⁵ Bereits in Schiks skizzierter Umwertung ist der »Gegenentwurf zur zeitgenössischen Dramaturgie« zu erkennen, den die Kraus-Forschung in dessen späterer Rezeption von Nestroy festgestellt hat.⁸⁶ Die Begeisterung für Nestroy verband Schik und Kraus, der bereits 1894 vorgeschlagen hat, neue Inszenierungen der »besten und relativ frischesten Werke Nestroys, des prächtigen Komöden« (I, 189) vorzunehmen.⁸⁷ Während ihrer gemeinsamen Mitarbeit an der *Montags-Revue* erschien eine anonyme Rezension von Chiavaccis und Ganghofers Ausgabe der *Gesammelten Werke*, die man jedem von beiden zuschreiben möchte. Obwohl die editorische Arbeit bemängelt wird, begrüßte man das Projekt selbst grundsätzlich; »unser großer Satyriker Nestroy« wird gefeiert sowie der »Menschenkenner im Stile Shakespeares [und] Spötter im Sinne des Aristophanes«,⁸⁸ Formulierungen und Vergleiche, die zu Kraus' eigener Rezeption des verehrten Theaterdichters genau passen.

Gerade die Übereinstimmungen zwischen Urteil und Stil bei Schik und Kraus erschweren die Zuschreibung der vielen unsignierten Theaterkritiken in der *Montags-Revue*.⁸⁹ Als Kraus im Januar 1896 neben Kritiken und Skizzen für die neugegründete literarische Zeitschrift *Liebelei* auch für die *Montags-Revue* zu schreiben begann, hatte Schik bereits zwei Jahre bei dem Blatt gearbeitet und war gerade als »ständiger« Vorstadttheaterreferent unter der Rubrik »Theater, Literatur und Kunst« installiert worden. In dem Jahrgang 1896 erschienen mindestens zweimal, im April und Mai, nachgewiesene Kritiken von Karl Kraus sowie Texte, die Schik entweder mit seiner Chiffre oder seinem Namen signierte, auf der gleichen Seite.⁹⁰ In der Nummer vom 16. November waren sie beide zusammen mit Peter Altenberg in der Inhaltsangabe des ersten Heftes der neugegründeten Zeitschrift *Wiener Rundschau* namentlich angeführt. Für »F. Schik« wird nur der Titel, »Politisches Temperament«, mitgeteilt; aber die Beiträge von »Peter Altenberg« und »Karl

Kraus« sind mit wenigen, aber aner kennenden Worten charakterisiert: vom ersteren »Venedig in Wien«, zwei Skizzen [...] in der ungemein anziehenden Art dieses Dichters«, vom letzteren wird die erste Folge von *Die demolirte Litteratur* als »eine ätzende Satire der neueren Wiener Geistesrichtung und ihrer Vertreter« bezeichnet.⁹¹

Im Sommer 1897 lobte Kraus – in einer unter dem Pseudonym »Alpha« in der *Wiener Rundschau* publizierten Theaterkritik⁹² – Schiks eine Woche früher in der *Montags-Revue* erschienene Rezension des gleichen Stückes nicht nur,⁹³ sondern zitierte sie auch zur Bekräftigung des eigenen Arguments. Dass Kraus den Autor dieser von Schik anonym publizierten Kritik offenbar ohne weiteres erkannte, suggeriert ein enges Bündnisverhältnis gegenüber (und vielleicht auch innerhalb) der Redaktion. Im Spätherbst wurde das Bündnis radikal auf die Probe gestellt. Als Jacob Herzog in der *Montags-Revue* vom 29. November 1897 gegen den journalistischen Usus der Zeit die fristlose Entlassung von Schik bekanntgab⁹⁴ – in der vorigen Nummer war dessen vernichtende Kritik einer Komödie des Burgtheaterdirektors Max Burckhard erschienen⁹⁵ –, baute Kraus eine kritische Stellungnahme dazu in seinen nächsten »Wiener Brief« für die *Breslauer Zeitung* ein.⁹⁶ Er witterte hinter Herzogs plötzlicher Handlung Interessenkonflikte und Korruption. Der »Herausgeber des Blattes und gleichzeitige dramatische Dichter Jakob Herzog«, wie Kraus ihn pointiert bezeichnete, hatte zwei Stücke in der Direktionskanzlei des Burgtheaters liegen. Kraus' letzte nachgewiesene Theaterkritik für die *Montags-Revue* war am 8. November erschienen und markierte vermutlich das Ende der eigenen Mitarbeit.⁹⁷

Redakteur bei der neuen alten *Presse*

Im Gegensatz zur Mitarbeit von Karl Kraus an der *Montags-Revue*, die in der Edition *Frühe Schriften* zumindest dokumentiert ist, war eine aussichtsreiche Verbindung zur sogenannten alten *Presse*, Vorgängerin und zeitweise Konkurrentin der *Neuen Freien Presse*, bis zu ihrer kursorischen Behandlung in Carrs 2019 erschienener Studie so gut wie unbekannt geblieben.⁹⁸ Aber auch Carr hat die Bedeutung eines 1999 gekürzt publizierten, seither kaum rezipierten Schlüsseldokuments – eines Briefes vom 20. Februar 1896 an einen Redakteur der *Presse*, wohl den Herausgeber und Chefredakteur Zacharias Konrad Lecher – unterschätzt.⁹⁹ Ohne die darin enthaltene Mitteilung von Kraus, dass seine »Wirksamkeit in der ›Presse« aus »vier Notizen: 2 Raimundtheaterkritiken, eine Recension ›Wiener Autorenabend«, ein Entrefilet ›Mein Sitznachbar« bestanden hatte, wäre diese flüchtige Mitarbeiterschaft vermutlich noch lange verborgen geblieben.¹⁰⁰ Als der

Brief als Teil der Sammlung Anita Kössler ins Karl Kraus-Archiv kam, übernahm man zunächst die wohl 1937 geschriebene, irreführende Beschreibung, dass es sich um eine »Durchschrift eines eigenhändigen Briefes an einen Redakteur d. Neuen Freien Presse vom 20.2.96« handelte.¹⁰¹ Wie noch zu zeigen ist, geht die Bedeutung dieses Schreibens an den Herausgeber der *Presse* weit über die darin enthaltenen bibliographischen Informationen hinaus. Es gehört zu den wichtigsten biographischen Zeugnissen aus der Zeit vor Gründung der *Fackel* und ist nur mit dem im folgenden Jahr geschriebenen Brief an seinen Bruder Richard vergleichbar, in dem Kraus mit dem Vater Jacob und den Werten seiner patriarchalischen Welt abrechnete.¹⁰² Von diesen beiden Briefhandschriften (sieben beziehungsweise elf Seiten) ließ Helene Kann, Freundin und erste Archivarin von Karl Kraus, um 1937 Abschriften machen, vermutlich im Zusammenhang einer geplanten Publikation der von ihr so genannten »Jugendarbeiten«.

Wie Karl Kraus am Anfang und am Schluss des Briefes an Lecher betonte, bildete dessen Anlass zunächst Rücksicht auf Bertha Flegmann (1852–1933). Die »Kaufmannsgattin« und »Journalistin«, wie sie in den Jahren vor und nach 1900 in Kurort-Badelisten aufgeführt wurde,¹⁰³ gehörte zu jenen Frauen jüdischer Abstammung, in deren gastfreundschaftlichen Räumen die Wiener Literatur der Jahrhundertwende gepflegt und gefördert wurde. Im Tagebuch von Arthur Schnitzler und in seiner Korrespondenz mit Richard Beer-Hofmann taucht sie besonders in den Jahren 1892–1893 in Wien und in Ischl auf. In ihren ersten Briefen an Schnitzler zeigte sie sich von seinem *Anatol*-Zyklus fasziniert. Im Dezember 1892 versuchte sie eine Aufführung einzelner Einakter daraus im Rudolfsheimer Volkstheater zu vermitteln,¹⁰⁴ wo nur einige Wochen später Karl Kraus auf der gleichen Bühne seinen bereits erwähnten Misserfolg als Franz Moor in *Die Räuber* erlebte. In einem Nachruf auf Bertha Flegmann wurde an die große Rolle erinnert, die sie einst in der Wiener Gesellschaft gespielt hatte, an Brahms und an »viele Schriftsteller, Künstler, Sänger und Schauspieler«, die bei ihr ein und aus gingen.¹⁰⁵ Dass der junge Karl Kraus dazu gehörte, ja dass er sich nicht zu gut war, auch in anderen literarischen Salons zu verkehren und die dort geknüpften Kontakte für seine journalistische Karriere auszunützen – auch dies ist ein kaum erforschter Aspekt seiner Biographie.¹⁰⁶

Karl Kraus glaubte, dieser Bertha Flegmann, die ihn an die Redaktion der *Presse* empfohlen hatte, eine Erklärung schuldig zu sein, warum er auf eine erst knapp drei Wochen zuvor angetretene Stelle bei der noch prestigeträchtigen Zeitung jetzt verzichtete. Dabei hatte er seine redaktionellen Aufgaben sofort ernstgenommen und seinen Freund Karl Rosner um einen Beitrag gebeten, wie ein Brief von diesem zeigt:

»Zu Deiner neuen Stellung bei der neuen alten Presse sende ich meinen herzlichsten Glückwunsch und zugleich meinen Dank für die Aufforderung zur Mitarbeiterschaft. Wenn ich gelegentlich was passendes habe sende ich es gerne [...]«¹⁰⁷

Man hatte Kraus aber nicht nur eine ständige Mitarbeit angeboten, sondern ihm auch das Ressort »literarische Vorträge« versprochen. Zwischen dem 2. und dem 10. Februar waren zwei Theaterkritiken, ein »Entrefilet« (eine humoristische Skizze über Strapazen des Theaterbesuchs) und ein Referat über eine Autorenlesung erschienen, außer dem Entrefilet alle mit »Kr.« gezeichnet. Mit leichter Ironie lässt Kraus Lecher wissen, dass die »geringe Meinung«, die er selbst, der Autor, von seinen »journalistischen Leistungen« habe, von anderen »nicht geteilt« werde; ja – und hier beruft er sich auf das Zeugnis von Frau Flegmann – die Arbeiten wären »von einer Ihnen nahestehenden Seite mit schmeichelhafter Anerkennung aufgenommen worden«. Dann aber erklärt Kraus, warum er bereute, von der »Aufforderung zur Mitarbeiterschaft an der *Presse* Gebrauch gemacht zu haben«. Es stellte sich heraus, dass zumindest ein Beitrag des jungen Kritikers bei Lechers Stellvertreter, Gustav Frieberger, nicht Anerkennung, sondern Tadel erregt hatte. Frieberger zitierte den neuen Mitarbeiter zu einem Gespräch, das Kraus in seinem Brief teilweise nacherzählt, teilweise »wortwörtlich« wiedergibt; eine Szene aus dem realen Journalistenleben, die sich später zur fiktionalen Darstellung in *Die letzten Tage der Menschheit* oder *Die Unüberwindlichen* bestens geeignet hätte.

Kraus beschreibt, wie er in der Redaktion erschien, um seine Freikarte für einen literarischen Vortrag abzuholen. Der Chefredakteur-Stellvertreter Frieberger ließ ihn anderhalb Stunden warten, unterbrach die Wartezeit aber jede halbe Stunde mit »unhöflichen Zwischenrufen«; eine Situation, die nicht nur an ähnliche Szenen in Kraus' Dramen erinnert, sondern auch an eine Episode in Kafkas *Prozeß*, wo von Josef K. vergleichbare Geduld im Vorzimmer eines Advokaten abverlangt wird. Frieberger warf Kraus zunächst vor, eine »elend geschriebene« Autorenkritik produziert zu haben, musste aber dann zugeben, dass er bloß mit bestimmten Urteilen unzufrieden war. Der Standpunkt, den Kraus gegenüber Wiener Autoren eingenommen hätte, sei »unstatthaft«. Kraus erinnerte Frieberger daran, dass er als »einzige Directive« die bekommen habe, »unbefangen und rücksichtslos« zu schreiben; behauptet aber, »in unbefangener, aber doch massvoller Weise die Eindrücke des Abends« wiedergegeben zu haben. Tatsächlich waren die wenigen kritischen Momente in der kurzen, am 10. Februar erschienenen Notiz eher zurückhaltend formuliert. Das wird noch deutlicher, wenn man sie mit dem identisch betitelten Artikel vergleicht, der am gleichen Tag ungezeichnet, aber zweifellos von Kraus ge-

schrieben, in der *Montags-Revue* gedruckt wurde.¹⁰⁸ Während er in der Presse mit milder Ironie die Reihe »Wiener Autoren-Abende« als Gelegenheit wertet, durch Feuilletons älteren Datums allzubekannte Autoren »persönlich« kennenzulernen, werden in der *Montags-Revue* die Veranstaltungen als »etwas prästensiöses«, aber »harmloses« Vorhaben bezeichnet, »ein paar Abende der Saison todtzuschlagen«. Unter den Vortragenden waren prominente, populäre Journalisten wie Eduard Pötzl und Vinzenz Chiavacci, die Kraus allerdings respektvoll als »Schriftsteller« bezeichnete; »Realisten im Wiener Humor«, wie er sie 1893 im lobenden Sinne genannt hatte.¹⁰⁹ Dass man den von ihnen vorgelesenen Feuilleton-Skizzen, »in Zeitungen, Büchern, an geselligen Abenden schon wiederholt begegnet« und daher kein aktuelles Bild der »Wiener [literarischen] Production« entstanden war, darüber werden die Autoren selbst sich kaum aufgeregt haben. Frieberger war aber durch diese und andere harmlos krittelnde Beobachtungen offenbar derart aufgebracht, dass er deklarierte, wie Kraus berichtet, »überhaupt in meiner Mitarbeiterschaft eine Pause eintreten lassen« zu müssen. Von dieser plötzlich herausgestoßenen Entscheidung ließ der neue Mitarbeiter sich nicht beirren, führte sie vielmehr auf Friebergers »persönliche Eigenthümlichkeiten« zurück und, den Spieß umdrehend, auf seine Zufriedenheit »in der Umgebung anerkannter journalistischer Unfähigkeiten«. Dann zitiert er »wortwörtlich«, wie er Lecher versichert, seine Entgegnung:

»Meine literarische oder journalistische Begabung, die Sie offenbar veranlaßt hat, mich an Ihr Blatt zu berufen, hat sich in den zwei Wochen kaum verringert. Meine Recensionen waren nicht die schlechtesten der ›Presse‹, mein Entrefilet ›Sitznachbar‹ hat ihrem lokalen Theile nicht zur Unehre gereicht. Wenn Sie dennoch mich jetzt abzuwerfen für angezeigt halten, so schädigen Sie mich schwer in dem wenn auch vielleicht noch geringen journalistischen Ansehen, das ich mir durch einzelne meiner Arbeiten doch erworben habe. Es werden mich viele, die meine Chiffre vermissen werden, peinlich interpellieren, wieso es komme, daß ich so bald in der ›Presse‹ verstummt bin. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich in meinem Interesse die Betreffenden entsprechend aufklären werde.«

Bemerkenswert ist die Bereitschaft, das eigene schriftstellerische Talent als »literarisch« oder »journalistisch« zu bezeichnen, als ob die beiden Eigenschaften synonym seien. Unvorstellbar nach Gründung der *Fackel* wäre auch die Sorge ausgerechnet um ein »journalistisches Ansehen«, das er durch Friebergers Handlung als gefährdet betrachtete.

Ob der gerade von der *Montags-Revue* zur *Presse* gewechselte Frieberger, als er Kraus mit Vorwürfen traktierte, auch die andere, harschere Kritik des Wiener Autoren-Abends vor Augen hatte? Damit ist zu rechnen, denn er selbst hatte bis Ende 1895 die Stellung als Vorstadttheaterkritiker bekleidet, die Kraus seit Januar 1896 mit Fritz Schik teilte. Kraus für seinen Teil verschwieg dem Chefredakteur Lecher gegenüber nicht nur die gleichzeitige Mitarbeit an dem anrühigen Montagsblatt, sondern auch seine rege Tätigkeit zwischen Januar und März für die kurzlebige literarische Wochenschrift *Liebelei*, wo er unter dem Pseudonym »Crépe de Chine« oder der Chiffre »K.« zwischen Januar und März vierzehn Texte – Essays, Theaterkritiken und Glossen – publizierte. Übrigens wusste man in der Redaktion der *Montags-Revue* über das Pseudonym Bescheid. Dort wurde die erste Nummer von *Liebelei* begrüßt und »geistreiche Satiren und Kritiken von Karl Kraus (*Crépe de Chine*)« hervorgehoben.¹¹⁰

Zuletzt ist anzumerken, dass die Einladung der alten *Presse* an den talentierten jungen Kritiker nicht nur mit der Protektion von Bertha Flegmann zusammenhing, sie gehörte auch zu einem größeren Vorhaben, den Kulturteil der Zeitung im Vorfeld einer Umgestaltung zu profilieren. Ende Dezember 1895 hatte der angesehene Schauspieler Adolf von Sonnenthal Arthur Schnitzler zu sich gebeten, um ihm im Auftrag von Lecher, Frieberger und Heinrich Glogau, dem Dritten im Bunde des Redaktionsstabs, das Burgtheaterreferat der Zeitung anzutragen. Schnitzler lehnte das Angebot ab, vor allem, wie er in seinem Tagebuch notierte, um seine Unabhängigkeit zu bewahren, aber auch deshalb, weil Glogau »und wohl jetzt auch Frieberger recht *schäbige* Menschen« seien.¹¹¹ Ausserdem hatte Glogau im Oktober 1895 Theodor Herzl die »Chefredaction« der *Presse* angeboten, als dieser dem Herausgeber der *Neuen Freien Presse* Moriz Benedikt mit der Gründung eines »Judenblattes« noch drohte¹¹² – eine Drohung, die er zwei Jahre später mit der zionistischen Zeitschrift *Die Welt* wahr machte. Die auch damals unrealistische, heute kaum vorstellbare Konstellation – Karl Kraus, Arthur Schnitzler und Theodor Herzl in einer Zeitungsredaktion versammelt – kam jedenfalls nicht zustande. Die 1848 gegründete, als erstes Wiener Weltblatt geltende Zeitung *Die Presse* stellte am 31. Oktober 1896 ihr Erscheinen ein. *Liebelei* hatte bereits am 20. März nach dem neunten Heft aufgehört. Am 15. November publizierte Kraus in der neu gegründeten, ambitiösen Zeitschrift *Wiener Rundschau* die erste von vier Folgen seiner satirischen Dichtergalerie *Die demolirte Litteratur* und signalisierte damit den Bruch mit der Literatur der Wiener Moderne. Der bescheidene Aufstand gegen die Vetternwirtschaft der Wiener Zeitungswelt war im Februar erprobt worden, als er sein »journalistisches Ansehen« verteidigte und die Stellung bei der *Presse* kündigte. Warum er, der Beiträge für die *Wiener Rundschau* – mit Ausnahme der fünf unter

dem Pseudonym ›Alpha‹ erschienenen Texte – und ab Januar 1897 auch für die *Breslauer Zeitung* mit vollem Namen zeichnete, fast zwei Jahre lang bei der *Montags-Revue* anonym weiter machte, bleibt vorläufig ein noch zu schreibendes Kapitel seiner Lebens- und Werkgeschichte.

Theaterreferent für die *Wiener Allgemeine Zeitung*?

Es gab eine weitere, noch verborgenere Verwicklung von Karl Kraus mit einer Wiener Tageszeitung, deren damalige linksliberale Ausrichtung sich mit der angeblich unabhängigen, oft »eigenwilligen deutschliberalen Politik« der *Montags-Revue* und der rechtsliberalen, letztlich offiziösen Einstellung der alten *Presse* kontrastierte.¹¹³ Dass er im Herbst 1894 gute Aussichten hatte, Theaterkritiker bei der *Wiener Allgemeinen Zeitung* zu werden, dürfte auch Kenner seiner Biographie überraschen. Die überwiegende Mehrzahl der bekannten Veröffentlichungen aus diesem Jahr teilte sich zwischen einer im ersten Quartal erschienenen, langen Reihe von Theaterberichten für die *Berliner Neuesten Nachrichten* und fünf Buchrezensionen, die im November und Dezember in der neugegründeten Wiener Wochenschrift *Die Zeit* publiziert wurden. In einem Brief vom 26. Oktober 1894 an Schnitzler beschrieb der chronisch arbeitslose deutsche Kritiker Friedrich M. Fels, der sich in der ersten Hälfte der 1890er Jahre im Kreis der Jung Wiener Autoren bewegte, eine mit Kraus und der *Wiener Allgemeinen Zeitung* zusammenhängende, ihn verbitternde Entwicklung:

»Dr. Ludassy hat vor ein paar Tagen den Kraus kommen lassen; er möge versuchen, Theaterreferate zu schreiben; er, Ludassy, werde suchen, sie unterzubringen, nachdem er mit Glücksmanns Berichten nicht zufrieden sei. So steht also die Sache diesmal so: ich bin nicht etwa, wie schon mehrmals [,] zu spät gekommen, sondern einfach übergangen worden wegen – Kraus, den Sie zwar schätzen, der aber nichts weiss und nichts kann.«¹¹⁴

Fels begründete dieses apodiktische Urteil mit einer ihm zugegangenen Mitteilung von Otto Neumann-Hofer, verantwortlichem Redakteur des in Berlin erscheinenden *Magazin für Litteratur*, dem Kraus zwischen März und Dezember 1893 zehn Beiträge, vor allem Theaterkritiken, geliefert hatte. Neumann-Hofer habe Kraus »wegen ›Unwissenheit, die durch einen schneidigen Ton allein nicht gut zu machen sei‹, hinausgeschmissen«.¹¹⁵ Neumann-Hofer hatte sich bereits in August 1893 über Kraus beschwert. Wie er in einem Brief an Moritz Necker erklärte, sei Kraus für ihn »eine Verlegenheitsfigur«

gewesen, als er eine für *Das Magazin* angemessene Vertretung in Wien suchte. Nachdem er »zu wiederholten Malen das Konzept des fürchterlichen Knaben Karl durchkorrigiert hatte«, fragte er zunächst bei J. J. David an und wandte sich jetzt an Necker mit der Bitte, die Stellung zu übernehmen.¹¹⁶ Der sich trotzdem für das theaterkritische Talent des mittlerweile Zwanzigjährigen interessierende Julius Gans von Ludassy, auf dessen frühe Beziehung zu Schnitzler vorhin hingewiesen wurde, war im Begriff, von der Redaktion des Wiener *Fremdenblatts* zu einer Stellung als Chefredakteur der *Wiener Allgemeinen Zeitung* zu übertreten und suchte neue Kräfte für das Feuilleton. Der Schriftsteller, Kritiker und beliebte Vortragsredner Heinrich Glücksmann, den Kraus später als Verbündeten in seinem Kampf gegen die Jung Wiener Schriftsteller betrachtete,¹¹⁷ agierte zu dieser Zeit als Haupttheaterreferent der Zeitung und bekleidete diesen Posten vorläufig weiter, auch nach Ludassys Übernahme der Redaktion.

Konkurrenz erwuchs Glücksmann eventuell nicht durch Kraus, sondern von dessen noch nicht entfremdetem Freund Felix Salten. Salten hatte spätestens 1893 begonnen, Beiträge in der *Wiener Allgemeinen Zeitung* zu publizieren und war Mitte Oktober 1894, wie ein Brief Schnitzlers an Beer-Hofmann zeigt, bereits in die Redaktion der Zeitung eingetreten.¹¹⁸ Aus zwei Mitte November an Salten von Kraus geschriebenen Briefen, in denen eine sogenannte »Pfungst-Kritik« im Mittelpunkt steht, geht hervor, dass auch er Texte für die Feuilletonseite lieferte.¹¹⁹ In der »Pfungst-Kritik« ging es allerdings nicht um eine Theateraufführung, sondern um den Frankfurter Fabrikanten, Schriftsteller und Herausgeber altindischer und buddhistischer Literatur und Philosophie Arthur Pfungst, dessen zweiter Lyrikband *Neue Gedichte* gerade erschienen war. Wie Kraus zu einem Buch dieses Autors oder zum Interesse an seinem Werk kam, bleibt vorläufig rätselhaft. Sie hätten einander allerdings kaum übersehen können. Beide waren in den Jahren 1892 und 1893 ständige Mitarbeiter der Münchener Monatsschrift *Die Gesellschaft* und sowohl mit eigenständigen Beiträgen als auch mit Rezensionen vertreten, die manchmal im gleichen Heft dicht beieinander standen.¹²⁰ Pfungst pflegte auch Wiener Kontakte. Als Pazifist veröffentlichte er Gedichte in Bertha von Suttners Zeitschrift *Die Waffen nieder!*, und er korrespondierte mit dem liberalen Philosophen und Universitätsprofessor Friedrich Jodl, dessen Vorlesungen Kraus in den folgenden Jahren frequentierte.

In dem zweiten der beiden Briefe über die »Pfungstkritik« geht es um Korrekturen des eingereichten Manuskripts, vor allem interessanterweise eines »wienerschen Sprachlapsus«. Kraus bittet Salten, »Spatzen am Dache« durch »Spatzen auf dem Dache« zu ersetzen.¹²¹ Er überließ dem frischgebackenen Redakteur, dem später der grammatikalischen Unsicherheit und der stilistischen Unfähigkeit Bezichtigten, auch die Entscheidung, ob man

eine Passage, die ausgerechnet mit den Worten »und einst vor Gott« schließt, stehen oder streichen lassen sollte. Dieser Text war ihm auch sonst wichtig genug, um den Wunsch zu äußern, dass sie »hoffentlich [...] bald« und gezeichnet erscheine und zwar »mit vollem Namen«. ¹²² Am 10. November war nämlich zum ersten Mal seit zwei Jahren (mit der Ausnahme der in *Die Presse* gedruckten Maeterlinck-Kritik) – in der ersten der vorhin erwähnten fünf Rezensionen für *Die Zeit* – eine neue Publikation in Wien von »Karl Kraus« voll signiert erschienen. Aber unter seinem vollen Namen oder unter den bekannten Chiffren »Kr« und »K« erschienen weder die Pfungst-Kritik noch ein von dem neuen Chefredakteur Ludassy in Aussicht gestelltes Theaterreferat in der *Wiener Allgemeinen Zeitung*. Spätestens im August 1895 dürften wachsende Differenzen zwischen Kraus und Salten jede weitere Mitarbeit an dem Blatt vereitelt haben.

Es ist durchaus möglich, dass in diesem Zeitraum unter der am 7. November von Ludassy übernommenen Herausgeberschaft ungezeichnete Beiträge von Kraus erschienen sind. Es gibt in der in Frage kommenden Periode mindestens eine Theaterkritik, die ihm zuzuschreiben wäre. Am 18. Dezember erschien an letzter Stelle unter der Rubrik »Theater, Kunst und Literatur« eine kritische Notiz zur Inszenierung des 1844 publizierten Dramas *Mutter und Sohn* (1844) der deutschen Schauspielerin und Dramatikerin Charlotte Birch-Pfeiffer.

»(Rudolphsheimer Volkstheater.) Vor einem dankbaren Publicum wurde gestern Abends im Rudolphsheimer Volkstheater das Birch-Pfeiffer'sche Drama: »Mutter und Sohn« aufgeführt. Das Stück ist öde und leer. Zwei Acte braucht's, um der stolzen Mutter Gelegenheit zu bieten, ihren unbeugsamen Sohn zu verfluchen, drei weitere Acte, um die harte Frau zu bewegen, den Fluch wieder zurückzunehmen. Frau Loewe-Czerniawski, die Directrice und Hauptactrice, war in einigen Einzelheiten recht gut. Im Ganzen wird draußen besser gesprochen als gespielt, abgesehen von einigen Unfällen in der Verwendung der Fälle.« ¹²³

Die Bühnenwirksamkeit von Birch-Pfeiffers Stücken dauerte lange nach ihrem Tod im Jahr 1868 an, in Wien bis in die 1890er Jahre. Die Aufführung von *Mutter und Sohn* fand im Rudolphsheimer Volkstheater statt, einer Vorstadtbühne, die Kraus ja gut kannte. Als das beliebte Theater 1897 vor der Demolierung stand, widmete der sonst strenge junge Kritiker ihm und der Direktorin Pauline Loewe in der *Wiener Rundschau* ein liebevolles Erinnerungsdenkmal. Unter ihrer Leitung sei die bescheidene »Bühne in eine moralische Anstalt verwandelt« worden. ¹²⁴ Die Kritik in der *Wiener*

Allgemeinen Zeitung galt in erster Linie dem den Naturalismus antizipierenden, aber sentimental Drama, und sie verriet eine gewisse sympathisierende Vertrautheit mit dem Bühnenunternehmen, das mit Pauline Loewes bekannter und anerkannter Schauspielschule verbunden war. Sie leitete das Theater nicht nur, sondern trat auch gelegentlich in Hauptrollen auf. Die elegant komprimierte Bezeichnung von ihr als »Directrice und Hauptactrice«; der biblische Anklang (»öde und leer«) in dem vernichtenden Urteil über das unzeitgemässe Rührstück; die lapidare Abfertigung des Inhalts als Funktion der Szenenfolge; die wortspielerische Charakterisierung des Ensemblespiels, die eine grammatikalisch unsichere Sprechweise moniert: das sind stilistische Merkmale, die bald in den signierten Verrissen des rapide reifenden jungen Kritikers zu finden sein werden. Eine sichere Zuschreibung wird natürlich auf Bestätigung durch andere Quellen warten müssen. Ebenso wichtig erscheint jetzt das Wissen, dass der Bruch mit Salten, der sich im letzten erhaltenen, am 12. Dezember geschriebenen Brief an ihn anzubahnen scheint,¹²⁵ vielleicht auch mit der verlorengegangenen Redakteursstelle zusammenhängt – ein Vorspiel zur bitteren Auseinandersetzung mit Gustav Frieberger und der *Presse*.

Editionsphilologische Finale

Zum Abschluss ist auf einen alten Neufund hinzuweisen, ein bemerkenswertes, aber bisher vernachlässigtes Typoskript, das mit dem Ankauf des von Anita Kössler 1938 nach Schweden geretteten Teilnachlasses erst sechzig Jahre später im Karl Kraus-Archiv der Wienbibliothek anlangte. Beschrieben wurde es in einem um 1998 erstellten, vorläufigen Verzeichnis als »Frühe Artikel / Abschriften, Typoskripte / o.D., 18 S. / [Wiener Briefe usw.] / Vermutlich von Helene Kann um 1937 angefertigt«. Diese achtzehn Seiten sind aber keine beliebige Ansammlung, sondern bilden eine einzige, zusammenhängende Textauswahl, die im Umfeld der schon zu Lebzeiten von Kraus geplanten, spätestens 1937 von Helene Kann in Angriff genommenen Edition der frühen Schriften entstanden sein muss. Spuren dieser Edition befinden sich in ihrer in öffentlichen und privaten Sammlungen erhaltenen Korrespondenz. An die französische Gymnasiallehrerin Germaine Goblot, die in den 1930er Jahren an einer (nicht realisierten) Biographie von Kraus arbeitete, schrieb sie am 17. März 1937, dass »jetzt die Jugendarbeiten durchgesehen [werden], um eine eventuelle Publikation zu erwägen«.¹²⁶ Im Mai hieß es, sie seien »nun in einem Album vereinigt, zur Schonung der alten Zeitungsausschnitte«.¹²⁷ Sie teilte Goblot im Oktober mit, dass sie »die Jugendwerke K's« nicht bei dem Schweizer Verlag Oprecht, der gerade eine Ausgabe der Gedichte verlegt hatte,

erscheinen lassen möchte; das sei »ein prononcierter Emigrantenverlag«. ¹²⁸ Ähnliche Bedenken äußerte sie gegenüber dem deutschen Historiker und Nazi-Gegner Karl Thieme, den sie gebeten hatte, die Herausgabe der Jugendschriften zu übernehmen. ¹²⁹ Thieme hatte sich in der Wiener Zeitschrift *Die Erfüllung* mit dem Essay »Der Apokalyptiker Karl Kraus« als theologischer Interpret des Satirikers profiliert. ¹³⁰ Ihn konnte man für das Projekt, das damals den Titel »Karl Kraus in der Vorfackelzeit« führte und Texte enthalten sollte, in denen religiöse Fragen kaum eine Rolle spielen, nicht gewinnen. ¹³¹ Noch 1946 korrespondierte Helene Kann mit dem ersten Biographen von Kraus, Leopold Liegler, der 1937 ein »Exposé« der geplanten Edition zusammengestellt hatte. Dieses heute nicht mehr auffindbare Dokument schickte Kann an Thieme, der es ihr zurückschickte. In ihrem Brief an Liegler vom 7. August 1946 kündigte sie die Sendung des Exposés und »Alles, was von Jugendarbeiten vorhanden ist: Wiener Rundschau, Wage, Liebelei und das Album mit den Ausschnitten aus der Breslauer Zeitung« an. ¹³² Mit Ausnahme der Zeitschrift *Liebelei*, die nur von Januar bis März 1896 erschien, sind damit die Publikationen genannt, die in dem bisher übersehenen Typoskript vertreten sind.

Die vierzehn darin enthaltenen Texte stammen allesamt aus den Jahren 1897–1898, also nicht aus der Zeit der hier dargestellten »Verbindungen« und »Beziehungen«, sondern aus der Periode, die Kurt Krolop die »zweite Entwicklungsphase des Frühwerks« nannte, ¹³³ in der der im ersten Heft der *Fackel* erinnerte Kampf »gegen die periodisch erscheinenden Dummheiten und Lächerlichkeiten unseres politischen, gesellschaftlichen und literarischen Lebens geführt« wurde. Das Typoskript besteht aus sieben in der *Breslauer Zeitung* erschienenen »Wiener Briefe«, sechs für die Wiener Wochenschrift *Die Wage* geschriebenen »Chroniken« sowie einer einzelnen Theaterkritik, die wie die vier Folgen von *Die demolirte Litteratur* in der *Wiener Rundschau* erschien. Als Autor genannt erscheint Karl Kraus nur vor diesem Artikel und nach dem letzten, wo sein Name auch die letzten Worte des Typoskripts bildet. Diese beiden Texte sind auch die einzigen, die in vollem Wortlaut übernommen wurden. Unter den anderen, mehr oder minder gekürzten sind fünf Auszüge, die anderthalb bis zwei Typoskript-Seiten füllen, in der Regel aber weniger als die Hälfte des Originals repräsentieren. Bei drei Exzerpten sind es nur zwölf bis fünfzehn Zeilen aus Texten, die in der Edition von Braakenburg bis zu fünf Seiten lang sind. Solche teilweise radikal zusammengestrichenen Texte dürften nur unter dem roten Stift des Autors selbst entstanden sein. Das Typoskript trägt Spuren einer sorgfältigen Ausführung. Es enthält fünf hand- und fünfzehn maschinenschriftliche Korrekturen sowie einen mit der Maschine geschriebenen Einschub von vier Zeilen. Nur drei typographische Fehler sind unkorrigiert geblieben.

Zwischen einzelnen Stücken des Typoskripts und dem von Helene Kann angelegten »Album« der Jugendarbeiten gibt es bemerkenswerte Übereinstimmungen. In diesem informellen Sammelband, der den Titel »Publikationen von Karl Kraus erschienen vor der Gründung der Fackel« führt, sind unter den aufgeklebten Ausschnitten aus Zeitungen und anderen Druckschriften einige, die Spuren seiner handschriftlichen Redigierung aufweisen. Besonders auffällig markiert ist ein am 5. Dezember 1897 in der *Breslauer Zeitung* erschienener Artikel. In diesem »Wiener Brief« werden die infolge der Badenischen Sprachverordnung ausgebrochenen, von Kraus persönlich erlebten Krawalle im Reichsrat geschildert. Dieser Text war ihm wichtig genug, um 1909 anlässlich des Todes von Kasimir Felix Graf Badeni in der *Fackel* exzerpiert zu werden.¹³⁴ Es ist diese gekürzte, mit handschriftlichen Streichungen und Korrekturen versehene Fassung des Briefs, die als Vorlage des Typoskript-Auszugs gedient haben muss.¹³⁵ Der dort mit Rotstift zur Auslassung markierte Anfangsabsatz, der in der *Fackel* fehlte, aber im Typoskript wieder vorhanden ist, wird auf dem Zeitungsausschnitt mit Blaustift wieder eingesetzt; ein Indiz von vielen, dass Kraus selbst die Textgestalt des Typoskripts bestimmt haben dürfte. Die strenge Auswahl – rund siebzig in der *Wiener Rundschau*, in der *Breslauer Zeitung* und in der *Wage* publizierten Artikel werden auf vierzehn Texte und Textauszüge reduziert – verdient eine eigene, hier nicht mehr zu leistende Erläuterung. Das daraus entstandene Textgebilde, das in dem 1913 privat gedruckten, ebenso aus größeren und kleineren Zitaten zusammengestelltem Pamphlet *Karl Kraus als Vorleser* ein Vorbild hatte,¹³⁶ scheint jedenfalls den Charakter einer eigenständigen Schrift zu besitzen.

*

Depeschen, Lokalberichte aus der Sommerfrische in Ischl und ein anonym publiziertes Theaterreferat in der *Neuen Freien Presse*; zwei Dutzend oder noch mehr zu identifizierende Theaterkritiken und Rezensionen in der *Montags-Revue*; eine intensive, aber jäh abgebrochene Mitarbeit bei der *Presse*; Hinweise auf unbekannte Beiträge für die *Wiener Allgemeine Zeitung*. Zu den im Mittelpunkt dieser Betrachtungen stehenden journalistischen Verbindungen des jungen Karl Kraus kommt eine Reihe anderer publizierter und unpublizierter Texte hinzu, die in die Edition *Frühe Schriften* nicht aufgenommen wurden: eine Buchrezension, die Kraus im Sommer 1896 der Feuilletonredaktion der *Neuen Freien Presse* lieferte und die sich, unveröffentlicht geblieben, im Nachlass von Theodor Herzl erhalten hat;¹³⁷ zwei Notizen über Schnitzlers Einakter *Abschiedssouper*;¹³⁸ ein 1894 in der *Presse* erschienener, vergessener Kommentar zu Maurice Maeterlincks *Prinzess*

Maleine;¹³⁹ fünf unter einem Pseudonym publizierte Kritiken und Glossen in der *Wiener Rundschau*¹⁴⁰ und das zehnteilige, vermutlich um 1896 entstandene Manuskript »Reklamemenschen«, das ein mediales Übel zum Gegenstand hat und somit das zentrale satirische Anliegen der *Fackel* vorwegnimmt.¹⁴¹ Allein die beträchtliche Zahl und das überraschend breite Gattungsspektrum dieser Texte rechtfertigen die philologischen Mühen einer ergänzten und überarbeiteten Edition des Frühwerks. Dass man im Anhang einen Versuch, das Beste des widersprüchlichen Œuvres der »Vorfackelzeit« zu destillieren, zum ersten Mal veröffentlichen könnte, würde das Projekt zu einem editorischen Abenteuer machen.

Dank

Peter Michael Braunwarth, Christopher Frey, Isabel Langkabel, Martin Peche, Katharina Prager, Wolfgang Straub, Laura Untner (Wien), Markus Ender, Sigurd Paul Scheichl, Ulrike Tanzer (Innsbruck), Jens Malte Fischer (München), Ulrich von Bülow (Marbach am Neckar)

Anmerkungen

- 1 Rundfrage über Karl Kraus. Hg. Ludwig Ficker. Innsbruck: Brenner-Verlag 1913, 15.
- 2 Karl Kraus: Die Fackel, Nr. 1, 1899, 4.
- 3 Ebenda, 4.
- 4 Ebenda, 1.
- 5 Ebenda, 4.
- 6 Ebenda, 22.
- 7 Die Fackel, Nr. 2, 1899, 4.
- 8 Die Fackel, Nr. 5, 1899, 4.
- 9 Ebenda.
- 10 In einem Brief vom 23. Mai 1893. Vgl. Hans Eberhard Goldschmidt: Satirenanthologie und Caféhausbeleidigung. Zwei Briefe an Julius Bauer. In: Kraus-Hefte, H. 8, Oktober 1978, 3.
- 11 Karl Kraus: Maurice Maeterlinck. In: Local-Anzeiger der »Presse«. Beilage zu Nr. 66, 9. März 1894, 9.
- 12 Gebackene Ducaten. (Symbolistische Vorstellung im Theater in der Josephstadt). In: Illustriertes Wiener Extrablatt, 3. Mai 1892, 5. Am Schluss des nicht signierten Artikels fasst Bauer »die Vorgänge des symbolistischen Stückchens« in einer »Schauerballade« zusammen.
- 13 Die Fackel, Nr. 1, 1899, 18.
- 14 Goldschmidt (Anm. 10), 3.
- 15 Ebenda.
- 16 Das Exemplar wurde 2000 bei Zisska & Kistner in München versteigert. Eine Abbildung der Widmung enthält der Katalog von Lane Duck Books. Unique Books, Manuscripts and Works of Art. Boston 2004, 124.
- 17 Das am 1. Mai 1897 Schönaich gewidmete Exemplar befindet sich in einer amerikanischen Privatsammlung.

- 18 Vgl. den Brief vom 8. Oktober 1893 an eine unbekannte Dame, die vielleicht Adele Strauss war. Max Rychner: Ein Brief des neunzehnjährigen Karl Kraus. In: Forum, Jg. 6, H. 64 (April 1959), 151–152.
- 19 Unveröffentlichter Brief von Karl Kraus an Felix Salten, 22. August 1892. Wienbibliothek im Rathaus, Nachlass Felix Salten, Sign. ZPH-1681-1.
- 20 Nikolaus Gatter: Karl Kraus. Brief an Paul Barsch, Redakteur der *Monatsblätter* der Breslauer Dichterschule. In: Der Sopha schön und doch zum Lottern. Almanach der Varnhagen-Gesellschaft. Hrsg. von Nikolaus Gatter. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2015, 45.
- 21 Unveröffentlichter Brief von Karl Kraus an Moritz Necker, 17. Dezember 1898. Wienbibliothek im Rathaus, Nachlass Moritz Necker, H.I.N.-142.736.
- 22 Unveröffentlichter Brief von Karl Kraus an Moritz Necker, 23. Dezember 1898. Wienbibliothek im Rathaus, Nachlass Moritz Necker, H.I.N.-142.734.
- 23 Ebenda.
- 24 Die Fackel, Nr. 5, 1899, 5.
- 25 Ebenda, 6.
- 26 Ebenda, 7.
- 27 Vgl. Gilbert Carr: Demolierung – Gründung – Ursprung. Zu Karl Kraus' frühen Schriften und zur frühen Fackel. Würzburg: Königshausen & Neumann 2019, 264. Carr verweist auf solche im Sommer 1896 in der Neuen Freien Presse veröffentlichten Texte, ohne einer definitiven Zuschreibung nachzugehen..
- 28 Johannes J. Braakenburg: Über eine unveröffentlichte Rezension von Karl Kraus. In: Kraus-Hefte, Nr. 13, Januar 1980, 2, wo der Brief veröffentlicht ist.
- 29 Karl Kraus: Frühe Schriften. Hrsg. von Johannes J. Braakenburg. München: Kösel-Verlag 1979. Bd. 1, 263–266.
- 30 Die Fackel, Nr. 5, 1899, 7.
- 31 Neue Freie Presse, 22. Juli 1896, 7. Bei Tageszeitungen ist, wenn nicht anders vermerkt, immer die Morgenausgabe gemeint.
- 32 Neue Freie Presse, 9. August 1896, 7.
- 33 Die Fackel, Nr. 5, 12; Nr. 20, 26; Nr. 25, 5, 6; Nr. 26, 3.
- 34 Vgl. Katharina Prager: »Und waschen Sie mir den Kopf ordentlich!«. Felix Salten und Karl Kraus. In: Im Schatten von Bambi. Felix Salten entdeckt die Wiener Moderne. Leben und Werk. Hg. v. Marcel Atze unter Mitarbeit von Tanja Gausterer. Salzburg/Wien: Residenz Verlag 2020, 162–183.
- 35 Unveröffentlichter Brief von Karl Kraus an Felix Salten, 30. Juni 1894. Wienbibliothek im Rathaus, Nachlass Felix Salten, Sign. ZPH-1681-7.
- 36 Karl Kraus: Frühe Schriften (Anm. 29), Bd. 1, 200–201.
- 37 Theater- und Kunstnachrichten. Aus *München* wird uns gemeldet. In: Neue Freie Presse, 28. Juni 1894, 8.
- 38 Unveröffentlichter Brief von Karl Kraus an Felix Salten, 30. Juni 1894. Wienbibliothek im Rathaus, Nachlass Felix Salten, Sign. ZPH-681-7.
- 39 Karl Kraus: Frühe Schriften (Anm. 29), Bd. 1, 199–200. Der Artikel erschien unter dem Titel »Ein deutscher Lyriker« in der Ausgabe vom 4. Juni 1894. Vgl. Frühe Schriften (Anm. 29), Bd. 1, 199–200.
- 40 Neue Freie Presse, 28. Februar 1894, 7.
- 41 Unveröffentlichter Brief von Karl Kraus an Felix Salten, 12. 12. 1894. Wienbibliothek im Rathaus, Nachlass Felix Salten, Sign. ZPH-1681-18.
- 42 Vgl. den Nachdruck in: Frühe Schriften (Anm. 29), Bd. 1, 196–197.
- 43 Ebenda, 196.
- 44 Leo A. Lensing: Alphas Spuren. Über neu entdeckte Texte, die Karl Kraus vor der Gründung der »Fackel« in einer Wiener Zeitschrift veröffentlichte. In: Bilder und Zeiten. Beilage der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, 9. Dezember 2023, Z5.
- 45 Die Fackel, Nr. 5, 1899, 7–8. Vgl. Carr (Anm. 27), 286–291, wo Indizien für Kraus' Autorschaft von einem Bericht über die verheerenden Überschwemmungen geprüft werden.

- 46 Die schwer zu identifizierenden Beiträge zur *Neuen Freien Presse* bilden fast ein Leitmotiv in der Korrespondenz zwischen Braakenburg und Friedrich Pfäfflin in den Jahren 1975–1978. Braakenburg war überzeugt, dass Kraus in dieser Zeitung »weit mehr veröffentlicht hat, als wir wissen« (Unveröffentlichter Brief vom 26. November 1977, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Karl Kraus-Sammlung Friedrich Pfäfflin, Konvolut Braakenburg).
- 47 Die Fackel, Nr. 163, 1904, 23.
- 48 Zur Charakterisierung der Zeitung vgl. Kurt Paupié: Handbuch der österreichischen Pressegeschichte 1848–1959. Bd. 1: Wien. Wien: Wilhelm Braumüller Universitäts-Buchhandlung 1960, 201.
- 49 Carr (Anm. 27), 286, Anm. 116. Die Mitarbeit von Kraus bleibt unerwähnt.
- 50 Johannes J. Braakenburg an Friedrich Pfäfflin, 13. Juli 1977. Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Karl Kraus-Sammlung Friedrich Pfäfflin, Konvolut Braakenburg.
- 51 Otto Kerry: Karl-Kraus-Bibliographie. Mit einem Register der Aphorismen, Gedichte, Glossen und Satiren. München: Kösel-Verlag 1970, 26.
- 52 Unveröffentlichter Brief von Johannes J. Braakenburg an Friedrich Pfäfflin, 27. Juli 1977. Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Karl Kraus-Sammlung Friedrich Pfäfflin, Konvolut Braakenburg.
- 53 Johannes J. Braakenburg: Karl Kraus. Frühe Schriften. Erläuterungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, 213.
- 54 Montags-Revue, 17. April 1896, 6. Vgl. den ersten Nachdruck in: Peter Altenberg: Die Selbsterfindung eines Dichters. Briefe und Dokumente 1892–1896. Hrsg. von Leo A. Lensing. Göttingen: Wallstein 2009, 89. In einem Brief an seine Freundin Annie Holitscher zitierte Altenberg, dem die Autorschaft von Kraus offenbar unbekannt war, aus seinem Gedächtnis: »In der Montag-Revue stand: »P. Altenberg nimmt in diesem Buche einen künstlerischen Hochflug über die seichten Niederungen, wo heimische Gedankenarmuth in Stimmungen schwelgt. Es sind weite Horizonte, welche ein Seher uns hier eröffnet« (67).
- 55 Kraus: Frühe Schriften (Anm. 29), Bd. 1, 277.
- 56 Ebenda, 295.
- 57 Ebenda, 294.
- 58 (Raimund-Theater.) Zum ersten Mal: »Die Höllenbrücke«, Schwank von R. Jaffé und W. Wolff. In: Montags-Revue, 9. November 1896, 6. Dieser Titel ist nur bei Kerry verzeichnet.
- 59 Theater an der Wien. Zum erstenmale. »Die Goldtante« von Karl Costa. Nachgedruckt in: Karl Kraus. Frühe Schriften (Anm. 29), Bd. 2, 112f. Vgl. den aufgeklebten, unvollständigen (und falschen datierten) Ausschnitt aus der *Montags-Revue* in dem von Helene Kann zusammengestellten Album »Publikationen von Karl Kraus erschienen vor der Gründung der Fackel« (Wienbibliothek im Rathaus, Teilnachlass Karl Kraus, H.I.N.-241.217).
- 60 Braakenburg selbst stellte die Autorschaft der einzigen, mit »k.« gezeichneten Kritik in Frage. Vgl. Braakenburg: Frühe Schriften. Erläuterungen (Anm. 53), 213.
- 61 In der einschlägigen Literatur kommt Herzog nur einmal, in einem Aufsatz von Kurt Krolop, vor – als eine von vielen böhmischen »Romanfiguren aus [der] Glossenwelt« der *Fackel*. Siehe Kurt Krolop: Prager Autoren im Licht der *Fackel*. In: ders.: Reflexionen der Fackel. Neue Studien über Karl Kraus. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1994, 120.
- 62 Die Fackel, Nr. 33, 1900, 13–14. Vgl. Paupié: Handbuch (Anm. 48), 201, wo die Auflage für 1901 mit 7.000 Exemplaren beziffert wird.
- 63 Die Fackel, Nr. 94, 1902, 3; Nr. 106, 1902, 4; Nr. 111. 1902, 13.
- 64 Die Fackel, Nr. 106, 1902, 4; Nr. 175, 1905, 23.
- 65 Die Fackel, Nr. 125, 1902, 29.
- 66 Die Fackel, Nr. 175, 1905, 23.
- 67 Nur bei Carr (Anm. 27) kommt Schik einige Male vor, meistens en passant, und wird zweimal irreführend als »Schauspieler« (9, 52) bezeichnet.

- 68 Friedrich Schik: Das Recht auf Geschichtlichkeit. In: Montags-Revue, 25. März 1895, 16.
69 Veröffentlicht sind Briefe aus den Jahren 1900–1901, in denen es um die Übersiedlung von Annie Kalmar nach Hamburg, ihr Engagement am dortigen Deutschen Schauspielhaus und nach ihrem Tod um das von Kraus gestiftete Grabmal im Ohlsdorfer Friedhof geht – aber einmal auch um Herzls Komödie *Gretel* und Kritiken der Aufführung, deren Übersendung Schik in Aussicht stellte. In: Karl Kraus. »Wie Genies sterben«. – Annie Kalmar. Briefe und Dokumente 1900–1999. Hrsg. von Friedrich Pfäfflin. Marbach a. N.: Deutsches Literaturarchiv 1999. Ein Widmungsexemplar von *Sprüche und Widersprüche* (1909) befindet sich im Deutschen Literaturarchiv Marbach, ein Widmungsexemplar von *Heine und die Folgen* (1910) in der Schweizer Privatsammlung Oded Fluss. Schik wurde auch in dem Testament von Karl Kraus bedacht. Vgl.: Karl Kraus contra ... Die Prozeßakten der Kanzlei Oskar Samek. Hrsg. von Hermann Böhm. Wien: Wiener Stadt- und Landesbibliothek 1997. Bd. 4, 553.
- 70 Arthur Schnitzler: Jugend in Wien. Autobiographie. München: dtv 1971, 106–107.
71 Ebenda, 108.
72 Brief von Karl Kraus an Arthur Schnitzler, 11. Januar 1893. In: Reinhard Urbach: Karl Kraus und Arthur Schnitzler. Eine Dokumentation. I. Karl Kraus: Briefe an Arthur Schnitzler. In: Literatur und Kritik, H. 49, Oktober 1970, 514. Dass Kraus in dem Brief »Herr Schick« schreibt, legt nahe, dass die Bekanntschaft neu war.
- 73 Arthur Schnitzler: Tagebuch. https://schnitzler-tagebuch.acdh.oeaw.ac.at/entry_1894-01-21.html.
74 Arthur Schnitzler: Tagebuch. https://schnitzler-tagebuch.acdh.oeaw.ac.at/entry_1894-10-20.html
75 Karl Kraus: Frühe Schriften (Anm. 29), Bd. 1, 278.
76 Arthur Schnitzler: Tagebuch. https://schnitzler-tagebuch.acdh.oeaw.ac.at/entry_1896-12-01.html. Im gleichen Ton kritisierte Kraus die Zeichnung einer anderen Figur in *Liebelei* in einer unter dem Pseudonym »Alpha« publizierten Kritik, die am 1. Juni 1897 in der *Wiener Rundschau* erschien. Vgl. Lensing: *Alphas Spuren* (Anm. 44).
- 77 Unveröffentlichter Brief von Friedrich Schik an Karl Kraus, 13. September 1895. Wienbibliothek im Rathaus, Teilnachlass Karl Kraus, H.I.N.-167.370.
78 Unveröffentlichter Brief von Friedrich Schik an Karl Kraus, undatiert, aber wohl in der Woche vor dem 30. Juli 1898 geschrieben. Wienbibliothek im Rathaus, Teilnachlass Karl Kraus, H.I.N.-167.673. Im Verzeichnis trägt der Brief irrtümlich das Datum des 9. August 1898.
- 79 Die Wage, Jg. 1, Nr. 32. 6. August 1898, 525.
80 Die Wage, Jg. 1, Nr. 33. 13. August 1898, 553f.
81 Unveröffentlichter Brief von Friedrich Schik an Karl Kraus, undatiert, wohl Juli 1898. Wienbibliothek im Rathaus, Teilnachlass Karl Kraus, H.I.N.-167.371.
82 Wiener Rundschau, Bd. IV, Nr. 20, 1. September 1898, 749–751.
83 Unveröffentlichter Brief von Friedrich Schik an Karl Kraus, 7. August 1898. Wienbibliothek im Rathaus, Teilnachlass Karl Kraus, H.I.N.-167.372.
- 84 - i - (d.i. Friedrich Schik): Raimund-Theater. In: Montags-Revue, 25. Mai 1896, 7.
85 Ebenda.
86 Vgl. Carr (Anm. 27), 659.
87 Kraus: Frühe Schriften (Anm. 29), Bd. I, 189.
88 *Johann Nestroy's gesammelte Werke*. Herausgegeben von Vincenz Chiavacci und Ludwig Ganghofer. Stuttgart, A. Bong & Comp. In: Montags-Revue, 7. Dezember 1896, 6.
- 89 Eine von Laura Untner durchgeführte stilometrische Analyse von neunundachzig in den Jahren 1896–1897 anonym in der Montags-Revue publizierten Theaterkritiken konnte zwar keine eindeutigen Ergebnisse erzielen, zeigte aber, dass Kraus und Schik geringfügig eher als Autoren in Frage kommen. Verglichen wurden die Texte mit bekannten oder signierten Texten von Kraus (auch in der Tageszeitung Die Presse, in der Zeitschrift Liebelei und in der Wiener Rundschau) und Schik sowie von Gustav Frieberger (in der Montags-Revue) und Felix Salten (in der Wiener Allgemeinen Zeitung).
- 90 Montags-Revue, 27. April 1896, 6; 4. Mai 1896, 4.

- 91 Montags-Revue, 16. November 1896, 6. In Anzeigen für die Wiener Rundschau in anderen Zeitungen fehlen vergleichbare Formulierungen.
- 92 Alpha: Deutsches Volkstheater: Das Kuckucksei. Volksstück von Oscar Frons. In: Wiener Rundschau, Nr. 14., 1. Juni 1897, 556–557. Vgl. Lensing: Alphas Spuren (Anm. 44).
- 93 Anon.: Deutsches Volkstheater. In: Montags-Revue, 24. Mai 1897, 6.
- 94 Montags-Revue, 29. November 1897, S. 4.
- 95 -i.: Deutsches Volkstheater. Zum erstenmale: »Die Bürgermeisterwahl«. Ländliche Komödie in vier Acten von Max Burckhard. In: Montags-Revue, 22. November 1897, 6.
- 96 Karl Kraus: Wiener Brief. In: Breslauer Zeitung, 19. Dezember 1897, 5. Vgl. Kraus: Frühe Schriften (Anm. 29), Bd. II, 136–137.
- 97 Anon. [d.i. Karl Kraus]: Theater an der Wien. Zum erstenmale. »Die Goldtante« von Karl Costa. In: Montags-Revue, 8. November 1897, 6–7. Vgl. Kraus: Frühe Schriften (Anm. 29), Bd. II, 112–113.
- 98 Carr bezieht sich nur auf drei der vier Beiträge; die Umstände von Kraus' Auseinandersetzung mit der Redaktion bleiben unberücksichtigt.
- 99 Wienbibliothek im Rathaus, Sammlung Karl Kraus – Anita Kössler, Nr. 224. Eine Abbildung der ersten Manuskriptseite sowie ein langer Auszug aus dem Text befinden sich in: »Was wir umbringen«. Karl Kraus und »Die Fackel«. Hg. Von Heinz Lunzer, Victoria Lunzer-Talos und Markus Patka. Wien: Mandelbaum 1999, 36.
- 100 Vergessen oder unterdrückt hatte Kraus ein Feuilleton »Maurice Maeterlinck«, das am 9. März 1894 in *Die Presse* erschienen war. Dieser Text wurde 2015 zum ersten Mal nachgedruckt. Vgl. Sigurd Paul Scheichl: Ein Maeterlinck-Feuilleton des 20jährigen Karl Kraus. Ein Neufund. In: Mitteilungen des Brenner-Archivs 34/2015, 21–25. Aber auch Scheichl hatte die gekürzte Publikation des Briefes in dem Ausstellungskatalog offenbar übersehen, denn er behauptet, dass »Kraus sonst nichts für diese 1896 eingestellte Zeitung geschrieben zu haben scheint«.
- 101 Eine im Wortlaut ähnliche, ebenso irreführende Notiz auf einem erhaltenen Zeitungsausschnitt von dem Entrefilet »Mein Nachbar« führte dazu, dass Braakenburg, ohne von seinem Erscheinen in *Die Presse* zu wissen, diesen Text in die Edition zwar aufnahm, aber nur im Kommentarband, da er den Erstdruck nicht ermitteln konnte. Siehe Braakenburg: Frühe Schriften. Erläuterungen (Anm. 53), 225.
- 102 Leo A. Lensing: Brief über den Vater. Ein Brief des jungen Karl Kraus an seinen Bruder Richard faksimiliert und erläutert (= Bibliothek Janowitz. Bd. 5). Warmbronn: Verlag Ulrich Keicher 2005.
- 103 Vgl. zum Beispiel Cur- und Fremden-Liste des Curorts Baden in Wien, 8. Juni 1896, 5; und Ischler Bade-Liste, 20. Juni 1901, 3.
- 104 Unveröffentlichter Brief von Bertha Flegmann an Arthur Schnitzler, 3. Dezember 1892. DLA Marbach, Arthur Schnitzler-Teilnachlass, Mappe 755.
- 105 Anon.: Frau Bertha Flegmann gestorben. In: Der Morgen. Wiener Montagblatt, 26. Juni 1933, 6.
- 106 Neben dem »litterarischen Salon« von Bertha Flegmann, wie Richard Beer-Hofmann ihn in einem Brief an Arthur Schnitzler (19. August 1892) nannte, besuchte Kraus um 1896–1897 das sogenannte »Kaffeehaus« (ein sonntägliches Jour, wo musiziert und vorgelesen wurde) im Haus von Ludwig Pollak und seiner Frau Emma, den Eltern von Alice Gurschner, die unter dem Pseudonym Paul Althof Lyrik und Prosa veröffentlichte. In einer Postkarte an Alice Gurschner (13. August 1897) erinnerte Kraus sich an »die seligen Zeiten des Sonntagkaffeehauses« (Autographen – Urkunden – Bücher vom hohen Mittelalter bis zum Zweiten Weltkrieg meist aus Schweizer Sammlungen. Auktion am 11. Oktober 2003. Katalog 678 J.S. Stargardt, Auktion 5 Moirandat Company AG, Basel, 278f.). Vgl. auch Paul Althof: Es war ein Kaffeehaus. In: Neues Wiener Journal, 7. November 1926, 9.
- 107 Unveröffentlichter Brief von Karl Rosner an Karl Kraus, 3. Februar 1896. Wienbibliothek im Rathaus, Teilnachlass Karl Kraus, H.I.N.-162.503.
- 108 Vgl. (Wiener Autoren-Abend.). In: Montags-Revue, 10. Februar 1896, 6. In beiden Texten wird die Metapher eines beschränkten literarischen »Horizonts« verwendet, in beiden werden die gleichen drei (von fünf) Autoren (Pötlz, Chiavacci, Karlweis) mit positiven Bemerkungen bedacht.

- 109 Kraus: Frühe Schriften (Anm. 29), Bd. 1, 66.
- 110 Montags-Revue, 3. Februar 1896, 7.
- 111 Schnitzler: Tagebuch, 28. Dezember 1895. https://schnitzler-tagebuch.acdh.oeaw.ac.at/entry_1895-12-28.html
- 112 Theodor Herzl: Briefe und Tagebücher. Bd. 2: Zionistisches Tagebuch 1895–1899. Hg. v. Alex Bein et al. Berlin; Frankfurt am Main; Wien: Propyläen 1983, 256; 258.
- 113 Paupié: Handbuch (Anm. 48), 201; 134–138.
- 114 Friedrich M. Fels an Arthur Schnitzler. 26. Oktober 1894. <https://schnitzler-briefe.acdh.oeaw.ac.at/L00393.html>.
- 115 Ebenda.
- 116 Unveröffentlichter Brief von Otto Neumann-Hofer an Moritz Necker, 30. August 1893. Wienbibliothek im Rathaus, Nachlass Moritz Necker, H.I.N.-140.584
- 117 Die Theatersammlung der Österreichischen Nationalbibliothek besitzt von Kraus vier Schreiben an Glücksmann. Auf einer am 25. Mai 1897 verschickten Postkarte fragte er Glücksmann, ob es ihm gelungen war, eine Notiz über *Die demolirte Litteratur* im Neuen Wiener Tagblatt zu platzieren. Vgl. Gerhard Friedrich: Heinrich Glücksmann: Brückenbauer in neue Zeiten: beachtet, geschätzt, gefeiert, vergessen. Mattighofen: Korrektur Verlag/Pen Austria 2023, wo Kraus allerdings nicht vorkommt.
- 118 Brief von Arthur Schnitzler an Richard Beer-Hofmann, 15. Oktober 1894. <https://schnitzler-briefe.acdh.oeaw.ac.at/L00382.html> Zu Saltens Mitarbeit siehe Marcel Atze: »Unser aller Feldmarschall mit der Feder«. Felix Saltens halbes Jahrhundert als Journalist, besonders den Abschnitt Auf dem Weg zum Starjournalisten: Wiener Allgemeine Zeitung (1894–1902). In: Im Schatten von Bambi (Anm. 34), 266–269. Nicht berücksichtigt sind Saltens Beiträge für die Jahre 1892–1893. Vgl. Ludwig Eisenberg: Das geistige Wien. Supplement 1892. Wien 1892, 53, wo es in dem Eintrag zu Salten heißt, er sei »gegenwärtig im Redaktionsverbannde der ›Wiener Allgemeinen Zeitung‹«.
- 119 Unveröffentlichte Briefe von Karl Kraus an Felix Salten, 15. und 17. November 1894. Wienbibliothek im Rathaus, Nachlass Felix Salten, Sign. ZPH-681_16 und ZPH-681_17.
- 120 Vgl. zum Beispiel im März-Heft des Jahrgangs 1893 die Rezensionen von Pfungst (383–384) und Kraus (387).
- 121 Unveröffentlichter Brief von Karl Kraus an Felix Salten, 17. November 1894. Wienbibliothek im Rathaus, Nachlass Felix Salten, Sign. ZPH-681_17.
- 122 Unveröffentlichter Brief von Karl Kraus an Felix Salten, 15. November 1894. Wienbibliothek im Rathaus, Nachlass Felix Salten, Sign. ZPH-681_16.
- 123 Wiener Allgemeine Zeitung, 18. Dezember 1894, 8.
- 124 Alpha (d.i. Karl Kraus): DAS RUDOLFSHEIMER VOLKSTHEATER. In: Wiener Rundschau, 1. Jg., Nr. 12, 1. Mai 1897, 480. Vgl. die teilweise textidentische Würdigung in: K. K.: Wiener Theater. In: Breslauer Zeitung, 23. April 1897, 1. Vgl. Kraus: Frühe Schriften (Anm. 29), Bd. 2, 50–51.
- 125 Unveröffentlichter Brief von Karl Kraus an Felix Salten, 12. Dezember 1894. Wienbibliothek im Rathaus, Nachlass Felix Salten, Sign. ZPH-681_18. Vgl. Prager: Felix Salten und Karl Kraus (Anm. 34).
- 126 Unveröffentlichte Postkarte von Helene Kann an Germaine Goblot, 17. März 1937. Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Karl Kraus-Sammlung Friedrich Pfäfflin, Sign. 275-026-013.
- 127 Unveröffentlichter Brief von Helene Kann an Germaine Goblot, 8. Mai 1937. Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Karl Kraus-Sammlung Friedrich Pfäfflin, Sign. 275-026-013.
- 128 Unveröffentlichter Brief von Helene Kann an Germaine Goblot, 10. Oktober 1937. Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Karl Kraus-Sammlung Friedrich Pfäfflin, Sign. 275-026-013.
- 129 Unveröffentlichter Brief von Helene Kann an Karl Thieme, 5. Oktober 1938. Institut für Zeitgeschichte, München, Teilnachlass Karl Thieme.
- 130 Carl Thieme: Der Apokalyptiker Karl Kraus. In: Die Erfüllung, Jg. 2, H. 3, September 1936, 109–120.

- 131 Unveröffentlichter Brief von Karl Thieme an Helene Kann, 6. Oktober 1938. Institut für Zeitgeschichte, München, Teilnachlass Karl Thieme.
- 132 Unveröffentlichter Brief von Helene Kann an Leopold Lieger, 7. August 1946. Wienbibliothek im Rathaus, Nachlass Edwin Hartl, Sign. ZPH-1034/6.
- 133 Kurt Krolop: Wechseldauer der Schwierigkeiten beim Schreiben von Satire. Traditionswahl und Zeiterfahrung im Frühwerk von Karl Kraus (1892–1899). In: ders.: Reflexionen der Fackel (Anm. 61), 39.
- 134 Die Fackel, Nr. 285–286. 27. Juli 1909, 51–52.
- 135 In dem Album ist der Ausschnitt in der Handschrift von Kraus und von Helene Kann datiert.
- 136 Karl Kraus als Vorleser. Hg. Leo A. Lensing. (= Bibliothek Janowitz Bd. 13). Warmbronn: Verlag Ulrich Keicher 2007.
- 137 Johannes J. Braakenburg: Eine unveröffentlichte Rezension von Karl Kraus aus dem Jahre 1896. In: Kraus-Hefte, H. 13 (Januar 1980), 1–2. Aus unbekannten Gründen hat Braakenburg diesen Text in die Edition *Frühe Schriften* nicht aufgenommen.
- 138 Reinhard Urbach: Karl Kraus und Arthur Schnitzler. Eine Dokumentation. In: Literatur und Kritik 49 (Oktober 1970), 513–530.
- 139 Siehe Anm. 100.
- 140 Siehe Anm. 44.
- 141 Carr (Anm. 27), 812–816.

»Die traurige Folge eines grundlosen und perspectivenlosen Nationalismus«: Karl Kraus und die slowenische Frage*

von Maria Giovanna Campobasso

1899 hält Karl Kraus die *slowenischsprachigen Gebiete* für unvorbereitet, sowohl die politische Eigenstaatlichkeit als auch eine Realunion mit Österreich nach dem Beispiel von Ungarn für sich zu beanspruchen.¹ Darauf deutet das Schlusswort zu dem Beitrag *Slovenisch-Deutsch* im 17. Heft der *Fackel* hin, die Kraus von 1899 bis zu seinem Tod 1936 im Grunde selbstständig herausgibt und schreibt. Die SlowenInnen – so Kraus – könnten keinen legitimen Grund anführen, sich als Nation zu bezeichnen, und dies liege an ihrer Passivität; ihre unbedeutende politische Existenz sei die Folge ihres Nationalismus ohne Tiefe und Perspektive. Einem betrunkenen, feierwütigen, körperlich degenerierten Volk wie den SlowenInnen fehle ein nationalistischer Geist mit moralischen Grundlagen und infolgedessen der ideologische Klebstoff, der das Verhalten der BürgerInnen entscheidend beeinflussen könne. Die österreichische Regierung sei daran nicht unschuldig, sondern schüre aktiv Reibungen innerhalb des Reiches, um die »Erhaltung des eigenen Scheindaseins zu vermehren«.²

Zu diesen harten Schlussfolgerungen kommt Kraus in seinem Beitrag nach langen Überlegungen zum Nationalismus im Kaiserreich, einer der Hauptzielscheiben seiner Polemik. Eine derart drastische Haltung verweist auf keine spezifische Feindseligkeit gegen slowenische NationalistInnen: Die gesamte Schreibproduktion Kraus' beweist seinen Argwohn gegen alle Formen des Nationalismus vor und nach dem Ersten Weltkrieg.³ Sowohl der staatliche Nationalismus als auch der Nationalismus der kleinen politischen Parteien oder der kulturellen Vereinigungen mit nationalistischem Charakter beruhen nach Kraus auf krassen Unwahrheiten, die zu ideologischen Zwecken als Wahrheiten ausgegeben werden.⁴ Die Kritik am slowenischen Nationalismus folgt demselben Muster wie die Angriffe auf den deutschen: In beiden Fällen geht Kraus vom Axiom aus, dass sich jedes Volk, das sich durch irgendeine Besonderheit (Sprache, Literatur) geprägt fühlt, in einem illusorischen Einheitsgefühl wiedererkennt, das, wenn es mit einem geographischen Raum identifiziert wird, das Bedürfnis nach Zugehörigkeit zu einem Staat zur Folge hat. Dieser Prozess der Selbstlegitimation führt zu Elitismus, Ausgrenzung und Gewalt. In *Slovenisch-Deutsch* stellt Kraus die ideologischen Fälschungen des slowenischen und des deutschen Nationalismus gleichermaßen nebeneinander und wendet sich gegen Unabhängigkeitsansprüche,

die auf einer rein erfundenen sprachlichen und genetischen Reinheit basieren. Gegenstand der Kontroverse sind die Verfälschungen, die Mitglieder der nationalistischen Parteien verbreiten, um auf Stimmenfang zu gehen. Die slowenischen Kleinparteien begründen ihre Emanzipationsforderungen mit der gemeinsamen Sprache der Völker, die in den verschiedenen Regionen des Reiches leben; im Gegenzug wehren sich die österreichischen politischen Eliten gegen den ausschließlichen Gebrauch des Slowenischen, selbst in Karnien, wo eine deutsche Minderheit lebt, die die sprachliche Assimilierung befürchtet und das Ziel eines idealen vereinten deutschsprachigen Österreichs verfolgt.

Die slowenische Frage

Die meisten Gebiete, in denen die SlowenInnen um die Jahrhundertwende lebten, gehörten zur Habsburgermonarchie, die einen Versuch der kulturellen Hegemonie von oben nach unten vorsah. Die gesellschaftliche Struktur des Vielvölkerstaates enthielt ein großes Konfliktpotenzial. Im Kaiserreich wohnte eine slawische Mehrheit ohne politische Einheit, die sich schon 1848 gegen die Tradition der deutschen Oberherrschaft gewehrt hatte; diese Vielfalt erforderte, um den unterschiedlichen Bedürfnissen der einzelnen Bevölkerungsgruppen gerecht zu werden, auf staatlicher Seite offizielle und offiziöse Strategien wie den begrenzten Föderalismus für Galizien, Ad-hoc-Kompromisse auf lokaler und Provinzebene und das Ausspielen der Nationalitäten gegeneinander. Keines der in die Donaumonarchie inkorporierten slawischen Länder wurde letztlich zum Staat erklärt. Nationalitäten als solche wurden nicht als juristische Personen betrachtet.⁵

Auch die Identitätsdefinition der verschiedenen slawischen Völker blieb bis zum Ende des 19. Jahrhunderts unscharf. Im Fall von Slowenien wurden seine historische Kontinuität und der Begriff der »Slowenität« bis zum 19. Jahrhundert in der Gemeinschaft trotz des starken Zusammengehörigkeitsgefühls nicht ausreichend wahrgenommen. Dann erst erschien der Begriff »slowenisch« als Äquivalent und dann als Ersatz für »karnion« in Bezug auf die Region, in der die Mehrheit der slowenischen Bevölkerung lebte.⁶ Die Aufstände des Völkerfrühlings beeinträchtigten zutiefst die Solidität des multiethnischen Reiches und die angedrohte Auflösung der hierarchischen Gesellschaft Österreichs rief eine harte Reaktion der Regierung hervor. Den Minderheiten wurde wenig Raum für die Identitätsentfaltung von TschechInnen, SlowakInnen oder ItalienerInnen gelassen und der Gebrauch anderer Sprachen als Deutsch im öffentlichen Raum wurde daher systematisch unterdrückt. Die revolutionären Forderungen entfachten in den SlowenInnen

den Wunsch nach politischer und sprachlicher Anerkennung, die sie selbstbewusst in konsequenten Verfassungsreformen verwirklicht sehen wollten. Dann wurde aus dem Wunsch nach einer eigenen slowenischen Identität der Wunsch nach einem eigenen Staat. Zu diesem Zeitpunkt entstanden die ersten Unabhängigkeitsbewegungen auch unter PolInnen, ItalienerInnen, Deutschen, KroatInnen und TschechInnen. Im Falle Sloweniens drängte eine liberale Phalanx auf die Loslösung vom Kaiserreich und forderte öffentlich die nationale Unabhängigkeit in einem neuen Gebiet, in dem sie »auf slowenische Art« leben könnte. Es sollte Kärnten, Steiermark, Krain und Teile des Küstenlandes umfassen.⁷ Dieser Wunsch nach Selbstbestimmung war weit verbreitet, insbesondere unter den SlowenInnen, die in Gebieten wie der Steiermark oder Kärnten lebten, wo die deutschsprachige Bevölkerungsgruppe eine zahlenmäßige Mehrheit darstellte. Die unterschiedliche Behandlung seitens der Regierung war deutlich, da in Bezug auf Gebietsansprüche und die Forderung nach Bürgerrechten die Deutschsprachigen im Vergleich zur slawischen Bevölkerung auf viel weniger Hindernisse stießen; zwischen den zwei Völkern herrschten große Spannungen im ganzen Reich.⁸

Mitten im Aufstand wurde Erzherzog Ferdinand I. förmlich um die Vereinigung der slowenischsprachigen Gebiete als unabhängigen Staat gebeten; er zögerte jedoch mit dem Argument, dass die kleine Delegation, die in Wien eingetroffen war, nicht für alle sprechen könnte, ohne dass es einen Beweis für eine breite Unterstützung gebe und wies darauf hin, dass es unter den SlowenInnen eine tiefe Spaltung hinsichtlich des politischen Status des Volkes zu geben scheine. In Ermangelung einer entschiedenen Ablehnung förderte die scheinbare Offenheit des Kaisers bei den Liberalen die Einsicht, dass es notwendig wäre, eine Bewegung mit nationalem Charakter zu organisieren. Unter liberalen Vorzeichen wurden in Wien und Graz die erste slowenischsprachigen politischen Studentenvereine gegründet. Im selben Jahr wurde eine Petition in slowenischer und deutscher Sprache in Umlauf gebracht, in der die Vereinigung aller SlowenInnen zu einer selbstständigen Nation innerhalb des Reiches und die Einführung der slowenischen Sprache in der Schule gefordert wurde.⁹ Trotz der hohen Anzahl an Unterschriften stieß die Petition auf keine besondere Resonanz in der Presse und erregte kein allzu großes Aufsehen am Hof. Darauf folgte ein Jahrzehnt kultureller Unterdrückung; die Bestrebung nach nationaler und sprachlicher Emanzipation Sloweniens wurde zu einer Sorge für die Monarchie, die ihren Kontrollapparat in Gang setzte, und Verlagshäuser und Zeitungen wurden einer scharfen Zensur unterworfen. Mit Ausnahme der konservativen und pro-habsburgischen *Novice* stellten die meisten während der Aufstände entstandenen Zeitungen im slowenischen Sprachraum ihr Erscheinen ein. Insbesondere die 1848 versprochene Schulreform fand nicht statt, und

statt der Ausweitung der Slowenischstunden in der Volksschule wurde die deutsche Sprache im Gymnasium gestärkt. In den 60er-Jahren kamen die Massenparteien der Christlichsozialen, der SozialistInnen, der alldeutschen und slawischen NationalistInnen an die Macht.¹⁰ Die Alldeutschen kämpften für den Erhalt des Status quo und stellten den Druck slawischer nationalistischer Bewegungen als Gefahr für die Stabilität und den Wohlstand Österreichs dar.

1867 hatte der Österreichisch-Ungarische Ausgleich die Aufmerksamkeit der Mitglieder nationalistischer Gruppen geweckt, da einige SlowenInnen in den italienischen und ungarischen Gebieten gelandet waren, was die Idee eines vereinigten Sloweniens ins Wanken brachte.¹¹ Unter den SlawInnen hatten die SlowenInnen, die nur einen sehr kleinen Prozentsatz der Bevölkerung ausmachten, sicherlich wenig Mitspracherecht in Bezug auf ihre eigene Position bei der Ordnung des Reiches. Die Hoffnung auf einen Kompromiss, ähnlich dem österreichisch-ungarischen von 1867, blieb für die slowenischsprachige Minderheit unerfüllt. 1867 leitete die österreichische Zentralregierung in Wien ein energisches Programm zur Germanisierung des slowenischen Landes ein. Der Versuch, die SlowenInnen zu germanisieren, hatte vor allem pragmatische Gründe. Es handelte sich um ein strategisches Schlüsselgebiet des Reiches, da Slowenien der einzige Landstrich war, der die Deutschen vom adriatischen Meer trennte. Die Donaumonarchie durfte nicht weiter schrumpfen, um international ein Mindestmaß an Glaubwürdigkeit zu bewahren und eine weitere innere Zersplitterung zu vermeiden. Die Schulen wurden als Hauptinstrument der Germanisierung eingesetzt. Slowenische Eltern wurden ermutigt, ihre Kinder in zweisprachige Schulen zu schicken, in denen ab dem zweiten Schuljahr ausschließlich auf Deutsch unterrichtet wurde; dies wurde damit begründet, dass Deutsch im öffentlichen Leben für die Arbeit benötigt werde. Mit dieser Politik wurde die Unterordnung der SlowenInnen in der Hierarchie der Nationalitäten im Habsburgerreich weiter betont. Die Zentralregierung setzte eine Indoktrination im schulischen Umfeld in Gang. Die Wahlen wurden so organisiert, dass die meisten Bezirke von Deutschsprachigen regiert wurden, was einen Eingriff in das Wahlrecht darstellte, das aufgrund des sozialen Verdienstes vergeben wurde. Die dezentralen Verwaltungen und die nationalistische Parteiführung sahen in der Entwicklung einer intellektuellen Mittelschicht die Möglichkeit, die slowenische kulturelle Identität zu definieren. Ende des 19. Jahrhunderts entstand die slowenische intellektuelle Klasse, die aus ehemaligen StudentInnen an den Universitäten Graz und Wien bestand. Literatur auf Slowenisch wurde veröffentlicht, wenn auch hauptsächlich zu religiösen, pädagogischen und ethnographischen Themen. Nach Ansicht der BefürworterInnen war es für die Festigung der Nation von entscheidender Bedeutung, dass die SlowenInnen

in intellektuellen Berufen ausgebildet wurden. Die AnhängerInnen der Partei erkannten die Bedeutung einer gebildeten Klasse von ÄrztInnen, ApothekerInnen, NotarInnen und RechtsanwältInnen, die Slowenisch sprechen würden.¹² Dieser Prozess wurde auch von der neu entstehenden Presse im slowenischen Raum gefördert. Bereits zwischen 1870 und 1880 ermutigten die Parteien die LandwirtInnen, ihre begabtesten Kinder auf das slowenische Gymnasium zu schicken, indem sie auch Stipendien mit der Aussicht auf bessere Arbeitsbedingungen und wirtschaftliche Entwicklung anboten. Die Verbreitung dieser Förderungsmittel ist auch auf die Intervention des nationalistisch orientierten Klerus zurückzuführen.¹³

Kraus notierte 1900 in der *Fackel*: »Die Lösung der Nationalitätenfrage steht heute auf demselben Punkt, auf dem sie stand, als Graf Taaffe stürzte.«¹⁴ Kraus bezieht sich auf den Minister des Inneren Eduard Taaffe, der 1893 durch Kaiser Franz Joseph I. seines Amtes enthoben wurde.¹⁵ Taaffes jahrzehntelange Versuche, die Nationalitäten im Reich durch Sprachreformen, insbesondere im böhmischen Raum, zu vereinen oder das allgemeine Wahlrecht einzuführen, hatten ihn zu einer unbequemen Figur gemacht. Kraus schrieb zu diesem Thema nach der Tagung der Delegationen der Parteien im Parlament. Bei dieser Gelegenheit wurde die Frage der Nationalitäten diskutiert, insbesondere im Hinblick auf die Sprachenpolitik des Reiches. Kraus war skeptisch, was die Ergebnisse der Tagung betraf, die eher zu Umschichtungen als zu Ergebnissen führten. Eine Delegation von 28 Personen hätte den nationalen Streit nicht schlichten können. Die Nationalistische Partei, die beiden Fraktionen – Kraus erwähnt die deutsche Fortschrittspartei und die deutsche Volkspartei ebenso wie die JungtschechInnen –, hatten nicht genügend Rückhalt bei den WählerInnen, um große Forderungen zu stellen; ihre Schwäche machte sie daher unnachgiebig und unfähig, Kompromisse zu schließen. Für Kraus waren zwei Dinge notwendig: Erstens brauchte es »starke Parteien«, die es schafften, »Träger eines Nationalismus ohne Chauvinismus und sozialer Ideen« zu sein. »Der Absolutismus« hob den Sprachenstreit entschieden an. »Und wenn er das gethan haben wird, wird er sich zugleich überflüssig gemacht haben.«¹⁶ Minderheiten Freizügigkeit zu gewähren, hieße, die Auflösung des Reiches zu fördern. Auf slowenischem Gebiet sollte sich bis zum Ende des Krieges nichts ändern. Erst nach dem Zerfall des Habsburgerreiches folgte die Loslösung von Österreich-Ungarn und der Zusammenschluss aller SüdslawInnen zum Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (SHS-Staat).¹⁷

Um die Jahrhundertwende erreichte das Nachdenken über slowenisches Bewusstsein einen gewissen Grad der Reife. In *Der Tote im Bunker* (2004) zeichnet Martin Pollack anhand der *Deutschen Wacht*, dem in Cilli erscheinenden Organ der Deutschnationalen, die Schwierigkeiten nach, mit de-

nen die beiden Fraktionen die Frage der Identität nach 1900 verhandelten: Streitereien, Diffamierungskampagnen in den Zeitungen und Proteste gegen den Gebrauch der einen oder anderen Sprache in den Schulen prägten das öffentliche Leben beider Volksgruppen. Beide Seiten waren »ängstlich« darauf bedacht, »die unsichtbare Grenze, die Sprachgrenze« nicht zu überschreiten.¹⁸ In der Untersteiermark bestimmte die Nationalität den Besuch von Geschäften, Banken, Kirchen, das Lesen von Zeitungen und das Anbringen von Heiligenbildern. Pollack sieht in den Auseinandersetzungen zwischen Radfahrern oder Wirtshausbesuchern der zwei Landesteile symptomatisch den fruchtbaren Boden, den der Nationalsozialismus in den Gebieten der Donaumonarchie finden würde. Beide Seiten hätten nicht verstanden, dass Österreich im Gegensatz zu Preußen immer ein multiethnisches, multinationales und multikonfessionelles Gebilde gewesen sei. Pollack zufolge verhinderte gerade diese kulturelle Pluralität, dass die Untertanen der Krone eine einheitliche und erkennbare ethnische Identität hatten, insbesondere in den großen Städten. Mehr noch als in der Hauptstadt waren jedoch in den Grenzgebieten das pangermanistische Ideal und der südslawische Geist weit verbreitet; die Deutschen lehnten jede Form der Kommunikation in slowenischer Sprache ab und bezeichneten sich als Sprachgrenzdeutsche. Pollack betont, dass Wien im Gegensatz zu Berlin nie eine ›deutsche‹ Hauptstadt oder eine Stadt mit ausschließlich ›österreichischem‹ Charakter gewesen war, und selbst zu Zeiten des Kaiserreichs hatte jede/-r dritte EinwohnerIn eine Herkunft, die mit anderen Nationalitäten im Kaiserreich verwandt war.¹⁹

Die Fackel

Die Fackel lässt sich aufgrund des Hybridismus ihrer Gattung als Einzelfall im Markt der deutschsprachigen Presse einordnen: Sie weist Züge des Skandalblatts, der politischen Aufklärungsschrift und des literarischen Feuilletons auf und wechselt zwischen den Ausdrucksmitteln der Polemik und der Satire.²⁰ Auf den ersten Seiten geht sie in der Regel auf das Wiener Zeitgeschehen, auf Ereignisse von großer internationaler Resonanz oder die europäische Literaturszene ein. *Slovenisch-Deutsch* befasst sich hingegen mit einigen Episoden aus der peripheren politischen Landschaft des Königreichs, die sich auf den Wahlkampf der kleinen slowenischsprachigen Gemeinden in der Steiermark beziehen. Die Symmetrie des Titels kündigt die Parallele an, die Kraus zwischen dem deutschen und dem slowenischen Nationaldiskurs in der Steiermark aufzeigt. Die ethischen Implikationen der Propaganda und der Meinungsmanipulation bilden oft den Ausgangspunkt von Kraus' Polemik. Das Engagement der Zeitschrift kann nicht im kanonischen Sinne gelesen

werden, da es sich am Sozialreformismus des Widerstands orientiert, ohne eine gesellschaftliche und politische Zielsetzung. Kraus selbst bekennt sich als unpolitisch im Sinne von parteiunabhängig:²¹ »Das politische Programm dieser Zeitung [lautet] kein tönendes ›Was wir bringen‹, aber ein ehrliches ›Was wir umbringen‹.«²² So heißt es im Manifest der Zeitschrift, das in der Eröffnungsausgabe im April 1899 erschien. Dieses »Wir« steht in der Tat für Kraus, der sich in den ersten zwölf Jahren der Herausgabe nur auf einige wenige MitarbeiterInnen stützte, darunter Heinrich Mann, Peter Altenberg, August Strindberg, Else Lasker-Schüler, Frank Wedekind und Adolf Loos. *Die Fackel* ist als das literarische und politische Testament von Kraus zu bezeichnen, der im Durchschnitt dreihundert Seiten pro Ausgabe im Alleingang schrieb. Das Medium der Zeitschrift passt zu Kraus' Graphomanie: Die Form periodischen Erscheinens diene bloß seiner Produktivität, die ihm in jedem Monat ein Buch schenke, so Kraus 1908.²³

Aufgrund der totalen Autorenaufsicht und ihrer thematischen wie formalen Kontinuität wird die Zeitschrift nicht nur als Medium untersucht, auf dem Kraus seine ideale Ausdrucksform findet, sondern als hermeneutischer Horizont seiner polemischen und literarischen Produktion im engeren Sinne.²⁴ In seinem umfangreichen Oeuvre widerspricht sich Kraus über die Jahre hinweg kaum, was die Topoi seiner Produktion angeht, nämlich die Verurteilung der Presse, die Klage über die Schwächung der Krone, das Diskreditieren intellektueller GegnerInnen und die Klage über die Trostlosigkeit des Sprachgebrauchs.²⁵ Die Glossen, die satirische Dichtung oder Szenen seiner *Letzten Tage der Menschheit* (1920) können systematisch im Lichte der Beiträge aus der *Fackel* interpretiert werden. Es gibt also kein eindeutiges politisches Ziel, sodass sich die Aussagen gegen die eine oder andere Partei mit dem scharfen Angriff auf die Monarchie, vor allem während des Krieges, abwechseln. Tatsächlich wettet *Die Fackel* auch gegen probaburgische Zeitungen, wie die *Neue Freie Presse*, ständig eine Zensur und Gerichtsverfahren riskierend. Ohne Rücksicht auf Parteien trägt er »freudig [...] das Odium der politischen ›Gesinnungslosigkeit‹ auf der Stirne, die er, ›unentwegt‹ wie nur irgendeiner von den ihren, den Clubfanatikern und Fractionsidealisten bietet.«²⁶

Der eigene moralische Maßstab und nicht die Richtlinien einer bestimmten politischen Orientierung leitet Kraus' Urteil über Tatsachen und Menschen. Im Manifest richtet sich Kraus' Polemik zunächst gegen den Unterschied zwischen Sprache und Gehalt, der als Ausdruck des kollektiven Bewusstseins interpretiert und als moralischer Skandal eingestuft wird. In den verschiedenen Sprachen des Reiches verpflichten sich die Parteien und die Regierenden, sich um die primären Bedürfnisse der BürgerInnen zu kümmern, stecken ihre Energien jedoch in die Kontrolle kleinerer me-

dienwirksamer Phänomene wie Studentenunruhen oder Schmierereien auf Plätzen. Kraus bleibt über die Jahre hinweg dem Gedanken treu, dass Partei-Ideologien scheinbar desinteressiert an den Bedürfnissen der WählerInnen sind und sich vielmehr in einem ständigen Kompromiss zwischen dem Programm, das der Wählergunst dient, und der Pflege der Interessen der Parteimitglieder befinden.²⁷ Diese Kluft zwischen Versprechungen und der Realität der Fakten bildet die Grundlage für Kraus' Beurteilung aller politischen Ereignisse, so Kraus selbst. Das redaktionelle Projekt des Magazins ist daher ein »Kampftruf«, der sich an diejenigen richtet, die eine Alternative zum ideologischen Rahmen der aktuellen politischen Landschaft suchen, die genug haben von der Trockenheit der Phrasen, die den Diskurs der Zeit beleben, und die ein Echo in »diesem unakustischen, national verbauten Reiche« spüren möchten.²⁸

Kraus' Polemik untersucht die notwendige Beziehung zwischen Sprache und Sache und bewegt sich in zwei Richtungen: zum einen gegen den Gegenstand der Phrase und zum anderen gegen denjenigen, der sie verwendet. Ersteres ist das Vehikel einer Weltanschauung, die dem Subjekt aufgedrängt wird. Gemäß diesem Schema parodiert »Was wir umbringen« die längst zur Phrase gewordene editoriale Formel »Was wir bringen« und impliziert ein »wer«, das sich auf den/die SprecherIn des Satzes bezieht.²⁹ Die programmatische Zielsetzung der *Fackel* ist es, die Auswirkungen der Phraseologie von Zeitschriften und PolitikerInnen auf die Gesellschaft aufzuzeigen. Kraus sieht die Untertanen des Reiches als selbstgefällige Opfer, denn »die Öffentlichkeit« findet »zwischen Unentwegtheit und Apathie ihr phrasenreiches oder völlig gedankenloses Auskommen«.³⁰ Der Kontext, in dem die Phrasen den größten Schaden anrichten, ist der der politischen Rhetorik, ein »weiter Phrasensumpf«, den die Zeitschrift austrocknen will. Deswegen bildet oft die Wortwahl den Gegenstand der Polemik. Die dekonstruktiven Ziele der Zeitschrift bestimmen die Vorauswahl des Stoffes der Polemik, Zitate aus der Tagespresse oder aus Abhandlungen, Rede, Dokumenten und Briefen. Schon in den ersten Ausgaben der *Fackel* kann man im Wesentlichen die Methoden der dokumentarischen Polemik ablesen, die die Produktion in den Kriegsjahren kennzeichnen. Kraus nimmt wortwörtlich einen Textteil und oft fehlt ein Kommentar zur wiedergegebenen Textstelle. Damit erzielt die Gegenüberstellung zwischen der Wirklichkeit und der erfundenen Version der im Originaltext berichteten Tatsachen eine Diskrepanz und dadurch eine tragikomische Wirkung.³¹

Slovenisch-Deutsch

Die *Fackel* prangert häufig slawische, insbesondere tschechische nationalistische Propaganda an; Kraus unterstützte einige der grundlegenden Forderungen der AutonomistInnen, wie etwa die sprachliche Autonomie, lehnte aber ihren kulturellen Partikularismus und ihre Gleichsetzung der politischen Einheit und Souveränität mit der ethnischen Homogenität ab. *Slovenisch-Deutsch* ist der einzige Beitrag, der sich mit der Koexistenz zwischen SlowenInnen und ÖsterreicherInnen befasst. Sicherlich war die slowenische Frage auf kollektiver Ebene nicht besonders prägnant, da die SlowenInnen nur 2 % der Bevölkerung ausmachten und daher wenig Einfluss auf ihre Stellung in der Ordnung des Reiches hatten.³² In *Slovenisch-Deutsch* geht es darum, den paradoxen Inhalt der Wahlkampfdiskurse der österreichischen und slowenischen Eliten über Selbstbestimmung und Sprachreinigung in Gebieten wie Kärnten und der Steiermark anzuprangern: »Dass das Niveau ihres politischen Lebens ein sehr niedriges genannt werden muss, stellt sich nur als die traurige Folge eines grundlosen und perspectivenlosen Nationalismus dar«³³, schreibt Kraus dazu. In dem Text tauchen einige der beliebtesten Zielscheiben von Kraus' Polemik explizit sowie implizit auf: die Instrumentalisierung der Sprache, die sogenannten Lügen der Propaganda, der Hass auf das Fremde, die Barbarei des Abendlandes, die moralische Dekadenz und das Charisma des Egoismus über die Massen.

Dank eines »Kenner[s] der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse« erfahre Kraus von »der neuestens geschaffenen Situation« in der Untersteiermark, wo ein »wüthender Nationalitätenstreit [...] in seiner hässlichsten Form« gekämpft wird.³⁴ Häufig veröffentlicht die *Fackel* Briefe von LeserInnen, die auf den in dem ersten Heft ertönten »Kampfruf« für alle »Oppositionsgeister« antworten und die DemagogInnen mit ihrer »cliquenmäßige[n] Verkommenheit« umbringen möchten.³⁵ Oft benennt Kraus seinen anonymen Informanten als »Gewährsmann«; in manchen Fällen verwendet Kraus die Fiktion des erhaltenen Dokuments oder gefundenen Papiers dazu, die Zeitumstände objektiv, doch satirisch darzustellen. Im Fall von *Slovenisch-Deutsch* bezeichnet der Gewährsmann »es als eine Gewissenspflicht, den Wust von Lügen und falschen Ansichten zu zerstören, der dem Entfernterstehenden die Bildung eines zutreffenden Urteils über die südsteierischen Affären behindert«.³⁶ Mittels einer indirekten Rede inszeniert Kraus die Paraphrase des erfundenen Briefes, dessen Autor durch den übertreibenden Wortschatz als fiktiv enthüllt wird. »Hier, meint er [der Informant], lasse sich die allgemeine Giltigkeit der Düring'schen Theorien am allerdürftigsten beweisen«. Kraus beruft sich auf einen der Hauptvertreter der Rassenrhetorik seiner Zeit, Eugen Dühring, Autor des populärwissenschaftlichen Standardwerk *Judenfrage als*

Racen-, Sitten- und Kulturfrage aus dem Jahr 1881. Die sieben neu bearbeiteten Auflagen dieses Textes, der den Antisemitismus philosophisch-theoretischen fundieren sollte, beweisen zur Genüge, welcher Popularität sich Dühring erfreute. Zusammenfassend bildet Dühring seine antagonistische Konstruktion der ontologisierten Kategorien »Germane« und »Jude« auf eine manichäische Welteinstellung ab, in der die Germanen die Quintessenz des Guten in der Natur und die Juden die des Bösen sind. Die Natur der JüdInnen sei die von Parasiten und ihre Kultur sei wertlos; unter anderem thematisiert Dühring die Unversöhnlichkeit zwischen den »Rasseeigenschaften«, die er den Juden zuschreibt, und der Hypothese der Kulturnation, beispielweise das dem jüdischen Charakter inhärente Nomadentum.³⁷

Der Publikumserfolg von Dührings Ansichten dokumentiert die kapillare Verbreitung eines Rassenbegriffs, der in einer ausgesprochen negativen Darstellung der ethnischen Minderheiten des Kaiserreichs und ihrer geistigen und materiellen Kulturen Ausdruck fand. Die slawischen Bevölkerungen stehen nicht im Fokus der *Judenfrage*; daher zieht die ironische Anspielung auf Dühring die Selbstdarstellung der slowenischen NationalistInnen in Lächerlich und beweist Kraus' Positionierung zum ethnischen Partikularismus in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Nur dem Anschein nach beschränkt sich Kraus auf die Nationalitätsfrage: »Wolle man die Ursachen des hier in seiner hässlichsten Form wüthenden Nationalitätenstreites in Verschiedenheiten, sei es der Abstammung, sei es der Rasse oder wenigstens der Sprache, suchen, so komme man bald zu der Ueberzeugung, dass nichts von alledem zutrifft.«³⁸

Kraus führt gegen die Ansicht des slawischen sowie deutschen Partikularismus eine Reihe von Argumenten hinsichtlich Sprache, Physiognomie und Sitten an. Kraus vertritt die Grundthese, Slowenien sei Österreich weder überlegen noch unterlegen, eher sei es, genau wie Österreich, von mittelmäßigen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, PolitikerInnen und Intellektuellen, bevölkert. Für Kraus stellt jene Propaganda für die politische Selbstdetermination sowohl aller ethnischen Deutschen als auch SlowenInnen das Paradebeispiel eines Diskurses dar, der auf den großen Fälschungen der nationalistischen Ideologie, des kulturellen Partikularismus und der Reinheit der Sprache beruht. Das Verb »zerstören« kommt noch einmal programmatisch vor: Vorerst müsse überhaupt die Fiktion zerstört werden, dass die Untersteiermark genau zur Hälfte von SlowenInnen und zur Hälfte von Deutschen bewohnt sei. Die Vereinfachung eines so komplexen kulturellen Phänomens auf eine Dichotomie lässt eine klassische rhetorische Strategie anerkennen; die Vorstellung, dass die beiden ethnischen Gruppen zwei unterschiedliche Landstriche besetzen, verstärkt das Bild von zwei gegnerischen Seiten auf dem Schlachtfeld.³⁹ Laut *Slovenisch-Deutsch* zeige ein genauerer

Blick auf die Daten stattdessen eine homogene Verteilung der beiden Völker in der gesamten Region.⁴⁰ In der Tat bestätigen die letzten Volkszählungen vor dem Konflikt, dass nur Mittelslowenien, und zwar die damalige Provinz Krain, überwiegend slowenisch war, während in der Steiermark und in Krain nur ein Drittel der Bevölkerung slowenisch war, im österreichischen Küstenland, insbesondere in Görz, fast 40 %.⁴¹ Die drei Elemente, die für Kraus die irreführende Polarisierung zwischen SlowenInnen und Deutschen in der Steiermark aufzeigen, sind dieselben, die nationalistische PolitikerInnen zur Manipulation der WählerInnen missbrauchen: Sprachvarietäten, körperliche Merkmale und Nachnamen.

Was Kraus erwähnt, sind die drei Säulen des sogenannten organischen Nationalismus, der Nationalromantik: Sprache, Geschichte und »Rasse«.⁴² Das entscheidendste Argument für den deutschen Nationaldiskurs bietet die Ausarbeitung des indoeuropäischen Modells der Sprachbeziehungen, dem die Entdeckung des Sanskrit durch Sir William Jones einen großen Auftrieb gab. Es ist das Verdienst Friedrich Schlegels, in seinem Werk *Über die Sprache und Weisheit der Inder* (1808) das sogenannte Stammbaummodell der indogermanischen Sprachen aufgezeigt zu haben.⁴³ Der systematisch-wissenschaftliche Charakter des Modells rückte auch Sprachen und Dialekte in den Fokus, die bis dahin als grobe Volkssprachen abgetan worden waren, und emanzipierte die SprecherInnen dieser Idiome, die oft in den Randgebieten der großen Reiche lebten. Nationen wurden nun als Einheiten von Menschen definiert, die sich durch eine bestimmte gemeinsame Sprache auszeichneten. Gruppen, die sich bis 1800 in erster Linie über ihre Rechtsverfassung, ihre Religion oder ihr historisches Erbe identifiziert hatten, definierten nun ihre Identität, ja ihre »Nationalität« neu, indem sie das sprachliche Kriterium annahmen.⁴⁴ Die schwankende Unterscheidung zwischen Dialekt und Sprache wirkte sich auch im Rahmen von Pan-Bewegungen aus, die ganze Sprachfamilien umfassten, wie etwa der Panslawismus.⁴⁵ Die »organische« Version des Nationalismus versteht die Nation als ein geistiges Prinzip, das auf gemeinsamen Mythen und einer gemeinsamen historischen Kultur beruht. Dies stützt sich auf die Konzepte des *ethnos* und des *ius sanguinis*, die einen exklusiven Charakter aufweisen und dazu neigen, über das territoriale Datum hinaus die Blutzugehörigkeit zu betonen; dies sind Elemente, die die großen kulturellen und intellektuellen Brüche widerspiegeln, die das frühe 19. Jahrhundert kennzeichneten.

Die Widersprüche, die sich aus den Fakten ergeben, machen Kraus deutlich, dass es alles andere als einfach ist, eine/-n BürgerIn mit der einen oder anderen Volksgruppe zu identifizieren. *Slovenisch-Deutsch* führt das Beispiel der Zweisprachigkeit als das bedeutendste an. In der Steiermark sprechen selbst die am wenigsten gebildeten Mitglieder der Slowenischen Nationalistischen

Partei ein reines Deutsch, aber oft ein hinkendes Slowenisch, notiert Kraus. Die Mehrheit der Bevölkerung könne die slowenische Handschrift nicht lesen. Vor allem Frauen könnten nicht einmal ein Wort Slowenisch und würden sich nur auf Deutsch verständigen, so Kraus. Diese Quantifizierung ist zwar rhetorisch übertrieben, aber angesichts der Schulpolitik Ende des 19. Jahrhunderts plausibel.⁴⁶ So ist es auch verständlich, dass, wie Kraus berichtet, die gebildeteren Volksdeutschen einerseits nur eine dialektale Variante des Deutschen sprechen, die zudem mit Fehlern behaftet ist, sich aber im Standardslowenischen mit einer Leichtigkeit ausdrücken, die die andere Fraktion überrascht. Ein direkter Zusammenhang zwischen Nationalität und Muttersprache sei daher, zumindest in der Steiermark, auszuschließen.⁴⁷

Kraus kontextualisiert die geografische Verteilung der beiden Völker auch in Bezug auf die »Rasse«, also auf das, was wir heute als phänotypische Merkmale bezeichnen würden, wobei er auch hier große Unstimmigkeiten mit der Realität feststellt. Es werden Studien des Anatomen Emil Zuckerkandl zitiert, wonach bei den SlowenInnen der helläugige und blonde, schlanke, typisch germanische Typus vorherrsche, während bei den Deutschen der slawische Typus mit dunklen Augen und Haaren und stämmigem Körperbau überwiege.⁴⁸ Die Studien Zuckerkandls gehören zu den staatlichen Forschungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien auf dem Gebiet der physischen Anthropologie; die Ergebnisse des Projekts einer anthropometrischen Untersuchung der Völker und Ethnien Österreichs von 1883 zielten darauf ab, die Merkmale jener »Rassen« zu ermitteln, aus denen die modernen europäischen Völker angeblich zusammengesetzt waren. Das Konzept, dass alle modernen europäischen Völker Mischungen aus alten »Rassen« seien, betonte nicht die Gemeinsamkeit aller österreichischen Untertanen aufgrund ihrer sogenannten »Rassenmischung«; die Ergebnisse zeigen vielmehr die Tendenz der Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, ihre Studien auf die deutschsprachigen ÖsterreicherInnen zu konzentrieren, um sie von den anderen Völkern des Habsburgerreiches – die durch ihre Sprache identifiziert wurden – zu unterscheiden.⁴⁹ Kraus gibt hier jedoch nur einen Teil der Wahrheit wieder: Emil Zuckerkandl schrieb die Merkmale »blondes Haar«, »blaue Augen« und »helle Haut« in der deutschsprachigen Bevölkerung der Steiermark der »alten deutschen Rasse« zu, wies aber die gleichen Merkmale in der benachbarten slowenischsprachigen Bevölkerung einer anderen, unbekannten und nicht näher bezeichneten alten »Rasse« zu.⁵⁰

Dieselben Studien, die Kraus zitiert, weisen eine unterschwellige nationalistische Tendenz auf. Forschung dieser Art wurde später zur Legitimierung von Ansprüchen auf bestimmte Gebiete verwendet, da sie sich oft auf ethnisch gemischte Gegenden und Grenzregionen konzentrierte. Diese Ansprüche wurden dadurch untermauert, dass man die Nationalität der ersten

SiedlerInnen anhand der Gesichtszüge ihrer BewohnerInnen oder durch die Untersuchung der historischen Architektur nachweisen wollte.⁵¹

Was Kraus schließlich auffällt, ist das Wiederauftreten eines Widerspruchs in dem Bestreben nach politischer Selbstbestimmung, den er bereits bei den TschechInnen erkannt hat, nämlich die Fülle slawischer Nachnamen unter den deutschen NationalistInnen. Oft grenzen die Familiennamen jener PolitikerInnen, die sich zur österreichischen Volksgruppe bekennen, ans Paradoxe:

»Der Alttschechenführer Rieger soll einstmals nachdenklich geäußert haben: ›Mir scheint, dass dem Cheruskerfürsten Herrmann meine Ahnen näher standen, als die des Freih. v. Chlumecky! Wie heißen nun die heutigen Wortführer des Alldeutschthums in der Untersteiermark? Da haben wir zunächst Herrn Rakusch, den Vicebürgermeister von Cilli, dessen Vater, wie man sicherzählt, noch keine Silbe Deutsch verstand. Der Abgeordnete des deutschvölkisch gesinnten Marburg an der Drau heißt Kokoschinegg (kokosch slov. = Henne). Zu den eifrigsten Verfechtern des deutschen Radicalismus gehören in Cilli, abgesehen von dem Schwiegervater des Abg. Wolf, Dr. Stepischneegg (stepisch slov. = Brunnen, stepischneegg = Brunner), noch eine Reihe von Advocaten, deren Namen durchaus nicht den deutschen Ursprung verrathen: Schurbi, Kovatschitsch (kovač slov. = Schmied, kovačič = Schmiedel), Jessenko, Jabornegg, Ambrositsch, Mravlag. Unter den Deutschvölkischen, die bei den letzten Gemeindewahlen in Tüffer als Sieger hervorgiengen, fielen uns unter mehreren durchaus nicht teutonisch klingenden Namen die der Herren Besgorschak und Podgorschegg auf. [...] Wie steht es nun mit den Parteigängern der Slovenischnationalen? [...] Einer der eifrigsten Wortführer der Slovenen in Cilli ist ein Herr Moriz Rauch. Weiter finden wir unter den steirischen Slovenen die Namen Dr. Kaisersberger, Fischer, Lippoldt, Mayer, Sittig, Plapper; der Bürgermeister des Marktes Sachsenfeld im Sannthale heißt Schürzer; unter den slovenischen Bauern finden wir die Namen Rossmann, Blachmann, Sprachmann, Schuster, Rosenstein, Kramer u. dgl. m.«⁵²

Laut Kraus erreichen jene Familien, deren Mitglieder der einen oder anderen Partei angehören, den Gipfel der Lächerlichkeit: Leibliche Brüder in gegnerischen Fraktionen nehmen schließlich unterschiedliche Schreibweisen für ihre Nachnamen an. Fälle wie der der zwei Brüder Glantschnigg und

Glančnik sind nicht selten, die beide eine zentrale Rolle spielen, der eine in einer deutschnationalen, der andere in einer slowenischnationalen Partei in Marburg. Dies sei für Kraus der unbestreitbare Beweis dafür, dass die vom Nationalismus diktierten Grundsätze bis zur Absurdität verfolgt werden.⁵³ In Kraus' Schreibproduktion dient das Beharren auf der identitären Diskrepanz zwischen der nationalistischen Berufung und dem slawischen Nachnamen als rhetorisches Mittel zur Thematisierung der instabilen nationalen Identität des deutschsprachigen Österreichs.⁵⁴

Die Letzten Tage der Menschheit

Eine Gruppe deutscher NationalistInnen mit slawischen Nachnamen, auch slowenischen, taucht im dritten Akt der *Letzten Tage der Menschheit* auf. Es handelt sich um ein Lesedrama, das Kraus zwischen 1915 und 1918 erst in der *Fackel* und nach dem Krieg in Buchform veröffentlichte. Das Stück besteht aus etwa zweihundert Szenen, die keine Kontinuität in der Handlung aufweisen, sondern durch das Grundthema des Ersten Weltkrieges miteinander verbunden sind. *Die Letzten Tage der Menschheit* sind aufgrund ihres schieren Umfangs und ihrer programmatischen Unordnung schwer aufführbar.⁵⁵ Kraus selbst bezeichnet sie als ungeeignet für eine irdische Bühne und für ein »Marstheater« konzipiert.⁵⁶ Durch die Bezugnahme auf Gestalten der jüngeren Geschichte und Ereignisse seiner Zeit konzentriert sich Kraus auf die Darstellung historischer Knotenpunkte, die ihm für die mediale Wahrnehmung des Ersten Weltkrieges entscheidend scheinen. Der historische Horizont der *Letzten Tage der Menschheit* beschränkt sich also nicht auf die Jahre zwischen 1914 und 1918, sondern umfasst jene Vorkriegsereignisse, die den Verlauf des Konflikts bestimmten. Kraus berichtet über dieselben Nachrichten, politischen Umwälzungen, Kriegsmeldungen, redaktionellen Veröffentlichungen, Nachrufe, Indiskretionen über Persönlichkeiten der europäischen Literatur- und Kunstszenen und Anzeigen, die auch in *Die Fackel* Eingang fanden.

Häufig nutzt Kraus bereits in der Zeitschrift erschienene Beiträge als Ausgangspunkt für die Fassung einer Szene. Für die Prosa wählt er ein Ziel aus, in das er eindringt, indem er den Kontext, die Ursachen und die Folgen der besprochenen Fakten untersucht. Sieht man von den Szenen des Nörglers, Kraus' Alter Ego,⁵⁷ ab, so fällt im Gegensatz zur *Fackel* das strategische Fehlen der kommentierenden Dimension auf. Im Drama sieht Kraus vor, dass er für jede Szene eine zirkuläre Struktur inszeniert, die die Wahlsprüche und sensationslüsterne Phrasen tragikomisch ausnutzt. Der performative Charakter des Dialogs erfordert eine klangvolle, kabarettistische, fast operettenhafte Sprache, die einen Kurzschluss mit den dargestellten Fakten herstellt. Die

menschenverachtenden Reden der Generäle, die Naivität der konfliktbegeisterten KinobesucherInnen, die Indoktrination in den Schulklassen, die Stumpfsinnigkeit der BeamtenInnen werden als lächerlich entlarvt; dadurch kommentieren sich die dramatisierten Fakten selbst. Den *Letzten Tagen der Menschheit* gelingt es, so Kraus, angesichts des Grauens des »tragischen Karnevals« – des Ersten Weltkrieges – jene Reaktion des ungläubigen Lachens hervorzurufen, die die einzige Alternative zum gequälten Weinen darstellt.⁵⁸ In Kriegszeiten spielten »Operettenfiguren die Tragödie der Menschheit«, schreibt Kraus im *Vorwort* zum Stück und präzisiert: »Die unwahrscheinlichsten Taten, die hier gemeldet werden, sind wirklich geschehen. [...] Die unwahrscheinlichsten Gespräche, die hier geführt werden, sind wörtlich gesprochen worden; die grellsten Erfindungen sind Zitate.«⁵⁹

Viele der Gestalten sind Schlüsselfiguren der österreichischen Gesellschaft, und die Dialoge enthalten oft Zitate oder sind sogar Abschriften von Pressemitteilungen, öffentlichen Reden oder Zeitungsartikeln. Dies ist der Fall in einer Szene des dritten Aktes der Fall, in der eine Zusammenkunft der Cherusker in Krems dargestellt wird.⁶⁰ Dabei handelt es sich um eine real existierende Vereinigung von AktivistInnen für nationale Identität mit antisemitischem und antislawischem Einschlag, über die Kraus sporadisch in der *Fackel* berichtet.⁶¹ Der Name des Vereins verweist auf den Stammesverband im antiken Germanien, der im nationalistischen Diskurs im deutschsprachigen Raum durch den Arminius-Mythos eine Schlüsselrolle spielt. Mitte des 19. Jahrhunderts wurde er als Hermann der Cherusker bezeichnet, der eine Reihe von Germanenstämmen gegen die Truppen des Augustus geeint hatte und als Vorkämpfer für die deutsche Freiheit und Einheit gefeiert wurde. Der nationalistische Diskurs findet in der Arminiusfigur einen spezifischen Beitrag zur Formierung bürgerlicher Männlichkeitsvorstellungen und griff auf die Auctoritas des Tacitus zurück, der in *Germania* (58–120 n. Chr.) über den Widerwillen der Cherusker gegen eine stammesübergreifende Einigung berichtet hatte.⁶² Der Verein der Cherusker in Krems sollte wahrscheinlich vor und nach dem Konflikt ein berühmter Treffpunkt für Deutschnationale sein; tatsächlich macht Kraus in der *Fackel* deutlich, dass er bei der Volkszählung 1923 nicht angeben wollte, welcher »Rasse« er angehörte, da er eine Verbindung zwischen kultureller Identifikation und Ideologie für illegitim hielt. Kraus fühlte sich in der Lage, »mit Sicherheit« zu sagen, »daß [er] nicht jener [Rasse angehört], in deren Geistigkeit sie ihren Ursprung hat«. Aus diesem Grund war er »Mitglied der Cherusker in Krems [...] nie« und gedachte er auch nie »[sein] Leben nach ihren Statuten zu führen«. Wenn die Mitglieder des Vereins, Kasmader, Pogatschnigg (und Gemahlin), Übelhör, Homolatsch, Hromatka und Frank, einen größeren Einfluss gewinnen sollten, würde Kraus lieber auswandern.⁶³

Die historische Figur Paul Pogatschnigg, in der Monarchie k. k. Postkontrollor, dann nurmehr Obmann des Reichbundes deutscher Postler in Österreich und ordentliches Mitglied des Vereins, führt in der Szene den Vorsitz. Pogatschnigg ist ein typisch slowenischer Familienname. Kraus erkennt in der Inkongruenz der Nachnamen ein Paradoxon mit großem rhetorischem Potenzial und verwendet sie als komischen Kunstgriff. Das komische Element liegt für Kraus darin, dass dieses Bild des Deutschtums durch eine Gruppe deutschsprachiger Menschen mit slowenischen und tschechischen Familiennamen konstituiert wird. In den *Letzten Tagen der Menschheit* legt Kraus Pogatschnigg eine Rede in den Mund, die eine Umarbeitung des 1916 in der *Fackel* zitierten *Der deutsche Mann* ist,⁶⁴ und zwar ein Auszug aus einem Beitrag Teuts, dem Pseudonym eines Journalisten der *Ostdeutschen Rundschau*, einer antisemitischen und volkstümlichen Zeitung. Diesem Auszug gibt Kraus in der *Fackel* den Titel *Eine angenehme Menage* und stellt dann zu komischen Zwecken in den *Letzten Tagen der Menschheit* eine fiktive Identität zwischen den beiden historischen Figuren her: Pogatschnigg trägt einen slowenischen Nachnamen, wird aber mit dem Spitznamen »Teut«, vom Volksnamen der Teutonen, bezeichnet. Der Artikel verwendet eine Reihe von identifizierenden Elementen der »Germanizität«, darunter Lebensmittel und mythologischen sowie historischen Stoff.⁶⁵ Der Auszug wird hier fast wortwörtlich wiedergegeben:

»Pogatschnigg, genannt Teut: – Wodan ist mein Schwurzeuge, nicht mehr fern sind die Tage, wo wieder Speise und Trank reichlich vorhanden sein werden, wo uns wieder vom feisten, knusperigen Schwein ein artig Lendenstücklein erfreuen wird, mit zartgebräunten Erdäpfeln, in wirklicher und wahrhaftiger Butter duftig gebraten, kleine zierliche Gurken, wie sie Znaims Wonnegefilten holdselig entspießen, dazu ein dunkler Gerstensaft aus Kulmbachs bajuwarischen Gauen (Heil-Rufe. Es klingt wie ›Hed!!‹) – ein herzhaft Brot, aus Roggen schmackhaft geknetet und gebacken, und ein leckerer Salat! Stolze Vindobona am alten Nibelungenstrom, bis dahin heißt es durchhalten! (Rufe: Wacker!) Der herrliche Angriff auf die Welschen, der diese Abruzzenschufte aus Tirols ewigen Bergen hoffentlich für immerdar hinausbefördert, ist uns gelungen! (Rufe: Hed!!) [...] (Rufe: Bravo! Hed!! Hoch Teut! Hoch Pogatschnigg!)«⁶⁶

In diesem Fall offenbart die Intertextualität zwischen der Szene und der *Fackel* in Kraus' Schreibprozess. Letzterer bedient sich authentischen Materials, das isoliert und exponiert wird; wenn Kraus das Zitat aus dem Kontext, in dem

es normalerweise steht, herauslöst, erzeugt er einen Dissonanz-Effekt, der es in seinem widersprüchlichen Charakter entlarvt. In der Szene erkennt man die beiden von Elias Canetti identifizierten polemischen Mittel Kraus' schriftlichen Ausdrucks, die »Wörtlichkeit« und das »Entsetzen«, die darin bestehen, dass die zitierten Worte in ihrer wörtlichen Bedeutung, aber außerhalb ihres ideologischen Kontextes verwendet und somit verzerrt und lächerlich gemacht werden, oder dass sie in einen Dialog eingefügt werden, der sie zu sinnentleerten Motti macht.⁶⁷

Die Wahl der *Ostdeutschen Rundschau* als Quelle ist auf den ideologischen Charakter der Metapher und Symbole im Text zurückzuführen. Kraus erkennt im Originaltext drei historisch-geographische Symbole, die eine entscheidende Rolle im Selbstfindungsprozess der Deutschnationalen und in der Gestaltung des Mythos der deutschen Nation in Österreich spielen: die nordische Mythologie, die Abstammung des österreichischen Reiches von den Germanen und die kulturelle Differenz zu nicht-germanischen Ethnien. Der physische Ort wird in einen symbolischen Ort übersetzt und nimmt eine erneuerte Form der Kulturlandschaft an;⁶⁸ die Verknüpfung von Geschichte und Geographie markiert eine transhistorische Kontinuität und schafft also eine fiktive Realität, die für den nationalistischen Diskurs ein Instrument der ideologischen Legitimation darstellt. In der Szene heißt Wien »Vindobona«, der lateinische Name des *römischen* Militärlagers auf dem Gebiet des heutigen Wiens, wo der Volkstamm der Markomannen in antoninischer Zeit Hauptquartiere hatte.⁶⁹ Der Bezug auf Italien trägt das Erbe des Fremdenhasses im Vielvölkerstaat in sich und stellt die ItalienerInnen als Bedrohung der deutschen Nation dar.⁷⁰ Die »ewigen« Berge Tirols sind ein wesentlicher Bestandteil der deutsch-österreichischen Kultur; durch die Beziehung zwischen den Bergen und dem österreichisch-deutschen Volk assoziiert Pogatschnigg/Teut die Qualität der Ewigkeit und Erhabenheit mit der unzerstörbaren und ewiglebenden Habsburgermonarchie.

Kraus akzentuiert die Anspielungen auf nordische Mythen zu komischen Zwecken: Im Originaltext sowie in der Szene wird Wodan statt Gott angerufen. Die Figuren konzipieren sich selbst als kampfbereit und kampfesfähig am Beispiel der NationalheldInnen: der fiktive Winfried Hromatka, i. a. B. des Vereins, kennzeichnend die Mitglieder als »Helden« und »Walküren«. Die Donau wird im Originaltext als »Strom der Nibelungen« bezeichnet; der Ausdruck stammt aus dem mittelalterlichen deutschen Heldenepos *Das Nibelungenlied* (ca. 1200), in dem ein Teil der Handlung im Donaauraum spielt. Der 1755 wiederentdeckte Text hatte in Deutschland dank seiner Übersetzung von 1807 ins Neuhochdeutsche und dessen Herausgabe im Jahr 1810 von Friedrich von der Hagen großen Erfolg; in einer Rezension von Hagens Übersetzung bezeichnete Wilhelm Grimm 1807 das *Nibelungenlied*

als »nationales Epos«: Das bedeutete, der *Ilias* (750 v. Chr.) oder der *Aeneis* (29–19 v. Chr.) einen einzigartigen deutschen Text an die Seite zu stellen und es in eine kanonische, klassische, transnationale und vor allem hohe Gattung einzuordnen.⁷¹ Das *Nibelungenlied* fand zu Beginn des 19. Jahrhunderts während der napoleonischen Kriege einen wichtigen Platz in der Tradition der Rheinromantik und des Nibelungenpatriotismus in Deutschland, und schon im 19. Jahrhundert wurde die Donau zum Symbol der übernationalen Einheit Deutschlands und Österreichs. Diese Landschaftsästhetik erreicht während der Jahrhundertwende einen Kristallisationspunkt kollektiver Vorstellungen und Gefühle im deutschsprachigen Raum und bleibt bis in die 30er-Jahre zentral in der Selbstinszenierung von patriotischen Stimmungen.⁷²

Nationalismus und Kultur

Aus seinem fiktiven Brief zieht Kraus das Fazit, dass die Differenzierung zwischen dem deutschen und slowenischen Volk aufgrund imaginärer Rasse-Eigenschaften rein rhetorisch ist. Mit dieser Absicht bildet Kraus im Text eine Symmetrie zwischen Deutschen und SlowenInnen und verspottet in jedem Abschnitt gleichermaßen die propagandistischen Aussagen beider Gruppen. Die Kultur von slawischen Minderheiten wird nicht durch einen expliziten Vergleich mit der deutschen Kultur ermessen. Trotzdem schließt Kraus *Slovenisch-Deutsch* mit einem harschen Urteil über die slowenische Bevölkerung, das die hierarchische Sichtweise der Ethnien im Reich sowie Kraus' interiorisierten Kulturbias verrät:

»Wie steht es aber mit der vielgerühmten Cultur in der Steiermark? [...] Dass die Slovenen, heute noch ohne eigene Literatur, vorläufig keinen Anspruch haben, sich eine Nation zu nennen, liegt auf der Hand. [...] Und die Moralität in diesem vom Nationalismus zerwühlten Lande? [...] Moralische Verkommenheit, wie obige Beispiele bezeugen, physische Degeneration, wie der hohe Percentsatz an Cretinösen und in sonstiger Beziehung untauglichen Männern bei den Assentierungen beweist, zunehmender Alkoholismus, – das sind die Zustände, in denen sich ein von Natur gesegnetes Land befindet und die der Nationalitätenkampf bis jetzt nur verschlimmert hat. Und die österreichischen Regierungen in bunter Folge haben sich nicht herbeigelassen, ihrerseits ein wenig zur Hebung der Cultur beizutragen; sie ziehen es vor, zur Erhaltung des eigenen Scheindaseins den Zündstoff für nationalistische Feindseligkeiten zu vermehren.«⁷³

Kraus wirft dem slowenischen Volk vor, es fehle ihm an der notwendigen Urbanität, um sich den Titel einer Staatsnation zu verdienen. Man kann in dieser Passage eine gewisse Voreingenommenheit des frühen Kraus gegenüber den anderen Nationalitäten sehen.⁷⁴ Kraus gehört zu den vielen Intellektuellen, die das Streben der slowenischen Gemeinschaft nach Territorialautonomie ablehnten, weil Slowenien nicht dem idealtypischen Modell des Nationalstaats entsprach. Für ihn sind Episoden von Aufruhr, in die die SlowenInnen verwickelt sind, eher das Symptom einer natürlichen Veranlagung, die durch die Kämpfe um die Nationalität in der moralischen Dekadenz nur gefördert wurde. Zum deutschen Nationalismus behauptet Kraus in der *Dritten Walpurgisnacht*, die er 1933 als Reaktion auf Adolf Hitlers Machtergreifung verfasst:⁷⁵ »Der Nationalismus, nie eine geistige Nachhilfe, lehrt hier wahrlich die Nation, durch Schaden dumm zu werden.« Was über den slowenischen Nationalismus gesagt wurde, nämlich dass die kulturelle Identität nicht einfach das direkte Ergebnis gewaltsamer Spannungen sei, gilt auch für den deutschen Nationalismus: »Denn von Sieg, Größe, äußerer Einheit gedeiht nicht jedem Volke die Kultur.«⁷⁶ Kraus erkennt nicht einmal den Status Sloweniens als Kulturnation an.

Das Fehlen einer eigenen literarischen Tradition ist für Kraus ein Indiz für eine tiefe kulturelle Unreife. Damit schließt sich Kraus, der die Säulen des romantischen Nationalismus ablehnt, ungewollt der postschlegelianischen Auffassung von Literatur als höchstem Kulturprodukt und damit Identitätssignal eines Volkes an. Kraus ordnet in Übereinstimmung mit Friedrich Schlegel die Existenz einer Nationalliteratur als Zeichen dauerhafter und prägender Kontinuität ein. Die literarische Produktion eines Volkes wird in seiner Nationalsprache zur kategorialen Einheit für Nationalbestimmung: Schlegel distanziert sich von der historistischen Auffassung, dass die Nationalität oder die Sprache des Autors eher kontingente Eigenschaften als kategorische Determinanten gewesen seien.⁷⁷ Für Kraus ist nicht die deutsche Sprache, sondern die hohe Literatur auf Deutsch der einzige Faktor, die eine legitime Verbindung zwischen Österreich und Deutschland herstellt, die auch ein geistiges Kontinuum zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit der beiden Länder bildet.⁷⁸ In *Slovenisch-Deutsch* ignoriert Kraus aber die zentrale Bedeutung von Figuren wie France Prešeren für die Definition der literarischen Identität Sloweniens.⁷⁹ Prešeren, der bereits vor der Jahrhundertwende als slowenischer Nationaldichter identifiziert wurde, findet in der *Fackel* keine Erwähnung. Anfang des 19. Jahrhunderts war die Kulturszene Krains schon von einer sehr engen slawisch-deutschen Wechselseitigkeit gekennzeichnet; in der Folge war die in der Region entstehende Literatur überwiegend bilingual, wie Prešerens lyrische Produktion auf Deutsch exemplifiziert.⁸⁰ Kraus ließ kaum eine Gelegenheit aus, eine Figur der europäischen Literaturszene zu

diskreditieren, die er der ihr zugewiesenen Position im Kanon für unwürdig hielt: Die junge slowenische Literaturtradition wird also nicht verspottet, sondern nicht einmal als beachtenswert angesehen. Die Nichtberücksichtigung dessen, was Slowenischsprechende als literarische Autorität in ihrer Sprache wahrnahmen, macht deutlich, dass Kraus' Lektüre von Anfang an zwangsläufig voreingenommen war.

Die Opposition zwischen Nationalismus und hoher Literatur bleibt für Kraus' Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus sowie Engelbert Dollfuß' Austrofaschismus zentral. Laut Jacques Le Rider nimmt Kraus durch das obsessive Zitieren von Klassikern der deutschen Literaturgeschichte – Goethe, Schiller, Shakespeare – in der *Dritten Walpurgisnacht* (1952) symbolische Rache an der Nazi-Unkultur.⁸¹ Die Parteigänger, die Journalisten, die Intellektuellen, diese Masse von »Trogloodyten«,⁸² gefährden die Integrität der deutschen Sprache, die im Kanon exemplarisch dargestellt wird, weil sie sie für einen manipulativen Zweck verschmutzen.⁸³ Die politische Macht stellt einen nationalistischen Wortschatz für die Gemeinschaft zur Verfügung, so dass sich die Bevölkerung durch abstrakte Ideen und Ideologien patriotisch definieren kann. Nach Kraus vergiftet die Diktatur die Sprache und infiziert nicht nur das öffentliche Leben, sondern auch die intimste Sphäre derer, die sie sprechen.⁸⁴ Friedrich Nietzsches Konzept des Willens zur Macht, dem Kraus gewöhnlich kritisch gegenübersteht, sei das Opfer einer ideologischen Rückbesinnung, die scharf zu verurteilen sei. Intellektuelle wie Gottfried Benn oder Martin Heidegger hätten die deutsche Sprache der nationalsozialistischen Phraseologie versklavt, so kommentiert Kraus.⁸⁵

Fazit

Literarische Darstellungen Sloweniens in der österreichisch-ungarischen Monarchie wecken erneut das Interesse der HistorikerInnen, die zum Fin de Siècle arbeiten. Die Forschung beschäftigt sich heute vor allem mit der Frage, inwieweit die historischen Fakten die gemeinsame Vision des slowenischen Volkes zur Zeit des Habsburgerreiches bestimmten.⁸⁶ Kraus hatte bereits 1899 die problematischen Punkte identifiziert, die Historiker in den Quellen über das Zusammenleben von SlowenInnen und ÖsterreicherInnen finden. *Slovenisch-Deutsch* beleuchtet die Auswirkungen der Sprachpolitik der Donaumonarchie und den historischen Wahrheitsgehalt einer klaren Trennung zwischen den beiden Volksgruppen in Krain und in der Steiermark. Kraus war jedoch keine isolierte Stimme, sondern Ende des 19. Jahrhunderts der Wortführer einer weit verbreiteten Meinung, die sich auch nach dem Krieg nicht ändern sollte. Andere Quellen, wie das Tagebuch von

Sherman Miles, Militärattaché auf dem Balkan im Jahr 1917, beweisen es:⁸⁷ Der Abschnitt zum Thema scheint genau denselben Inhalt wiederzugeben wie *Slovenisch-Deutsch*: Er stellt fest, dass in der Steiermark SlowenInnen und ÖsterreicherInnen in einem solchen Ausmaß vermischt sind, dass es unmöglich wäre zu bestimmen, was genau die Nationalität des einen oder des anderen ist. Nachnamen sind nicht aussagekräftig; die Sprache kann nicht als gültiges Identitätskriterium angesehen werden, da die BürgerInnen meist zweisprachig sind. Und schließlich kann nichts am Aussehen der Menschen oder an der Art, wie sie ihre Städte bauen, die Ansprüche der einen oder anderen Gruppe wirklich stützen.⁸⁸

Kraus' Darstellung hinterfragt systematisch Anhaltspunkte, die den nationalistischen Anspruch von slowenischer Seite untermauern sollen; manche Passagen leiden aber unter der weit verbreiteten Voreingenommenheit gegenüber der slowenischen Minderheit, auch wenn Kraus an dieser Stelle jede Anmaßung von ethnischem und sozialem Partikularismus ablehnt. Sein Beitrag verdeutlicht die komplexe interkulturelle Dynamik zwischen SlowenInnen und ÖsterreicherInnen im intellektuellen Bereich: Er vertritt implizit die Ansicht, dass die slawischen Minderheiten im Kaiserreich einander fremd sind, diese Fremdheit allein reicht jedoch weder für den Anschluss noch für die Territorialautonomie aus. Beiden Veränderungen mangelt es an einer soliden Grundlage, die Kraus grundsätzlich als Kultur und Moral identifiziert. *Slovenisch-Deutsch* spottet über die Idee einer Verbindung zwischen der slowenischen Sprache als identitätsstiftender Essenz der Nation und ihrem Gebiet. Nicht viel anders ist die Kritik am »germanischen« Nationalismus: Kraus konzentriert sich nicht auf die Legitimität nationalistischer Ansprüche, sondern auf die Entmystifizierung der Identitätskategorien, die er als künstlich empfindet. Er warnt vor der Gefahr der Sinnkonstruktionen, die im nationalistischen Diskurs zur Definition der nationalen Identität zu Hilfe gerufen werden – Sprache, Geschichte und »Rasse«, akzeptiert aber einen grundlegenden Aspekt der nationalen Selbstdefinition, die ein Produkt des romantischen Nationalismus ist, nämlich die Literatur als Identitätsfaktor. Auch wenn man davon ausgeht, dass die literarische Produktion nach objektiven Kriterien wie Datierung, Zirkulation oder Umfang bewertet werden kann, kann ihre moralische Tiefe in keiner Weise gemessen werden. In dieser Passage wird Kraus' Rhetorik ziemlich durchsichtig, wenn er Argumente verwendet, die zwar psychologisch wirksam, aber nicht unbedingt logisch gültig sind. So ist es der Fall, wenn die Moral mit dem politischen Bewusstsein einer ethnischen Gruppe in Verbindung gebracht wird, und wenn von den Einzelnen zum Ganzen übergegangen wird, um ausgehend von einzelnen Vorfällen die Moralität eines ganzen Volkes zu beurteilen. In erster Linie beweist *Slovenisch-Deutsch* die Verbreitung der hierarchischen Auffassung des

ethnischen und sozialen Gefüges von Österreich-Ungarn. Es gibt also eine Verinnerlichung bestimmter idealistischer Komponenten, die in dieser historischen Phase physiologisch sind und gegen die auch derjenige nicht gefeit ist, der sich als die einzige »[leuchtende] Fackel [in] einem Lande, in welchem die Sonne niemals aufgeht«, selbst inszeniert.⁸⁹

* Dieser Aufsatz ist die Fortsetzung eines von CMEPIUS geförderten Forschungsprojekts unter der Leitung von Johann Georg Lughofer an der Universität Ljubljana, entstand aber während meiner Zeit als Ernst-Mach Stipendiatin unter der Leitung von Ulrike Tanzer und Markus Ender am Brenner-Archiv der Universität Innsbruck.

Anmerkungen

- 1 Zu Beginn des Jahrhunderts ist im österreichischen Kaiserreich die Sprache das Identifikationselement der verschiedenen Völker; wenn beispielsweise das Wort »Deutsche« vorkommt, sind damit Deutschsprechende/Deutschsprachige gemeint.
- 2 *Die Fackel* wird nach Karl Kraus: *Die Fackel. Fotomechanischer Nachdruck sämtlicher Ausgaben*. Frankfurt a Main: Zweitausendeins 1977, 12 Bde., mit der Sigle F, Jahr und nachgestellter Heft- sowie Seitenzahl im Text zitiert. F 1899, 17, 6.
- 3 Werner Anzenberger: Parteipolitik. In: Katharina Prager und Simon Ganahl (Hg.): *Karl Kraus-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Berlin: Metzler 2022, 303–328, hier 303.
- 4 Vgl. Dirk Michel: Karl Kraus und die Sprachreiner. Zur Kritik des »Volkheitskoller« und seiner Apologeten. In: *Sprachreport* 4/1995, S. 11–14.
- 5 Zu Staatsangehörigkeitsrecht und -politik in Österreich vgl. Gerald Stourzh: *Die Gleichberechtigung der Volksstämme als Verfassungsprinzip 1848–1918*. In: Peter Wandruszka und Adam Urbanitsch (Hg.): *Die Habsburgermonarchie, 1848–1918: Die Völker des Reiches*. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 1980, 975–1206.
- 6 Ende des 17. Jahrhunderts bezeichnet der Aufklärer Anton Tomaž Linhart in seiner historischen Analyse die SlowenInnen erstmals als eigenständige Volksgruppe. Es sollte aber noch lange dauern, bis die Bevölkerung selbst begann, sich mit dem Begriff »slowenisch« zu bezeichnen. Vgl. Marko Vidic (Hg.): *Ilustrirana zgodovina Slovencev*. Ljubljana: Mladinska knjiga 1999, 17.
- 7 Veronika Bajt: Slovenian nationalism. In: *Sprawy Narodowościowe* 24–25/2004, 9–32, hier 12.
- 8 Ebenda, 13.
- 9 Ebenda, 13–14. Vgl. Vidic (Anm. 6), 46.
- 10 Bajt (Anm. 7), 15–16.
- 11 Einige pragmatischere Phalanxen unterstützten die Schaffung einer südslawischen Nation angesichts der geringen Zahl der SlowenInnen und der Erkenntnis, dass eine kompaktere und zahlreichere Front die Chancen erhöhen könnte, das »österreichische Joch« abzuschütteln. Im Gegensatz zu den JugoslawistInnen waren die SlowenistInnen der Meinung, dass die Einigung nicht auf einer vagen sprachlichen und kulturellen Homogenität, sondern in erster Linie auf Identitätsfaktoren beruhen sollte. Ebenda.
- 12 Dieses Thema wurde auch häufig auf großen Parteiversammlungen angesprochen. Vgl. Branko Šuštar: *The historical development of the formation of the elite in the south of the Habsburg Empire. Slovenes and the schooling of the intellectual class in the late 1800s and early 1900s*. In: *History of Education & Children's Literature* 10/2015, 505–526, hier 511.

- 13 Ebenda, 506.
- 14 F 1900, 29, 2.
- 15 Kraus verschonte Kaiser Franz Joseph I. im Laufe der Jahre mit ätzender Kritik und bissigen Karikaturen nicht. Leopold Decloedt merkte an, dass *Die Fackel* von Beginn der Feindseligkeiten an dazu neigte, bei Franz Joseph klar zwischen dem Individuum und dem Monarchen zu unterscheiden: Wenngleich Kraus eine gewisse Sympathie für die Qualitäten der Sanftmut des Ersteren hegte, war er zutiefst über die ständige Zurschaustellung der väterlichen Liebe des Kaisers zu Österreich beunruhigt. Mit dem Angriff auf Sarajewo wurde die Enttäuschung über die Handlungen des Monarchen immer unverhohlener, aber während des Krieges wurden die direkten Erwähnungen über Franz Joseph reduziert: eine Zurückhaltung, die sicherlich auf den Wunsch zurückzuführen war, Probleme mit der staatlichen Zensur zu vermeiden. Leopold Decloedt: *Imago Imperatoris: Franz Joseph I. in der österreichischen Belletristik der Zwischenkriegszeit*. Wien: Böhlau 1995, 47–55.
- 16 F 1900, 29, 2.
- 17 Šuštar (Anm. 12), 506.
- 18 Martin Pollack: *Der Tote im Bunker: Bericht über meinen Vater*. München: DTV 2006, 21.
- 19 Ebenda, 28.
- 20 Dirk Rose: *Polemische Moderne. Stationen einer literarischen Kommunikationsform vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Göttingen: Wallstein 2020, 496. *Die Fackel* entstand in einer Zeit, in der der Lesemarkt, insbesondere der der Kulturzeitschrift, einen Aufschwung erlebte. Mit über 30.000 verkauften Exemplaren der ersten Ausgabe füllte die Zeitung eindeutig eine Lücke in der journalistischen Landschaft jener Zeit. Vgl. Sigurd Paul Schleich, Leo A. Lensing und Heinz Lunzer: »Die Fackel«, ein Anti-Medium. In: Heinz Lunzer, Victoria Lunzer-Talos und Marcus G. Patk (Hg.): »Was wir umbringen«. »Die Fackel« von Karl Kraus. Wien: Mandelbaum 2006, 110.
- 21 Erik Buitinga: Die Fackel eines Einzelgängers: Karl Kraus, Das A-Politische Engagement. In: *Reviews. Zeitschriften. Revues* 9/1994, 11–31, hier 11–12.
- 22 F 1899, 1, 1.
- 23 F 1908, 261–262, 11.
- 24 Rose (Anm. 20), 532.
- 25 Vgl. Edward Timms: Archetypal Patterns in the Satire of Karl Kraus. In: Sigurd Paul Scheichl und Edward Timms (Hg.): *Karl Kraus in neuer Sicht. Londoner Kraus-Symposium*. München: text + kritik 1986, 92–108, 96.
- 26 Im Manifest spricht Kraus von sich selbst in der dritten Person.
- 27 Anzenberger (Anm. 3), 304.
- 28 F 1899, 1, 3–4.
- 29 Rose (Anm. 20), 491 und Fußnote 61.
- 30 F 1899, 1, 1.
- 31 Rose (Anm. 20), 557.
- 32 Vgl. Bajt (Anm. 7), 21.
- 33 F 1899, 17, 5.
- 34 F 1899, 17, 1.
- 35 F 1899, 1, 3.
- 36 F 1899, 17, 1.
- 37 Eugen Dühring: *Die Judenfrage als Rassen-, Sitten- und Culturfrage*. Karlsruhe and Leipzig: 1881, hier 117. Zur Rekonstruktion der philosophischen und kulturkritischen Grundpositionen Dührings vgl. Peggy Cosmann: *Physiocratie und Weltnemesis. Eugen Dührings physiomoralische Begründung des Moral- und Charakterantisemitismus*. Göttingen: Wallstein 2007. Dühring kleinere Schriften zur Anthropologie, Lebensphilosophie, Geschichte, Bildung, Politik und Literatur greifen regelmäßig auf seinen Judenbegriff zurück. Vgl. beispielweise Francesca Tucci: *Nathan und die Ringparabel im Kontext antisemitischer Lessing-Darstellungen*. In: Achim Aurnhammer, Giulia Cantarutti und Friedrich Vollhardt (Hg.): *Die drei Ringe: Entstehung, Wandel und Wirkung der Ringparabel in der europäischen Literatur und Kultur*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2016, S. 235–246.

- 38 F 1899, 17, 1.
 39 Murray Edelman: Politik als Ritual. Frankfurt am Main: Campus 2005, 82–83.
 40 Ebenda, 2.
 41 Robert A. Kann: The multinational empire: Empire reform. New York: Octagon Books 1950, Bd. 2, 305.
 42 Ein organisches Nationsverständnis begreift eine Nation als eigenständigen lebendigen Organismus; die Nation begründet ihre politische Legitimität als natürliche («organische») Folge und als Ausdruck der Nation, »Rasse« oder Ethnie. Vgl. Heinrich Bosse: Patriotismus und Öffentlichkeit. In: Ulrich Herrmann (Hg.): Volk – Nation – Vaterland. Konzepte und Programme im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert. Hamburg: Meiner 1996, 67–68.
 43 Mary Anne Perkins: Romantic Theories of National Literature and Language in Germany, England, and France. In: Steven P. Sondrup und Virgil Nemoianu (Hg.): Nonfictional Romantic Prose: Expanding Borders. Amsterdam: Benjamins 2004, 97–106.
 44 Joep Leerssen: Note per una definizione del nazionalismo romantico. In: Nazioni e Regioni 17/2021, 63–90, hier 66–67.
 45 Vgl. zum Thema der noch aktuellere Hans Kohn: Pan-Slavism, its History and Ideology. New York: Vintage Books 1960.
 46 Šuštar (Anm. 12), 518–520.
 47 F 1899, 17, 4.
 48 Ebenda, 4–6.
 49 Irene Ranzmaier: The Anthropological Society in Vienna and the Academic Establishment of Anthropology in Austria, 1870–1930. In: Histories of Anthropology Annual 7/2011, 1–22, hier 8.
 50 Emil Zuckerkandl: Physische Beschaffenheit der Bevölkerung (in der Steiermark). In: Christiane Zintzen (Hg.): Die österreichische Monarchie in Wort und Bild: Aus dem Kronprinzenwerk des Erzherzog Rudolf. Wien: Böhlau 1999, 103–106. Vgl. Ranzmaier (Anm. 49), 8.
 51 Ebenda, 9.
 52 F 1899, 17, 2–3.
 53 Rose (Anm. 20), 557.
 54 Zum Zusammenhang zwischen der Namensgebung und dem Untergang von überkommener sozialen und ethnischen Hierarchien in Joseph Roths *Radetzky* vgl. Johann Georg Lughofer: Carl Joseph, Onufrij und Jacques. Zum Spiel der Namen in Joseph Roths *Radetzky*. In: *Austriaca: Cahiers universitaires d'information sur l'Autriche*, 77/2013. Lectures de La Marche de Radetzky, 131–144.
 55 Zur Aufführbarkeit des Stücks vgl. Eckart Fröh: Nachwort. In: Karl Kraus: Die Letzten Tage der Menschheit. Bühnenfassung des Autors. Hg. von dems. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2014, 225–260. 1922 erscheint eine erweiterte, durchgehend umgearbeitete »Buchausgabe« der *Letzten Tage der Menschheit*. 1928 legt Kraus eine für das Theater eingerichtete Fassung, die sogenannte »Bühnenfassung«. Vgl. Kurt Krolop: Genesis eines Warnstücks. In: ders.: Sprachsatire als Zeitsatire bei Karl Kraus. Berlin: Akademie-Verlag 1987, 155–176.
 56 *Die letzten Tage der Menschheit* werden nach Karl Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog. Hg. von Kurt Krolop. Berlin: Volk und Welt 1978, mit der Sigle DLTDM vor den Akt, Szenen- und Seitenzahlen zitiert. Vw verweist auf das Vorwort, 5–7, hier 5.
 57 Vgl. Helena Elshout: Der Nörgler in Die Letzten Tage der Menschheit: Karl Kraus' Alter Ego als Erzählfigur. In: Urs Meyer, Reto Sorg und Lucas Marco Gisi: Medien der Autorschaft. Paderborn: Fink 2019, 87–96.
 58 F 1916, 426–430, 35.
 59 DLTDM, Vw, 5.
 60 DLTDM, III, II, 281.
 61 F 1922, 601–607, 113; F 1923, 613–621, 11; F 1924, 640–648, 90; F 1924, 640–648, 127; F 1924 657–667, 89; F 1924, 668–675, III–II2; F 1929, 806–809, 57.

- 62 Hans Peter Herrmann: Arminius und die Erfindung der Männlichkeit im 18. Jahrhundert. In: Hans Peter Herrmann, Hans-Martin Blitz und Susanna Mossmann (Hg.): *Machtphantasie Deutschland: Nationalismus, Männlichkeit und Fremdenhaß im Vaterlandsdiskurs des 18. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996, 161–191, hier 184. Zu Tacitus' Germanendeutung vgl. Dieter Flach: *Der taciteische Zugang zu der Welt der Germanen*. In: Rainer Wiegels und Winfried Woesler (Hg.): *Arminius und die Varusschlacht. Geschichte – Mythos – Literatur*. Paderborn, München, Wien, Zürich: Ferdinand Schöningh 2003, 143–166.
- 63 F 1926, 613–621, 11.
- 64 F 1916, 431–436, 83–84. Der Text ist eine Kürzung des Originals.
- 65 Zu Sprache, Mythos und soziale Identitätsbildung vgl. Edelman (Anm. 39), 146–166.
- 66 Die Szene befindet sich nicht in der Bühnenfassung; vgl. Früh (Anm. 55), 230–231.
- 67 Elias Canetti: Karl Kraus. Schule des Widerstands. In: *Das Gewissen der Worte*. Frankfurt am Main, Fischer 1981, 41–53, hier 41–42. Zu Canetti als Krausleser vgl. Gerald Stieg: *La loi ardente. Elias Canetti auditeur et lecteur de Karl Kraus (avec l'édition d'une lettre inédite de Georges Canetti à Karl Kraus)*. In: *Agone* 35–36/2006, 41–56.
- 68 Vgl. Winfried Schenk und Jan-Erik Steinkrüger: Kulturlandschaft als kultureller Prozess, illustriert am Orden der Zisterzienser und an den frühen Trägern der Rheinromantik. In: Rainer Duttmann, Olaf Kühne und Florian Weber (Hg.): *Landschaft als Prozess*. Wiesbaden: Springer 2021, 119–134.
- 69 Günther Moosbauer: *Die vergessene Römerschlacht. Der sensationelle Fund am Harzhorn*. München: C. H. Beck 2018, 17–18.
- 70 Die häufigen Hinweise in *Die letzten Tage der Menschheit* auf Italophobia als Element der Selbstdefinition während des Ersten Weltkrieges fehlen in der *Fackel*. Kraus' geringes Interesse an der Verschärfung des italienischen Irredentismus am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts lässt sich auf die unterschiedliche Rolle von Panitalianismus und Panslawismus in der politischen Landschaft Europas zurückführen sowie auf das historische Ergebnis repressiver Maßnahmen seitens des Kaiserreichs, das die italienische Sprache und Kultur im Wesentlichen nicht als Bedrohung für sein eigenes Überleben betrachtete.
- 71 Leerssen (Anm. 44), 78.
- 72 Joachim Heinzle: *Die Nibelungen*. Darmstadt: Primus Verlag 2010, 85. Zum Rhein-Mythos vgl. Waltraud Linder-Beroud: »Immer hör' vom Rhein ich singen ...«. Der Rhein – ein Strom deutschen Gefühls. In: Rolf Wilhelm Brednich und Heinz Schmitt (Hg.): *Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur*. Münster: Waxmann 1997, 267–284, hier 267.
- 73 F 1899, 17, 6.
- 74 Werner Michler: *Sprache und Nation*. In: Katharina Prager und Simon Ganahl (Hg.): *Karl Kraus-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Berlin: Metzler 2022, 331–340, hier 334.
- 75 Die *Dritte Walpurgisnacht* verfasst Kraus 1933; er verzichtet auf die Veröffentlichung des über 200 Seiten langen Textes, der erst 1952 posthum erscheint. Vgl. Simon Ganahl: *Dritte Walpurgisnacht*. In: Katharina Prager und Simon Ganahl (Hg.): *Karl Kraus-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Berlin: Metzler 2022, 163–182.
- 76 Leerssen (Anm. 44), 99.
- 77 Ebenda, 79.
- 78 Michler (Anm. 74), 339.
- 79 Zur Frage der Zuordnung Preßerens zur slowenischen Romantik vgl. Peter Scherber: *France Prešeren und die deutsche und österreichische Literatur seiner Zeit*. In: Faganel Jože: *France Prešeren – kultura – Evropa*. Ljubljana: Založba 2002, 113.
- 80 Ebenda.
- 81 Jacques Le Rider: *Karl Kraus: Phare et brûlot de la modernité viennoise*. Paris: Seuil, 464. Zum Kanon vgl. Jens Malte Fischer: *Karl Kraus. Studien zum »Theater der Dichtung« und Kulturkonservatismus*. Kronberg im Taunus: Scriptor 1973. Die *Dritte Walpurgisnacht* entsteht 1933 aber erscheint postum. Vgl. F 1934, 890–905, 1–16.

- 82 Karl Kraus: Die Dritte Walpurgisnacht. Hrsg. von Heinrich Fischer. Berlin: Wolfgang Hink 2010, 94.
- 83 Zu Kraus Sprachauffassung vgl. Jay F. Bodine: Die Sprachauffassung und Sprachkritik von Karl Kraus. Ein Forschungsbericht über Untersuchungen der siebziger Jahre. In: *Revue belge de philologie et d'histoire* 59/1981, 665–683.
- 84 Le Rider (Anm. 81), 465.
- 85 Kraus (Anm. 82), 73–74 und 83–87.
- 86 Vgl. Andrea Moritsch und Alois Mosser (Hg.): Den Anderen im Blick: Stereotypen im ehemaligen Jugoslawien. Frankfurt am Main: Peter Lang 2002; Andrea Haberl-Zemljic: Die Sprache im Dorf lassen. Festhalten und Aufgeben der slowenischen Sprache. Graz: Kulturverein für Steiermark 2004, 205–211; Joachin Hösler: Von Krain zu Slowenien. Die Anfänge der nationalen Differenzierungsprozesse in Krain und der Untersteiermark von der Aufklärung bis zur Revolution 1768 bis 1848. München: Südosteuropäische Arbeiten 2006.
- 87 Er war während des Angriffs der Japaner auf Pearl Harbor am 7. Dezember 1941 Chef der Army Intelligence.
- 88 Elizabeth Schober: Hinüberschauen und Wegsehen. Grenzdiskurse und Erinnerungen anlässlich der EU-Erweiterung 2004 an der südoststeirischen/nordostslowenischen Grenze. Graz: Knjiga 2006, 38.
- 89 F 1899, I, 3.

Der Unmusikalische und sein Komponist

Karl Kraus und Ernst Krenek

von Jens Malte Fischer

Prolog

Lassen Sie mich mit einer persönlichen Erinnerung beginnen. In den sechziger Jahren studierte ich an der Universität Saarbrücken in den Fächern Germanistik, Geschichte und Musikwissenschaft. 1968 erfuhr ich, dass in einem Workshop des Saarländischen Rundfunks der mir nicht unbekannte, in Amerika lebende Komponist Ernst Krenek auftreten würde, der bei der gleichen Gelegenheit eigene Kompositionen mit dem Orchester des Saarländischen Rundfunks dirigieren würde. Das Seminar war gedacht für Studierende der Musikhochschule. Ich war erfolgreich bei dem Versuch, als Gast an diesem Seminar zugelassen zu werden. Es war eine kleine Veranstaltung mit etwa 15 Teilnehmern in einem Raum des Saarländischen Rundfunks. Kreneks Erscheinung war auf den ersten Blick nicht spektakulär. Er war von eher gedrungener Gestalt und nicht sehr groß; auffallend allerdings war seine intensive Sonnenbräune – nicht verwunderlich bei einem Mann, der die meiste Zeit des Jahres in Palm Springs wohnte. Er erläuterte seine Komposition »Fibonacci mobile«. Nicht alles davon war mir damals zugänglich, aber es waren faszinierende zwei Stunden. Ich hatte damals gerade mit meiner Dissertation über Karl Kraus und sein *Theater der Dichtung* angefangen und mir war irgendwo der Hinweis auf eine enge Beziehung zwischen Kraus und Krenek aufgefallen, die in den letzten Lebensjahren von Kraus bestanden hatte. Nach Abschluss der Veranstaltung fasste ich mir also ein Herz, sprach Krenek an und berichtete ihm von meiner Absicht, eine Dissertation über Kraus zu verfassen. Ich werde nie vergessen, wie er sofort äußerst interessiert war und wie seine Augen aufleuchteten. Er hatte wohl kaum damit gerechnet, im kleinen Saarbrücken am Rand der Republik einen Studenten zu treffen, der sich für Karl Kraus interessierte. Er forderte mich auf, ihm in die Kantine des Senders zu folgen und dort haben wir uns fast zwei Stunden lang unterhalten, besser gesagt: er hat mir von Kraus erzählt. Wer Texte von Ernst Krenek kennt, der weiß, dass er ein glänzender Schriftsteller und Stilist war. Nicht zuletzt deshalb hat er die Libretti zu den meisten seiner Bühnenwerke selbst geschrieben, und selbst Kenner, die mit seinem Opern-Hauptwerk *Karl V.* musikalisch (weil in der vom Komponisten relativ spät ergriffenen Zwölftontechnik geschrieben) nicht so viel anfangen können, gestehen zu, dass das Libretto dramaturgisch und sprachlich ein Meisterwerk ist. Ich emp-

fehle bei dieser Gelegenheit dringend die bei uns nicht ausreichend rezipierte Edition seiner Autobiografie mit dem deutschen Titel *Im Atem der Zeit*, der nicht von Krenek stammt.¹ Er hat diesen großen Text auf Englisch verfasst, in einer Sprache, in der der Text nicht erschienen ist. Das ist eines der großen Erinnerungsbücher des 20. Jahrhunderts. Als ich das vor vielen Jahren las, merkte ich, dass vieles von dem, was Krenek mir damals in der Saarbrücker Kantine erzählte, dort auch nachzulesen ist.

Unvergesslich ist mir die Begeisterung und Leidenschaft, mit der Krenek von Kraus sprach, der ganz offensichtlich über 30 Jahre nach dessen Tod für ihn immer noch ein entscheidender Leitstern seines Denkens und Schreibens war.

Ich habe mir für den heutigen Anlass natürlich überlegt, welches Thema ich wählen soll; mich erinnernd an die Lektüre seiner Autobiografie und dann die seiner drei substantiellen Texte zu Kraus griff ich zu dem Thema, das ich Ihnen heute Abend vortragen möchte. Bei meiner Arbeit an der Biographie hatte ich bemerkt, dass die Texte von Krenek zu Kraus und die Autobiografie mit nachdrücklichen Passagen über Kraus in der vornehmlich germanistischen Beschäftigung mit unserem Autor (die ja, wie die Kenner wissen, ganz erstaunlich vielfältig und ausgedehnt ist) sehr selten berücksichtigt werden, obwohl sie Höhepunkte in der Krausliteratur bilden und zumal sie von einem Autor stammen, der Kraus in den Jahren zwischen 1930 bis 1936 eng verbunden war, obwohl er eine Generation jünger war als der verehrte Autor (Krenek ist Jahrgang 1900). Ich habe den Verdacht, dass es daran liegt, dass man einem Komponisten nicht zutraut, Substanzielles über Kraus schreiben zu können.

Kraus und die Musik

Bevor ich meinem eigentlichen Thema nähertrete, fühle ich mich verpflichtet, die Bezeichnung »Der Unmusikalische« im Titel meines Vortrags zu erläutern. »[Er] hatte nicht das geringste musikalische Wissen und im Grunde überhaupt keinen Sinn und kein Verständnis für Musik«² – dieses harsche Urteil stammt nicht von einem, der Kraus übel will, sondern ausgerechnet von Ernst Krenek selbst. Es befremdet zunächst, wenn man die erhaltenen akustischen Aufnahmen von Kraus' Stimme kennt, beispielsweise *Das Lied von der Presse* und das *Schoberlied*. Es befremdet noch mehr, wenn man sich die nicht so bekannten Ausschnitte aus Werken von Jacques Offenbach (die Friedrich Pfäfflin anlässlich der Marbacher Kraus-Ausstellung bekannt gemacht hat) vor Ohren führt, in denen Kraus etwa den Brief der Metella aus *Pariser Leben* und die Tischszene aus *Die Schwätzerin von Saragossa* in seiner

sehr speziellen Art des Sprechgesangs interpretiert, im zweiten Fall sogar mehrere Personen singend und sprechend akustisch verkörpert. Was hat es also mit dieser von Krenek behaupteten Unmusikalität auf sich? Dazu nur einige sehr kurze Bemerkungen.

Am 28. April 1924 setzte sich Alban Berg an seinen Schreibtisch, um einen ausführlichen Brief an Karl Kraus zu schreiben. Ob der Brief je seinen Adressaten erreicht hat, ist nicht bekannt, er ist in den nachgelassenen Papieren Bergs überliefert. Die entscheidenden Passagen lauten:

»Verehrter Meister, 25 Jahre habe ich das Bedürfnis, meine Verehrung Ihnen gegenüber laut werden zu lassen, unterdrückt. Und dies aus der nur mit einer so ganz tiefen Verehrung verbundenen Scheu vor dem, dem jene gilt. Heute, an Ihrem 50. Geburtstag, wage ich es. [...] Berechtigt mich dazu doch auch – so scheint mir – die Pflicht, Ihnen verehrter Meister einmal Dank zu sagen für das was Sie mir und meinem Dasein bedeuten: Den Dank für das Beispiel, das Sie mir durch ihre in allen Kunst- und Lebensfragen nachahmenswerte Erscheinung seit meiner Jugend gaben u. auch heute noch, wo ich bald 40 Jahre alt bin, immer noch geben. Den Dank für die unermeßliche Wonne, die mir Ihr geschriebenes Werk bereitet: sowohl beim ersten Draufloslesen am Tag des Erscheinens jeder Nummer der ›Fackel u. beim wochenlangen, geradezu studiumsartigen Befassen damit, als auch Jahre darauf beim Wiederlesen derselben u. doch so ganz anderen Dinge in Ihren Büchern. Den Dank für die seelische Stütze, die Sie mir oft u. oft u. in den unangenehmsten Lebenslagen geboten haben, von meiner mehr als 3jährigen Militärdienstzeit nicht zu reden, die für meine Person überlebt zu haben das Werk einiger ganz weniger und mir am allernächsten stehender Menschen ist: also auch Ihres. [...] In ewiger Gefolgschaft – Alban Berg«.³

Enthusiastischer kann ein nicht mehr ganz junger Kraus-Verehrer kaum reagieren. Bergs Liebe zu und Verehrung für Kraus datieren von einem Ereignis, das zeitlich sehr genau festzulegen ist. Er hatte im Sommer 1905 die zweite der von Kraus privat organisierten Wiener Aufführungen von Wedekinds *Büchse der Pandora* besucht, bei der der Keim zu seiner zweiten unvollendeten Oper *Lulu* gelegt wurde (Schönberg war von Kraus ebenfalls dazu eingeladen worden, konnte aber nicht dabei sein). Alban Berg war in der Wiener Trias der avancierten Musik (die auch eine Trias von Krausianern war), der noch außer ihm Arnold Schönberg und Anton Webern angehörten, derjenige mit der größten Begeisterung für Kraus. Seine Briefwechsel mit seiner Braut Helene

Nahowski und mit Schönberg enthalten immer wieder Formulierungen des größten Enthusiasmus über Kraus, den er auch dann an seinen zeitweiligen Schüler Theodor W. Adorno weitergab. Als Schönberg Kraus seine *Harmonielehre* zuschickte, konnte der Adressat als Widmung lesen: »Ich habe von Ihnen vielleicht mehr gelernt, als man lernen darf, wenn man noch selbstständig bleiben will.«⁴ Webern hat im ersten seiner *Vier Lieder für Sopran und Orchester* op. 13 das Gedicht *Wiese im Park* vertont (Berg und Schönberg haben Kraus nicht vertont). Alle drei haben schon als junge Komponisten die Nähe zu Kraus gesucht, kannten ihn persönlich, saßen mit ihm im Kaffeehaus und in Restaurants zusammen.

Hat Karl Kraus sich für Musik interessiert? Wenn man den eben entworfenen Kontext betrachtet, so müsste die Antwort lauten: offensichtlich nicht, aber so einfach ist es nicht. Kraus war mit radikaler Ausschließlichkeit auf Sprache, Literatur, Theater und seinen Kampf gegen die Gegenwart, die ihm Widerwart war, konzentriert. Er kam aus einem Elternhaus, einer Familie, in der Musik nicht die geringste Rolle spielte. Er erhielt keinen Klavierunterricht, er konnte keine Noten lesen, er hat wahrscheinlich nie ein Konzert und auch nur äußerst selten Opernaufführungen besucht, mit einigen wenigen Ausnahmen, die den von ihm heiß geliebten Jacques Offenbach betrafen. So hat er nachweislich eine Aufführung von Offenbachs Oper *Hoffmanns Erzählungen* in der Wiener Hofoper erlebt, die von Gustav Mahler künstlerisch geleitet und auch dirigiert wurde, und er hat dieses Erlebnis nie vergessen – einmal spricht er lange danach von der »Herrlichkeit Gustav Mahlers«, und dies prononciert, nachdem er eine Berliner Aufführung des gleichen Werkes gesehen hatte, inszeniert von dem von ihm wenig geschätzten Max Reinhardt, die ihm außerordentlich missfiel.

Karl Kraus hat sich zwar nicht für Musik interessiert, aber seine natürliche Musikalität, seine enorme rhetorische und sprachdramaturgische Begabung, sein Sinn für rhythmische Subtilitäten und seine außergewöhnlich klangreiche, metallisch durchdringende Stimme haben ihn zum ungewöhnlichsten Sprachsänger gemacht, den die Tonaufzeichnungsepoche überliefert hat.

Wie Ernst Krenek zu Karl Kraus fand

In den engeren Kreis von Kraus wurde Ernst Krenek erst um 1930 aufgenommen, also zu Beginn der letzten Lebensjahre des Satirikers. Sein erstes *Fackel*-Heft, so beschreibt er es selbst, bekam er 1918 in die Hand, während seiner kurzen Militärzeit (sein jugendliches Alter bewahrte ihn vor Schlimmerem). Die Lektüre des für ihn ersten *Fackel*-Heftes war ein entscheidender Wendepunkt. Bis dahin hatte er zwei Autoritäten anerkannt: Arnold Schönberg (zu dessen

engerem Kreis er nie gehörte) und den Pianisten Arthur Schnabel. Krenek beschreibt die Wirkung, die diese Lektüre auf ihn hatte, und es lohnt sich, diese Passage seiner Erinnerungen ausführlich zu zitieren:

»Der Stil von Karl Kraus war so charakteristisch und prägnant, daß er sofort die Haltung des Lesers dem Phänomen gegenüber bestimmte. Manche Leute fanden ihn einfach abstoßend und konnten kaum eine Seite zu Ende lesen, und andere, wie ich, waren von Anfang an ohne Einschränkung begeistert. Der Stil war äußerst kompakt, fast zu dicht, mit phantastischen Satzgefügen von ungeheurer Länge, aber nie überladen oder pleonastisch oder schwerfällig. Er wurde von einem unerbittlichen Vorwärtsdrang belebt, von einem feurigen Atem von phänomenaler Kraft, so daß er eine Widerstandskraft bekam wie eine außergewöhnliche Hängebrücke über einem höllischen Abgrund, die in dem Sturm, den ihr Erbauer ständig entfesselte, vibrierte. Es gab Augenblicke von shakespearescher und biblischer Größe, in denen sich überzeugend und beängstigend ein gewaltiger Zorn von legendären Ausmaßen artikulierte. Zugleich war diese Sprache aber auch voller Alltagsjargon, voller Andeutungen und Anspielungen, die einem beeindruckenden Gehör und außergewöhnlicher Geistesgegenwart zu verdanken waren, so daß man als Leser bald das unheimliche Gefühl hatte, der Autor müsse die eigenen Gespräche mitangehört haben, müsse sich in beunruhigendem Ausmaß mit den Objekten seine Aggression identifiziert haben. [...] Kraus wurde absolut einsam und einmalig, ein Phänomen ohne Vorgänger und Nachfolger, für die einen ein total verrückter und entbehrlicher Zeitgenosse, für die anderen ein einsames Symbol des ewigen Lichtes in einem ausweglosen Sumpf von Untergang und Verfall. Das Schweigen, das seine Feinde als hoffnungslose Maßnahme der Selbstverteidigung über ihn verhängt hatten, veranlaßte ihn, selbst über alle seine Aktivitäten Rechenschaft abzulegen. Es war nicht Eitelkeit, wie sie ihm unterstellten, sondern er fühlte sich verantwortlich dafür, ein Protokoll über die Taten des einzigen rechtschaffenen Menschen in einer Welt von Dieben, Lügnern, Verrätern und Verbrechern zu schreiben. Er war das faszinierendste Phänomen, das ich in den drei- und vierzig Jahren meines Lebens beobachtet habe.«⁵

Krenek schreibt dies in der amerikanischen Emigration noch während des Zweiten Weltkriegs, und mir scheint, dass diese und andere Passagen in

ihrer Treffsicherheit und ihrem sprachlichen Rang den viel berühmteren Äußerungen von Elias Canetti durchaus an die Seite zu stellen sind.

Ein zweiter gewaltiger Eindruck kam nach der ersten *Fackel*-Lektüre hinzu. Am 14. April 1919 las Kraus im großen Konzerthausaal *König Lear*, und auch hier beschreibt Krenek die ungeheure Wirkung, die diese Lesung in einem Saal mit rund 1800 Sitzplätzen ohne Mikrofon (Krenek setzt dabei die Zahl der Zuhörer deutlich höher an, aber auch so ist die Sprachleistung von Kraus enorm) für den Zuhörenden hatte, die virtuose Wandlungsfähigkeit der Stimme, mit der mehrere Personen hintereinander charakterisiert werden konnten, die Gebärden, die Bewegungen der Hände, die Veränderung der Haltung, mit denen verschiedene Schauplätze angedeutet wurden – all das sei, so sagt Krenek, durch keine Shakespeare-Aufführung, die er später sah, je übertroffen worden.

Von da an blieb Ernst Krenek ein unirrätigbar begeisterter Anhänger von Karl Kraus.

Eine erste flüchtige Begegnung fand im Herbst 1923 statt. Der Theatermann Berthold Viertel, ein mindestens so engagierter Krausianer wie Krenek, stellte diesen, der von seiner späteren Frau Anna Mahler, der Tochter Gustav und Alma Mahlers, begleitet wurde, in einem Caféhaus vor, aber daraus resultierte zunächst keine weitere Beziehung.

Anfang der Dreißigerjahre trat Ernst Krenek Karl Kraus auch persönlich näher und wurde von ihm, wie er sich ausdrückt, in den zweitinnersten Kreis (später sogar in den innersten) der Auserwählten aufgenommen, die Kraus im Restaurant und im Kaffeehaus begleiten durften. Zwei Faktoren spielten bei diesem Nähertreten eine Rolle. Der eine war die von selbst Kraus so benannte Offenbach-Renaissance. Beginnend in der Mitte der Zwanzigerjahre hat Kraus in seinem *Theater der Dichtung* insgesamt 14 Werke Offenbachs aufgrund älterer Übersetzungen bearbeitet und vorgetragen, drei davon hat er sogar separat veröffentlicht. Der Berliner Rundfunk hat ihm die Wortregie bei einem Offenbach-Zyklus von insgesamt zwölf Stücken übertragen, die zwischen 1930 und 1932 mit Schauspielern und Sängern erarbeitet wurden, was einen Höhepunkt der öffentlichen Wirksamkeit von Kraus darstellt. Walter Benjamin hat diese Offenbach-Lesungen und Bearbeitungen als eine der großen Leistungen von Kraus angesehen und neben seinem großen Essay auch über den Offenbach-Vorleser geschrieben. 1931 kam es sogar zu einer Aufführung der *Périchole* in der Kraus'schen Bearbeitung an der Berliner Staatsoper. Wäre das sogenannte Dritte Reich nicht gekommen, hätte daraus eine richtige Erfolgswelle werden können. Nur wenige österreichische und deutsche Bühnen kamen nach 1945 auf die Idee, Offenbach in der Version von Kraus in die Spielpläne wieder aufzunehmen, und inzwischen werden schon seit längerer Zeit Offenbachs Meisterwerke fast nur noch in der Originalsprache

aufgeführt, selten genug außerhalb Frankreichs, die Ausnahme ist natürlich als fester Bestandteil des internationalen Opernrepertoires seine Oper *Les Contes d'Hoffmann*. Der Erfolg seiner Bemühungen um Offenbach war immerhin so, dass die Universal-Edition in Wien, damals wie heute eine der größten Musikverlage überhaupt, in Gestalt ihres Leiters Hans Heinsheimer auf die Idee kam, die Kraus'schen Bearbeitungen zu erwerben und kommerziell zu vertreiben. Heinsheimer ließ sich auch von dem Ruf der extremen Schwierigkeit von Kraus nicht abhalten und es gelang ihm auch zunächst, seine Ziele zu verwirklichen. Kurz nach der Vertragsunterzeichnung stellte Heinsheimer, der mit Krenek befreundet war, diesen Kraus vor. Der erinnerte sich an die frühere Begegnung, nahm Krenek freundlich auf, und von da an hielt die Freundschaft bis zu seinem Tod ungetrübt. Im Gegensatz zu dem Verhältnis zu einigen anderen engeren Freunden gab es in dieser Beziehung keinen Bruch. Sie litt auch nicht darunter, dass der Vertrag mit der Universal Edition sehr bald zerbrach, unter anderem, weil Kraus sich ausbedungen hatte, dass kein Jota an seinen Bearbeitungen geändert werden dürfte, nicht einkalkulierend, dass die Realität der privaten und staatlichen Theater mit solchen Kautelen nicht übereinstimmen konnte.

Krenek beschreibt sehr plastisch den inneren Kreis, in den er bald aufgestiegen war und an dem er etwa einmal die Woche teilnahm. Er charakterisiert Helene Kann und ihre Tochter Eva sowie die (damals noch) treuen »Leibwächter« Ludwig Münz und Franz Glück. Krenek war nicht blind für die problematischen Seiten dieses Kreises. Er beschreibt, dass ein gewisser Hang zu unkritischer Lobhudelei und Heldenverehrung zu beobachten gewesen sei. Das habe Kraus nicht etwa aus selbstbezoglicher Eitelkeit genossen, sondern er habe sich zu sehr auf das konzentriert, was er als ein zentrales Anliegen betrachtete, als dass er in der Lage gewesen wäre, sich auf tiefergehende Diskussionen und echten Gedankenaustausch einzulassen. Das Gespräch an diesen Kaffeehaus- und Restauranttischen habe gewöhnlich aus einem Monolog von Kraus bestanden, zu dem die Übrigen Stichworte lieferten. Die wiederum dienten ihm als Anregung für die Vorbereitung der Arbeit, die er am nächtlichen Schreibtisch unternahm:

»Seine Taschen waren immer mit Zeitungen vollgestopft, vor allem mit Zeitungsausschnitten, die er herauszog, um sie als unüberbietbare Gräuel der Zeit anzuprangern, mit denen er sich während seiner einsamen Nachtwache um der gepeinigten Menschheit willen würde beschäftigen müssen.«⁶

Ganz nebenbei verdanken wir Ernst Krenek eine der schönsten Kraus-Anekdoten – der Begriff »Anekdote« hier im Sinne einer keineswegs erfunde-

nen oder ausgeschmückten Geschichte. Ende Januar 1932 griffen die Japaner die chinesische Stadt Shanghai an. Krenek kam an den Tisch von Kraus im Café Parsifal, wo dieser Fahnenkorrekturen für die *Fackel* las und sich dabei mit einem Komma herumschlug. Krenek, der junge Adept, traute sich, ihn darauf anzusprechen. Kraus antwortete: »Ich weiß, dass die Leute glauben, ich sei verrückt, weil ich in Zeiten wie diesen so etwas mache. Aber ich sage Ihnen: wenn jeder sich seiner Sache so gewissenhaft und verantwortungsvoll annähme wie ich, würde Shanghai heute Abend nicht brennen.«⁷

Zu diesem Zeitpunkt war der immer noch relativ junge Komponist ein ziemlich berühmter Mann. Er hatte mit seiner sogenannten Jazzoper *Jonny spielt auf*, die im Februar 1927 in Leipzig uraufgeführt worden war, einen ungeheuren Erfolg gehabt. In einer Saison wurde sie an 51 Bühnen aufgeführt, bald kam sie auch nach Paris und New York, wo sie allerdings keinen Erfolg hatte. Krenek verdiente mit diesem Werk, von dem er sich später ziemlich harsch distanzierte, viel Geld und war fortan ein sehr bekannter Komponist, auch wenn er die Linie des *Jonny* nicht weiterverfolgte. Diese Oper hatte mit seiner Begeisterung für Karl Kraus gar nichts zu tun; als er aber im Jahr 1930 Kraus persönlich näherkam, beschloss er, eine neue Oper zu komponieren, die den Titel *Kehraus um St. Stephan* trug, und auch den Text dazu zu schreiben, wie er es fast immer machte. Krenek hatte, durch Kraus angeregt, einerseits die Komödien und Possen Johann Nestroys für sich entdeckt, vor allem aber war die wichtigste Leitlinie diejenige, die Kraus gezogen hatte (und das hat Krenek selbst zugegeben). Krenek schreibt sehr viel später:

»Der Einfluss von Karl Kraus ist so offenkundig, dass er hier nur erwähnt werden soll, weil das als Oper fertig komponierte Stück wegen der schönen Unparteilichkeit seiner vom erlauchten Vorbild bezogenen Aggressivität gegen Rechts und Links, Jud' und Christ, Sozi und Nazi von allen Betroffenen einmütig abgelehnt wurde.«⁸

Die Handlung, die mit ihren vielen Figuren und Konstellationen nur sehr schwer nachzuzeichnen ist, ist zeitlich in der unmittelbaren Nachkriegszeit angesiedelt, örtlich in Wien und beginnt im November 1918. Da tummeln sich heruntergekommene Offiziere, korrupte Journalisten, Prostituierte, die ursprünglich einmal vom Bauernhof kamen, Kriegsgewinnler der übelsten Sorte – wirft man nur einen flüchtigen Blick auf dieses Werk, dann könnte man auf die Idee kommen, hier habe jemand die kühne Idee gehabt, mit dem Personal der *Letzten Tage der Menschheit* eine Oper zu gestalten (der ursprüngliche Untertitel lautete *Satire mit Musik*).

Krenek vertont Gedichte von Kraus

Im gleichen zeitlichen Zusammenhang erkühnte sich Krenek, Kraus um die Zustimmung zur Vertonung einiger seiner Gedichte aus den *Worte in Versen* zu bitten. Er wählte insgesamt sieben Gedichte aus: *Vor dem Schlaf* (*So spät ist es, so späte*), dann ein anderes Gedicht mit dem gleichen Titel *Vor dem Schlaf* (*Da weht mich wieder jener Ahnung an*),⁹ dann *Erlebnis* (*Ich habe von dem fahrenden Zug geträumt*), außerdem *Nächtliche Stunde* (*Nächtliche Stunde, die mir vergeht*), *Fernes Licht mit nahem Schein* (der Titel ist identisch mit dem ersten Vers), *Der Tag* (*Wie der Tag sich durch das Fenster traut*) und schließlich *Flieder* (*Nun weiß ich doch, 's ist Frühling wieder*). Schon deutlich früher, bereits 1919 als Student, hat Krenek im Zuge seiner ersten Karl Kraus-Begeisterung, ohne ihn persönlich zu kennen, *Vor dem Schlaf* und dann 1924 zwei dieser Gedichte schon einmal vertont: *Erlebnis* und *Fernes Licht mit nahem Schein*. Diese drei frühen Vertonungen sind nicht identisch mit den späteren des Zyklus von 1930.

Natürlich fragte Krenek bei Kraus an, ob er etwas gegen diese Vertonungen einzuwenden habe. Kraus stimmte sofort zu, zunächst mit dem Hinweis, dass er nach geltendem Recht niemanden daran hindern könne, seine Gedichte zu vertonen (was insgesamt nur äußerst selten vorkam, damals wie später). Wichtiger für Krenek war die darauffolgende Aussage: Er würde ihm die Erlaubnis gerne geben, weil er ihm als Mensch vertraue, und das reiche ihm. Als zusätzlichen Bonus spendete Kraus der Auswahl, die ihm gefiel, den Zyklustitel: *Durch die Nacht. Flieder*, das letzte der sieben Lieder aus diesem Zyklus, ist, was angesichts der sehr wenigen Vertonungen von Kraus-Gedichten kurios ist, insgesamt dreimal vertont worden ist, zuerst eben von Krenek in zwei verschiedenen Fassungen, einer Klavierfassung und einer Kammermusikfassung, dann in den fünfziger Jahren von Hanns Eisler, Schüler Schönbergs und dessen ungeachtet später der Komponist der Nationalhymne der DDR, und schließlich 2005 von Krzysztof Penderecki als Teil seiner achten Symphonie. Die Uraufführung dieses Liedzyklus fand am 10. April 1931 in Dresden statt; es sang die Sopranistin Eliza Stünzner, Krenek begleitete sie. Karl Kraus war in dieser Zeit zu Lesungen in Berlin und kam zu der Aufführung nach Dresden. Krenek glaubt, dass Kraus etwas enttäuscht war, nach dieser Aufführung nicht als Autor der Gedichte aufs Podium gerufen zu werden. Dem widerspricht allerdings Kraus selbst, der in der *Fackel* diese Uraufführung erwähnt, aber dazusetzt, dass er dieser Aufführung inkognito beigewohnt habe. Der Zyklus war mit einer Gesamtdauer von etwa 18 Minuten für einen Liederabend natürlich viel zu kurz, also hatte Krenek noch einige Lieder Franz Schuberts aufs Programm gesetzt, die er besonders schätzte. Vom Komponisten gefragt, welches der Lieder des Abends ihm am besten gefallen hätte, nannte Kraus *Bei Dir* von Schubert.

Dass Karl Kraus Ernst Krenek in einem ungewöhnlichen Maße schätzte, geht aus der Tatsache hervor, dass er bereits 1929 in der *Fackel* einen Text von Krenek mit dem Titel *Karl Kraus und Offenbach* nachdruckte, der zunächst in der Wiener Musikzeitschrift *Musikblätter des Anbruch* erschienen war; 1931 druckte er mit *Die Erneuerung Offenbachs durch Karl Kraus* einen weiteren Aufsatz von Krenek ab, der zunächst im Programmheft der Düsseldorfer Aufführung von *Périchole* in der Fassung von Kraus erschienen war.

Die musikalische Fackel: 23. *Eine Wiener Musikzeitschrift*

Und noch an einem anderen Unternehmen war Ernst Krenek entscheidend beteiligt. Es ist viel zu wenig bekannt, dass es eine »musikalische Fackel« gegeben hat, die Musikzeitschrift 23. *Eine Wiener Musikzeitschrift*, die vom Januar 1932 bis zum September 1937 erschien.¹⁰

Die Herausgeber dieser bedeutenden, weil in Opposition zum herrschenden Musikgeschmack stehenden Zeitschrift waren der Wiener Chemiker und Musikwissenschaftler Willi Reich, Ernst Krenek sowie der Rechtsanwalt und Freund von Alban Berg, Rudolf Ploderer, der im Herbst 1933 Selbstmord beging. Reich emigrierte später in die Schweiz und wurde dort zu einem bedeutenden Musikschriftsteller mit grundlegenden Monographien über Alban Berg, Anton Webern und Arnold Schönberg, geschrieben zu einer Zeit, als das Interesse an diesem Komponisten noch nicht so ausgebreitet war, wie es dann später wurde. Reich kam später nochmals mit Kraus in Berührung: Zu der ominösen, von Helene Kann verantworteten Ausgabe der *Letzten Tage der Menschheit* im Zürcher Pegasus-Verlag 1945 schrieb er das anonyme vierseitige Nachwort.

Der Begriff »musikalische Fackel« ist nicht eine nachträgliche Stilisierung oder Heroisierung dieses publizistischen Unternehmens. Als es 1971 einen Reprint aller Nummern dieser Zeitschrift gab, den Willi Reich herausbrachte, weil die Zeitschrift auch wegen niedriger Auflagen kaum noch zugänglich war, schrieb Reich in der Einleitung, dass er im Herbst 1931 einen Brief an seinen Lehrer und Freund Alban Berg geschrieben habe, in dem er angesichts der Korruption des Musikbetriebs und der Verächtlichmachung zeitgenössischer Musik in der Presse und der Kritik etwas ins Leben rufen wolle, das analog der *Fackel* in diesen Sumpf hineinleuchten soll. Berg selbst, wie erwähnt, ein unermüdlicher *Fackel*-Leser und intensivster Kraus-Verehrer, schrieb zurück: »So eine musikalische ›Fackel‹ täte schon not: ich wünsche sie mir seit 25 Jahren. Am liebsten schriebe ich sie selber; aber dann müsste ich das Komponieren aufgeben.«¹¹ Als Titel der Zeitschrift wurde eine zunächst kurios anmutende Zahl, die 23, ausgewählt. Sie hatte einen doppelten Sinn, einen

offenen und einen geheimen. Der offene Sinn war der Paragraph 23 des österreichischen Pressegesetzes, auf den man sich berufen musste, wenn man die Berichtigung einer Falschinformation forderte. Der geheime Sinn hatte etwas mit Zahlenmystik zu tun; sowohl Arnold Schönberg wie Alban Berg hatten einen stark entwickelten Sinn (man könnte ihn auch Aberglauben nennen) für die Kraft von Zahlen. Schönbergs Schicksalszahl war die 13. Berühmt geworden ist der Titel seines größten Opernwerkes *Moses und Aron*; natürlich hätte in diesem Titel »Aron« mit zwei A, also »Aaron«, geschrieben werden müssen, aber das hätte einen Operntitel mit 13 Buchstaben gegeben, weshalb Schönberg das zweite A amputierte. Als es ihm im amerikanischen Exil gesundheitlich schon sehr schlecht ging, fürchtete er sich besonders vor dem 13. Juli 1951, weil dies zusätzlich ein Freitag war, und tatsächlich starb er an genau diesem Tag.

Bei Alban Berg, der diese Einstellung von seinem verehrten Lehrer übernahm, war die Schicksalszahl die 23. Es ist festzustellen, dass er die Beendigung wichtiger Kompositionen immer so arrangierte, dass er als Datum einen 23. unter die Partitur setzen konnte. Ins Makabre und mehr als Kuriose hinein spielen die Umstände seines Todes. Im Dezember 1935 wurde er mit einer Blutvergiftung ins Krankenhaus gebracht. Er erhielt dort eine Bluttransfusion und war noch fähig zu scherzen, er hoffe, dass das Blut nicht von einem Fiakerkutscher stamme, sonst würde er wohl noch ein Operettenkomponist werden. Am 23. Dezember verschlechterte sich sein Zustand dramatisch, und er soll gesagt haben: »Das wird ein entscheidender Tag«. Entgegen seiner eigenen Vorahnung starb Berg zwischen 1:00 und 2:00 Uhr am Morgen des 24. Dezember. In seiner Familie jedoch hat sich die Legende erhalten, dass Familienmitglieder die Uhr im Krankenzimmer deutlich vorgestellt hatten, um dem Kranken, als er noch einmal zu Bewusstsein kam, vorzugaukeln, es sei schon der 24., und der schicksalhafte 23. sei vorüber. Wenn das stimmt, was nicht mehr zu überprüfen ist, dann starb Alban Berg am 23. Dezember 1935, aber deutlich wahrscheinlicher ist doch der 24. Dezember.

Dieser kleine Exkurs also zur Erklärung des Titels dieser besonderen Zeitschrift, die, auch wenn sie nur kurzlebig war, eine der bedeutendsten Musikpublikationen des 20. Jahrhunderts war. Gleich zu Anfang des ersten Heftes vom Januar 1932 wird fanfarengleich die Beziehung zu Karl Kraus hergestellt, in Sätzen, die sehr wahrscheinlich von Ernst Krenek stammen, dem größten Kraus-Verehrer unter den Herausgebern, sicher aber auch in Abstimmung mit Alban Berg, der, ohne in den Vordergrund zu treten, auf die Entwicklung der Zeitschrift größten Einfluss hatte:

»Ein untrüglicher Prüfstein für jeden, der sich in Wien publizistisch bestätigt, ist seine Einstellung zum Wirken und Schaffen

von Karl Kraus. Unsere Zeitschrift muß in dieser Hinsicht besonders rasch Farbe bekennen, denn ihre äußere Erscheinung und die Glossenform vieler darin erhaltener Beiträge legt Vergleiche nahe, welche wahrscheinlich meistens in dem Ausruf: ›Aha! Eine musikalische Fackel!‹ zusammengefaßt werden dürften. Daher muß schon jetzt mit aller Entschiedenheit festgestellt werden, daß wir in der ›Fackel‹ und in der Person ihres Herausgebers eine einmalige, unnachahmliche künstlerische und menschliche Individualität erblicken, der gegenüber keine anderen Gefühle am Platze sind, als die der rückhaltlosen Bewunderung und Dankbarkeit. Wir sind uns darüber klar, daß wir weder in der Wahl unserer Themen, noch in deren sprachlicher Formung jemals in die Sphäre Kraus'scher Diktion gelangen können und wissen sehr wohl, daß unsere publizistische Stärke in der selbstgewählten Beschränkung auf das von Kraus nur sporadisch gepflegte Spezialgebiet der musikalischen Kriminalistik zu liegen hat. Diese ›negativistische‹ Seite unserer Tätigkeit wird uns aber nicht hindern, immer wieder auf den laut Selbstanzeige ›unmusikalischen‹ Dichter hinzuweisen, der die Zauberwelt Offenbachs in Wort und Ton vor dem Massenangriff Reinhardt'scher Komparserie für ein ideales ›Theater der Dichtung‹ gerettet und damit mehr für unsere Musikkultur getan hat, als alle musikalischen Olympiaden je zustande bringen werden.«¹²

Studiert man den Reprint der Zeitschrift, dann wird man voller Verwunderung feststellen können, dass dieses Ziel weitgehend erreicht wurde, nicht zuletzt durch die zahlreichen Beiträge von Ernst Krenek selbst, die in Stil und Tonfall und auch in der satirischen Angriffslust seinem Vorbild Kraus unter allen Beiträgen am nächsten stehen. Außerdem sind die zwei gewichtigsten Texte von Krenek über Kraus in dieser Zeitschrift erschienen: Noch zu Lebzeiten von Kraus 1934 jener über Kraus und Schönberg, und dann der zentrale Text *Erinnerung an Karl Kraus* im November 1936. In dem Text über Kraus und Schönberg, dessen Anlass der gemeinsame 60. Geburtstag im Jahre 1934 ist, betont Krenek die Parallelen zwischen beiden, die unter anderem in ihrem Konservatismus bestehen, denn beide führten ihren Kampf gegen das Bestehende auf dem Boden des Bestehenden. Der Unterschied bestehe darin, dass der Kampf Schönbergs ein primär ästhetischer und der von Kraus ein primär sittlicher sei. Dann aber würden sich die beiden Sphären, die moralische und ästhetische, immer mehr annähern und ineinandergreifen, und auf diesem Wege würde sich wiederum das Bemühen von Kraus und Schönberg angleichen.

Herausragend neben den Texten von Krenek in 23 sind auf jeden Fall auch die Beiträge eines äußerst selbstbewussten Autors, der den putzigen Namen Hektor Rottweiler trug und damit klar machte, dass seine Neigung zur Beißhemmung nicht sehr ausgeprägt war. Unter dem Namen einer ebenso bulligen wie angriffslustigen Hunderasse verbarg sich Theodor W. Adorno, der kleine, zarte Philosoph und Soziologe und auch zeitweilige Kompositionsschüler von Alban Berg.

Kraus, Krenek und die Politik

Im letzten Abschnitt meines Vortrags komme ich zu der schwierigsten Passage, die erheblich mehr Zeit und Raum für sich beanspruchen müsste, als mir hier zur Verfügung steht. Es geht um das Verhältnis von Kraus und Krenek zu den Jahren 1933–1936, also zu dem, was man je nach politisch-historischem Standpunkt, ›Austrofaschismus‹ zu nennen pflegt oder den ›Autoritären Ständestaat‹ oder in letzter Zeit, eine gewisse Neutralität anstrebend, das ›Dollfuß-Schuschnigg-Regime‹. Ich habe, was Kraus betrifft, diese Problematik in meiner Biographie in einer Ausführlichkeit, die unbedingt nötig war, breit dargestellt, um gerade einem deutschen Lesepublikum die diffizilen Verhältnisse in der österreichischen Republik klarzumachen. Ich wurde vor problematischen Reaktionen gewarnt, da dieses Thema nun wieder speziell in Österreich nach wie vor nicht zu den Akten gelegt sei. Zitat eines Warners: »Je näher man diese Dinge ansieht, desto gefährlicher werden sie.« In den Reaktionen auf das Erscheinen meines Buches war nichts davon zu verspüren. In diesem Kreis heute Abend muss ich das alles nicht mehr abhandeln, was Kraus betrifft. Für Kraus wurde sein Eintreten für den Bundeskanzler Engelbert Dollfuß zur schwersten Belastung seiner letzten Lebensjahre, weil auch glühende Anhänger das nicht mehr verstanden und sich von ihm abwandten. Ihn selbst traf das tief und fügte ihm schwerste Verletzungen zu, aber er änderte seinen Standpunkt nicht mehr. Dem Motto folgend »Alles, nur nicht Hitler« sah er in den Jahren 1933 und 1934 in dem Staatsgebilde, das zunächst von Dollfuß, dann nach dessen Ermordung von Schuschnigg geführt wurde, einen möglichen Weg, den einzig möglichen Weg, die Selbstständigkeit Österreichs zu bewahren und sie gegen die monströse Bedrohung aus dem Norden zu behaupten. Der Dirigent Bruno Walter kam zu ähnlichen Schlüssen wie Kraus, auch Sigmund Freud sah in Dollfuß das erheblich geringere Übel gegenüber Hitler, Robert Musil äußerte sich öffentlich nicht, aber private Äußerungen lassen eine Haltung erkennen, die der von Kraus ebenfalls nahekommt. Nicht zu bestreiten ist, dass Kraus einerseits sich an Schärfe des Urteils über den deutschen Nationalsozialismus und über Hitler nicht übertreffen ließ, wie die *Dritte*

Walpurgisnacht aber auch das umfangreichste aller *Fackel*-Hefte (*Warum die Fackel nicht erscheint*) höchst eindrucksvoll beweisen. Andererseits stand neben diesem antinationalsozialistischen Furor auch ein antisozialdemokratischer Furor, der sich aus einer zunächst positiven Beurteilung der Sozialdemokratie in den frühen zwanziger Jahren entwickelt hatte. Da blieb, um es in äußerster Verkürzung zu sagen, als dritte Kraft nur Dollfuß übrig. Was Kraus nicht wirklich überblickte, war die Tatsache, dass die Dollfuß-Position nur so lange zu halten war, wie Mussolini seine schützende Hand über Österreich hielt; er musste nicht mehr erleben, dass diese schützende Hand nach dem Abessinien-Krieg abgezogen wurde, und, ich kann es hier nur extrem abgekürzt formulieren: Kraus hat die problematischen Seiten der Dollfuß-Zeit (wenn auch aus nachvollziehbaren Gründen, jedenfalls für mich nachvollziehbaren Gründen) nicht in der Schärfe erkannt, wie er sonst alles Andere in aller Schärfe erkannt hat.

Ernst Krenek hatte schon in seinem größten Opernwerk *Karl V.*, zu dem er das Libretto schrieb und das er im Sommer 1932 zu komponieren begonnen hatte, seine sich damals rundenden Ideen zu einem selbstbewussten österreichischen Staat unter starker Fundierung auf katholischen Säulen in einem Musiktheaterwerk zusammengefasst, in dem er zum ersten Mal die Zwölftontechnik benutzte. Die Selbstständigkeit Österreichs und die Rückbeziehung auf die katholischen und auch im Sinne Joseph Roths monarchischen Traditionen des Landes ließen Krenek zum Anhänger der neuen Staatsführung werden, wie auch Kraus, der allerdings auf die katholischen und monarchischen Traditionen überhaupt keinen Wert legte, wie das der Krenek-Biograf John L. Stewart behauptet. Ebenfalls im Unterschied zu Kraus trat Krenek sogar in die »Vaterländische Front« ein, jener im Mai 1933 von Dollfuß gegründeten politischen Organisationen zur Zusammenfassung aller regierungstreuen Kräfte Österreichs. Mit diesem Schritt stand Krenek ziemlich allein. Sehr viel später schrieb er einmal:

»Ich war fast der einzige Musiker von internationalem Ruf und nennenswerter Schaffenskraft, der die Wiedergeburt der Tradition des alten übernationalen Reiches aus dem Geist katholischer Christlichkeit unterstützte«. ¹³

In den folgenden Jahren stellte Krenek sogar seine kompositorische Tätigkeit, die in einem langen Leben immer von großer Fruchtbarkeit gekennzeichnet war (sein letztes Werk trägt die Opuszahl 240), etwas zurück, zusätzlich deprimiert von dem erfolglosen Versuch, seine Oper *Karl V.* an der Wiener Staatsoper zur Uraufführung zu bringen, um in einer ganzen Reihe von Artikeln für seine kulturpolitischen Überzeugungen einzutreten. Er hatte früher schon für die *Frankfurter Zeitung* eine ganze Reihe von Artikeln,

Rezensionen, Essays und Reiseberichte verfasst. Jetzt, beginnend im Februar 1934, schrieb er für die *Wiener Zeitung* die erstaunliche Anzahl von insgesamt 142 Beiträgen bis zum März 1938, auch hier eine bunte Mischung der verschiedenen Genres, nur gelegentlich mit dezidiert politischen Thesen versehen. Es ist nicht zu bestreiten, dass in der politischen Haltung von Krenek deutliche Parallelen zu jener von Kraus zu erkennen sind, was er auch selbst gelegentlich betont hat.

Als Kraus am 12. Juni 1936 verstarb, war es für viele der engeren Bekannten und Freunde kein Schock, denn dessen gesundheitlicher Verfall war schon seit einiger Zeit zu beobachten gewesen. Für die Gedenkfeier am 30. November im Mittleren Konzerthausaal wurde Krenek, wie er selbst berichtet, von Helene Kann gebeten, die Organisation zu übernehmen. Karl Jaray war wahrscheinlich ebenfalls beteiligt. Dies unternehmend, musste Krenek zu seiner tiefen Betrübnis feststellen, dass es kaum noch Anhänger von Kraus gab, die sich für eine solche Feier als Mitwirkende zur Verfügung stellen wollten; zu den Letzten von ihnen gehörten neben Karl Jaray Heinrich Fischer und der Pfarrer Georg Moenius, der eine kurze Ansprache hielt (letzterer eine interessante Gestalt, der man einmal nachgehen müsste – er hielt auch die Trauerrede auf Franz Werfel einige Jahre später im amerikanischen Exil). Ein Streichquartett spielte Musik von Haydn und Beethoven, die Gedichte *Jugend* und *Todesfurcht* wurden von der Schallplatte mit der Stimme von Kraus dargeboten, die zentrale Trauerrede hielt Ernst Krenek. Diesen Text und die etwas später in der Musikzeitschrift 23 erschienene *Erinnerung an Karl Kraus* zählte Ernst Krenek im Rückblick zu den besten Texten, die er verfasst habe. Lassen Sie mich, bevor wir zu den abschließenden Musikbeispielen kommen, mit einer Zitatensammlung aus beiden Texten enden, die zeigen soll, wie scharf- und wortsinnig es Krenek gelang, in der Erkenntnis des Kraus'schen Schaffens vorzudringen:

»Musik ist das prähistorische, vorlogische Sein des Gedankens, in ihr Geheimnis eingeschlossen, wie ein verzauberter Käfer im Bernstein, wohnt der Gedanke vor seiner Inkarnation in der Sprachgestalt. Je schärfer, je reiner, je erhellter vom Strahl der klaren Ratio die Sprachgestalt des Denkens, desto entfernter von dem blinden, tönenden Dunkel der Musik entfaltet sich scheinbar ihr Leben. War Karl Kraus darum also ein Fremdling im Land der Musik, weil seine Sprachgestalt eine so unvergleichliche Vollkommenheit, ein solches Maß von lichter Schärfe erlangt hatte, daß sie vom Ursprung des Gedankens schon allzu weit entfernt war? Nein, nur scheinbar ist die Entfernung von der Urlandschaft der Musik; in Wahrheit hatte der Gedanke von

Karl Kraus so viel Sprache, Gestalt, Figur, Wirklichkeit gewonnen, daß er an jenem Ziel angelangt war, welches verschlungen ist in den Ursprung, wo das blinde Dunkel der Musik umschlägt in das sehende Licht der Sprache, wo die Sprache umschlägt in die Stummheit der Erfüllung, und die Musik der Trauer um das verlorene Wort den Trost des geheimnisvollen Klanges spendet. So tief wohnte Karl Kraus im innersten Licht des Gedankens, in jenem Kern der Flamme, wo es ganz dunkel ist, daß er die Musik nicht zu hören brauchte, um aus ihr zu leben, gleichsam in jenem Kern des Tönenden, wo es wieder ganz still ist. [...] Die letzte Sitzung ist geschlossen, der Richter ist fortgegangen und wird nicht mehr wiederkehren, um das Verhör zu vollenden und das Protokoll des Untergangs bis zu diesem selbst fortzusetzen. Er ist heimgegangen in das Land der Kindheit, wo die schönen Schmetterlinge auf der Wiese der Unschuld spielen. Das Schweigen, das zu seinen Ausdrucksmitteln genauso gehört hat wie die Sprache und weit mehr war als die stumme Abwesenheit von Laut, nämlich ein ausdrucksvolles Negativ des Sprechens, dieses Schweigen ist nun absolut geworden, zur Totenstille.¹⁴

Von keinem anderen Menschen habe ich je ähnlich radikalen Anspruch an das ganze Sein ausgehen gesehen, einen Anspruch, vor dem die Welt zu einer ausweglosen Falle wurde, aus der man sich nur noch durch bedingungslose Nachfolge zu retten hoffen konnte. Unbeschreiblich einfach wurde die Welt vor den faszinierenden Schachzügen seine Argumentation, so einfach, wie man sie, allein gelassen, nicht wiedererkannte; aber man war überzeugt, für einen Augenblick jenen Zustand der Welt erblickt zu haben, der eigentlich herrschen sollte, damit alles in Ordnung komme. Sein güte- und liebevoller Blick, die oft überraschenden Zeichen von Gedächtnis und Zartheit des Herzens bleiben schmerzlich unvergeßlich. [...] Vor seinem Angesicht verworfen zu sein, war vielleicht das Einzige, das noch bitterer zu ertragen gewesen wäre, als ihn in der anderen Welt zu wissen. Wer ihn liebte, lebte unter dem nie ausgesprochenen, aber zwingenden Gesetz, daß jedes gesprochene oder geschriebene Wort alles aufs Spiel setzte. Der Tod hat diesen Bann gelöst, und darum kann und muß in diesen Zeilen stehen, was zur Zeit des Lebenden nicht geschrieben wurde. Das Persönliche darf aber nur dieses eine Mal ausgesagt werden, und in Hinkunft soll schweigend Zeugnis abgelegt werden von dem verlorenen Meister, von dem unverlierbaren Vorbild.«¹⁵

Und nun zu den angekündigten drei Vertonungen des Kraus-Gedichtes *Flieder*. Von der Chronologie abweichend, beginnen wir mit der Vertonung von Hanns Eisler. Dass Eisler Schüler von Arnold Schönberg war und viel später der renommierteste Komponist der DDR, für die er die Nationalhymne komponierte, ist allgemein bekannt; weniger bekannt ist, dass er nach dem Zeugnis seines Bruders ein regelmäßiger Leser der *Fackel* war und ihn auch, als der gebürtige Leipziger in Wien studierte, persönlich kennenlernte. Für die Berliner Aufführung des Epilogs der *Letzten Tage der Menschheit* im Januar 1930 schrieb Eisler die Bühnenmusik. Kraus schätzte diese Leistung Eislers sehr hoch ein und verteidigte ihn in der *Fackel* gegen missgünstige Kritiker. 1956 komponierte Eisler *Flieder* unter dem zunächst befremdenden französischen Titel *Printemps allemand* und unter letztlich nicht erklärbarer Weglassung der dritten Strophe. Der Eisler-Experte Albrecht Dümling hat mir den französischen Titel als Anspielung auf Eislers Vertonung eines Gedichts von Berthold Viertel erläutert, die 1943 im kalifornischen Exil entstand. Das Gedicht Viertels heißt *Kalifornischer Herbst*, und Eisler hat es sogleich in *L'automne californien* umbenannt. Der unmittelbare Anlass für diese Vertonung war der 20. Parteitag der KPdSU gewesen sein, als die Verbrechen Stalins verurteilt wurden und das sogenannte Tauwetter begann, das schon vor längerer Zeit drastisch zu Ende gegangen ist. Interessant noch eine nicht adressierte Widmung, die diesem Gedicht in seiner Vertonung beigefügt wurde: »Lieber, verehrter Freund, Du hast immer verlangt, daß ich auch etwas von Karl Kraus komponiere, der ein großer Verehrer von Dir war. Also: Printemps allemande [!] oder anlässlich des XX. Parteitags. (Karl Kraus) Besonders herzlich Dein alter H. E.«¹⁶ Diese Widmung, so Dümling, kann nur Bertolt Brecht gegolten haben. Was Karl Kraus dazu gesagt hätte, dass sein Gedicht aus Anlass eines Parteitags der KPdSU vertont wurde, überlasse ich Ihrer Vorstellungskraft.

1.) Hanns Eisler: *Printemps allemand*; Holger Falk, Steffen Schleiermacher (1966)

Im Jahr 2005 komponierte der damals berühmteste polnische Komponist Krzysztof Penderecki seine Achte Symphonie, die er *Lieder der Vergänglichkeit* nannte. Es handelt sich um eine Vokalsymphonie mit Vokalsolisten, für die er zwölf Texte von Eichendorff, Rilke, Kraus, Hesse, Goethe und Arnim zusammenstellte. Alle Texte der Symphonie haben das Thema »Baum« als Gegenstand. Penderecki war ein Liebhaber von Bäumen und hatte in seinem Anwesen den größten privaten Baumpark Polens angelegt.

2.) Krzysztof Penderecki: *Symphonie Nr. 8* (2005)

Zum Schluss die chronologisch erste Vertonung von Ernst Krenek in der Kammermusikfassung, die mir der Klavierversion überlegen zu sein scheint. Wie der ganze Zyklus ist auch das abschließende siebte Lied, nämlich *Flieder*, ein sehr schönes Beispiel für Kreneks Kunst, auch den zartesten Regungen dieses Kraustextes subtil nachzugehen.

3.) Ernst Krenek: *Nun weiß ich doch, s'ist Frühling wieder* (2'35)

Zum Abschluss dieses Abends möchte ich Ihnen noch die längste Vertonung eines einzelnen Kraus-Gedichts vorführen, die Krenek unmittelbar nach dem Zyklus *Durch die Nacht* schrieb. Es handelt sich um das Lied, das Prokne, die Nachtigall, in *Wolkenkuckucksheim*, dem Phantastischen Versspiel in drei Akten singt, das Kraus auf der Grundlage der *Vögel* von Aristophanes verfasst hatte. Dieses Lied der Nachtigall hat Kraus dann auch als Einzelstück an den Beginn des siebten Bandes der *Worte in Versen* gestellt. Hören Sie eine Aufnahme mit der Sopranistin Chen Reiss und dem Pianisten Charles Spencer in einer ziemlich neuen Aufnahme. Besser kann man dieses anspruchsvolle Lied nicht singen. Dass die Textverständlichkeit nicht optimal ist, liegt nicht an der Interpretin, sondern an der extremen Höhenlage des Liedes.

4.) Ernst Krenek: *Die Nachtigall*, op. 68 (6'55)

Literaturhinweise

Die Erinnerungen Ernst Kreneks, auf Englisch zwischen 1942 und 1952 geschrieben mit dem Titel *Memoirs*, sind nur in einer deutschen Übersetzung unter dem Titel *Im Atem der Zeit. Erinnerungen an die Moderne* (Hamburg 1998) erschienen..

Die drei bedeutenden Texte Kreneks über Karl Kraus erschienen in dem Band: Ernst Krenek: *Zur Sprache gebracht. Essays über Musik*. München 1958.

Die einzige größere Biographie Ernst Kreneks stammt von John L. Stewart: *Ernst Krenek. Eine kritische Biographie*; sie erschien gleichzeitig auf Englisch (Berkeley 1990) und auf Deutsch (Tutzing 1990).

Über politische und kulturpolitische Positionierungen Kreneks in den Jahren zwischen 1928 und 1938 unterrichtet die Dissertation von Meret Forster: *Reflexe kultureller Modernisierung. Ernst Kreneks Radikalismus der Mitte und der Einfluss von Karl Kraus 1928–1938*. Frankfurt am Main 2004.

Zu diesem Thema ist weiterhin wichtig der von Gernot Gruber, Claudia Maurer Zenck und Matthias Schmidt herausgegebene Sammelband *Ernst*

Krenek – nicht nur Komponist. Schliengen 2018 (= Bd. 7 der Ernst Krenek Studien).

Der Geburtstagsbrief Alban Bergs an Karl Kraus findet sich als Faksimile und in Transkription in: Susannne Rode: *Alban Berg und Karl Kraus*. Frankfurt am Main 1988.

Der Reprint von 23. *Eine Wiener Musikzeitschrift*, herausgegeben von Willi Reich, erschien Wien 1971.

Anmerkungen

- 1 Ernst Krenek: *Im Atem der Zeit*. Erinnerungen an die Moderne. Hamburg: Hoffmann und Campe 1998.
- 2 Ebenda, 748.
- 3 Briefentwurf von Berg an Karl Kraus, 28. April 1924. ÖNB, Musiksammlung, Nachlass Alban Berg, Sign. F21.Berg.480/413/1–3.
- 4 Zit. nach: [Ludwig von Ficker (Hg.):] *Rundfrage über Karl Kraus*. Innsbruck: Brenner-Verlag 1917, 21.
- 5 Krenek: *Im Atem der Zeit* (Anm. 1), 162, 165.
- 6 Ebenda, 751.
- 7 Zit. in: Hans Weigel: *Karl Kraus oder die Macht der Ohnmacht*. Wien; Frankfurt; Zürich: Verlag Fritz Molden 1968, 125.
- 8 Ernst Krenek: *Prosa. Dramen. Verse*. München: Langen/Müller 1965, 8.
- 9 Soweit ich sehe ist das der einzige Fall bei Kraus, dass zwei verschiedene Gedichte den gleichen Titel haben.
- 10 Wenn ich betone, dass diese und andere Fakten in der vorwiegend germanistischen Kraus-Literatur zu wenig oder gar nicht beachtet werden, dann will ich auf die bereits angedeutete Tatsache verweisen, dass Krausforscher allzuoft die Beziehung von Kraus zur Musik als sowieso vernachlässigbar ansehen und dabei nicht beachten, dass es wichtige Beziehungen von Kraus zu Musikern gegeben hat. Friedrich Pfäfflin hat hier schon sehr früh weitergedacht hat und vor fast 50 Jahren einen ersten wesentlichen Aufsatz über die Beziehung von Kraus und Schönberg geschrieben.
- 11 23. *Eine Wiener Musikzeitschrift*. Reprint. Hg. von Willi Reich. Dokumentarische Einleitung und Inhalt. Wien: Verlag O. Kerry 1971, 1.
- 12 Rechtfertigung. In: 23. *Eine Wiener Musikzeitschrift*. Nr. 1 v. Januar 1932, 1.
- 13 Ernst Krenek: *Selbstdarstellung*. Zürich: Atlantis-Verlag 1948, 37.
- 14 Ernst Krenek: *Ansprache bei der Trauerfeier von Karl Kraus*. In: ders.: *Zur Sprache gebracht*. Essays über Musik. München: Langen/Müller 1958, 224–228; hier 224, 227.
- 15 Ernst Krenek: *Erinnerung an Karl Kraus*. In: 23. *Eine Wiener Musikzeitschrift*. Nr. 28/30 v. 10. November 1936, 12, 13–14.
- 16 Zit. nach: Hanns Eisler. *Kompositionen, Schriften, Literatur*. Ein Handbuch. Hg. von Manfred Grabs. Leipzig: VEB Deutscher Verlag für Musik 1984, 136.

Georg Trakl geht ins Kino

von Ulrike Tanzer

Karl Röck notiert am 16. Jänner 1914 in seinem Tagebuch knapp und lapidar: »Um 6 Uhr mit Trakl ins Kino (wunderbare Entfaltung von Blüten im Zeitraffer).«¹

Dieser Eintrag wird in der Sekundärliteratur zwar immer wieder erwähnt, die Trakl-Forschung hat sich aber bislang mit dem Thema Trakl und Film nicht eingehend auseinandergesetzt – im Unterschied zur Schnitzler²-, Hofmannsthal³- und Kafka⁴-Rezeption. Die Quellenlage ist zweifellos dünn. Von Trakl ist – im Unterschied zu Franz Kafka und Arthur Schnitzler – kein Tagebuch überliefert, und die Korrespondenz ist – im Unterschied zu Hugo von Hofmannsthal – schmal. Dennoch lohnt es sich, diese Spur weiter zu verfolgen. Zu Lebzeiten der genannten Autoren kommt es zu einem intensiven medialen und kulturellen Wandel, der für die Literatur und die Künste weitreichende Folgen hat. 1876 wird das Telephon erfunden, im Dezember 1877 der Phonograph. Die Photographie entwickelt sich zwischen den späten 1870er und den frühen 1890er Jahren zur Amateurphotographie weiter. Ende 1895 werden in Paris erste Filme vorgeführt, drei Monate später – im März 1896 – präsentiert man in Wien bereits die »Lebenden Photographien«. 1901 gelingt dem italienischen Physiker Guglielmo Marconi die erste transatlantische Funkverbindung. 1906 lassen sich Worte und Musik drahtlos übertragen. In den 1920er Jahren starten erste regelmäßige Hörfunksendungen in Deutschland und Österreich. Der Tonfilm setzt sich weltweit durch.⁵

Eine Auseinandersetzung Georg Trakls mit den neuen Kommunikationsformen ist nicht bekannt. Trakl bricht 1905 das Gymnasium ab, beginnt eine Apothekerlehre und versucht als Schriftsteller zu reüssieren. Er schreibt Theaterkritiken und Stücke, die 1906 am Salzburger Stadttheater aufgeführt werden. Etwa zeitgleich etabliert sich das Kino in der Stadt Salzburg, nach Vorläufern wie dem sogenannten Kaiserpanorama, das um die Jahrhundertwende an verschiedenen Standorten aufgestellt wurde. Ab Mitte November 1908 befand sich etwa ein Kaiserpanorama im Haus von Carl I. Spängler, Mozartplatz 4, in unmittelbarer Nähe zum Wohnhaus der Familie Trakl.⁶ Etwa 25 Personen konnten gleichzeitig stereoskopische Bilderserien durch ein Guckloch betrachten, meist exotische Reiseziele und Landschaften. Der deutsche Physiker und Unternehmer August Fuhrmann vertrieb die Kaiserpanoramen in verschiedenen Städten Mitteleuropas und erreichte damit ein Massenpublikum. In Walter Benjamins Essay *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* (1936) heißt es dazu:

»Ehe der Film sein Publikum zu bilden begonnen hatte, wurden im Kaiserpanorama Bilder (die bereits aufgehört hatten, unbeweglich zu sein) von einem versammelten Publikum rezipiert. Dieses Publikum befand sich vor einem Paravent, in dem Stereoskope angebracht waren, deren auf jeden Besucher eines kam. Vor diesen Stereoskopen erschienen automatisch einzelne Bilder, die kurz verharrten und dann anderen Platz machten. Mit ähnlichen Mitteln mußte noch Edison arbeiten, als er den ersten Filmstreifen (ehe man eine Filmleinwand und das Verfahren der Projektion kannte) einem kleinen Publikum vorführte, das in den Apparat hineinstarrte, in welchem die Bilderfolge abrollte.«⁷

Die ersten Filme wurden wohl 1905 im Kasererbräu in der Salzburger Kaigasse gezeigt, wo sich bis heute das Mozartkino befindet. Ein regelmäßiges Programm bot dort ab 1910 Karl Friedrich Lifka (1874–1929) mit seinem *Grand Théâtre électrique*. Der Linzer Kinopionier führte ab 1912 auch das Mirabell-Kino im Hotel Mirabell in der Schwarzstraße 22, in dem sich heute die Kammerspiele und das Marionettentheater befinden. Vom 29. April bis 1. Mai 1913 wurde etwa in der Kaigasse das »von allen Lichtbild-Theatern Oesterreichs heiß umworbene Filmdrama« *Der Andere* (Drehbuch: Paul Lindau, Regie: Max Mack) gezeigt, eine Dr. Jekyll und Mr Hyde-Geschichte, mit dem Iffland-Ringträger Albert Bassermann in der Hauptrolle.⁸ Die Resonanz auf diese Entwicklung war von offizieller Seite weitgehend ablehnend. Moralische, ästhetische und medizinische Bedenken wurden in den Salzburger Zeitungen verbreitet.⁹

In Wien findet die erste öffentliche Filmvorführung am 20. März 1896 statt; im selben Jahr werden auch in Innsbruck die ersten Filme in den Stadtsälen gezeigt. 1907 eröffnet im Neubau des Hotels Grauer Bär das erste feststehende Kino der Stadt. In Wien beginnt die Entwicklung einige Jahre früher. 1906 gab es in der Haupt- und Residenzstadt 12 Kinos, 1918 bereits 155 Kinos.¹⁰ Wir wissen nicht, ob Trakl in seinen Wiener Jahren 1908 bis 1911 Kinos frequentiert hat. In den Briefen werden Freizeitunterhaltungen wie der Besuch der Internationalen Kunstschau im Juli 1909 gemeinsam mit Oskar Kokoschka, Karl Minnich und Franz Schwab erwähnt,¹¹ zwei Jahre später ein Ausflug – gemeinsam mit dem Salzburger Jugendfreund Karl Minnich – in den Prater.¹² Trakl, der selbst zwei Puppenspiele verfasst hat, könnte auch das Puppentheater Richard Teschners in Wien (ab 1912) gesehen haben.¹³ Röcks Tagebuchnotiz vom 16. Jänner 1914 bleibt der einzige Hinweis auf einen gemeinsamen Kinobesuch mit Trakl. Die *Innsbrucker Nachrichten* präsentieren die Programme von vier Kinos: Im Triumph-Kino (Maria-Theresien-Str. 17–19) wurde »*Die Woche im Bilde*, neueste Berichte. *Eine geniale Idee*,

nordische Lustspiel-Novität. *Orchideen*, die Lieblingsblumen schöner Frauen« gespielt, dazu das »Amerikanische Sensations-Drama aus dem Leben einer Abenteurerin *Die kleine Nancy*. Sensationsdrama in 4 Akten nach dem berühmten Roman von Michelson« – mit dem Zusatz »Jugendliche haben zu diesem Programm keinen Zutritt.« Im Café Lehner's Kino (Karlstr. 11, Margarethenplatz) wurden u.a. die Dramen *Die schuldige Mutter* sowie *Und Frieden auf Erden* gezeigt. Im Theater-Kino (Universitätsstraße, Grauer Bär) standen das Drama *Der Einfluß des Bösen* und das dramatische Lebensbild *Verzeihung des Großvaters* auf dem Spielplan. Und im Zentral-Kino (Maria-Theresien-Str. 37) wurde der italienische Historien- und Monumentalfilm *Die Herrin des Nils* gegeben.¹⁴

Zentral-Kino Innsbruck

grösstes und schönstes Lichtspieltheater am Platz.

Nur heute Freitag von 2—4 und 6—8 Uhr

Die Herrin des Nils

Volksvorstellung bei einem Einheitspreise.

Für sämtliche Parterreplätze 40 Heller und für Balkonplätze 60 Heller.

Von 4—6 Uhr und 9—11 Uhr.

Die Herrin des Nils.

bei gewöhnlichen Preisen.

3. Platz 40 h, 2. Platz 60 h, 1. Platz 80 h, Sperrsitze 1 K, Balkon 2. Reihe 90 h, Balkon 1. Reihe K 1.20, Logenplätze K 1.30.

Besondere stündige Scherenschnitt: Alfred Böck.
 Einzelpreis des hr. Wagners 100 K. 1. Sonderplatz 100 Heller. — Brief der Wagners 100 K. 1. Sonderplatz 100 Heller. — Brief der Wagners 100 K. 1. Sonderplatz 100 Heller.
 Die heutige Nummer besteht aus 16 Seiten.

Abb. 1: Innsbrucker Nachrichten v. 16.01.1914, S. 15.

Einige Filme seien besonders herausgegriffen: Bei *Die Herrin des Nils* handelt es sich um den Stummfilm *Marcantonio e Cleopatra*,¹⁵ in der Regie von Enrico Guazzoni, mit Gianna Terribili-Gonzales als Cleopatra, Amleto Novelli als Marcantonio und Ignazio Lupi als Ottaviano (Erstaufführung am 26.9.1913).

Die italienische Schauspielerin Gianna Terribili-Gonzales (1882–1940) spielte in mehr als vierzig Filmen (1911–1926). Der Historien- und Monumentalfilm zeichnete sich vor allem durch Massenbewegungen aus. Inhaltlich wurde auf Stoffe aus der Antike und dem Christentum, der französischen und italienischen Geschichte zurückgegriffen. Als erster Großfilm gilt Enrico Guazzonis *Quo vadis?* (Cines, 1913) mit 2250 m Länge und zwei Stunden Projektionszeit. Die Pariser Erstaufführung fand im größten Kino der Welt statt, dem Gaumont Palace, mit einer eigenen Musikkomposition und einem Chor von 150 Personen.¹⁶ In den Folgefilmen wie *Marcantonio e Cleopatra* werden die stilistischen Mittel ausgefeilter. »Deutlicher Ausdruck der immer weiter fortschreitenden Ausarbeitung filmischer Mittel«, so der Filmwissenschaftler Irmbert Schenk, »ist die nicht mehr nur theatralische Verwendung von Licht, z.B. in den Flammenreflexen auf Cleopatra bei der Erfragung des Orakels.«¹⁷

Wenngleich Trakls Interesse für den Kleopatra-Stoff belegt ist,¹⁸ so lässt Röcks Bemerkung »wunderbare Entfaltung von Blüten im Zeitraffer«¹⁹ auf das Programm des Triumph-Kinos schließen. Das Naturbild *Les orchidées*, F 1913, P: Eclair, Paris (Soc. F. d. Films et Cinématographies E.) wurde in Österreich unter dem Titel *Orchideen – Die Lieblingsblumen schöner Frauen* gezeigt. Dieser 108-Meter-Kurzfilm ist in der SL Cinémathèque Française erhalten geblieben und wurde etwa am 9. Juli 2011 in der National Gallery of Art, Washington D.C., im Rahmen eines Zyklus präsentiert: »The poetry to be found in fleeting ›science‹ footage has been a constant since the early days of cinema. These 15 delicate tinted shorts, made for the series *Scientia* by the production house Éclair between 1910 and 1920, are much more than odd curiosities—they are elegant precursors of the nature film, surveying the dusky domains of insects, snails, caterpillars, man-eating plants, and sea critters. *L'Ecrevisse* (Crawfish, 1912), *Le Scorpion Languedocien* (1912), *Les Orchidees* (The Orchids, 1913), *La Puce* (The Flea, 1914), *Le Chrysanthème* (The Chrysanthemum, 1914), *Les Plantes Carnivores* (The Carnivorous Plants, 1914), *Les Libellules* (The Dragonflies, 1917) and more. [...]«²⁰

Der Abend brachte aber nicht nur einen Kurzfilm über Orchideen, sondern einen weiteren kurzen Film mit dem Titel *Eine geniale Idee*, ein dänisches Lustspiel, in dessen Mittelpunkt eine Dreiecksgeschichte steht. Die Handlung ist rasch erzählt: Holm wird von seiner schönen jungen Frau zum Packesel degradiert, während sie mit einem anderen kokettiert. Der Nebenbuhler bekommt zwar die Hand der angebeteten Frau; der gehörnte Ehemann erweist sich aber letztlich als überlegen. Am Ende steht ein Rollentausch: Holm ist glücklich und geschieden, sein Nebenbuhler unglücklich und verheiratet.²¹ Nach der Wochenschau und den Kurzfilmen wurde der Hauptfilm des Abends gezeigt, dem wohl auch das Jugendverbot galt: das »amerikanische Sensationsdrama aus dem Leben einer Abenteurerin *Die kleine Nancy*«.

Es handelt sich dabei um die 1913 erfolgte filmische Adaption von Miriam Michelsons Bestseller-Roman *In the Bishop's Carriage* (1904).²² Die amerikanische Journalistin und Schriftstellerin Miriam Michelson (1870–1942) gehörte zu den prominentesten Redakteurinnen ihrer Zeit. Sie unterstützte aktiv die Frauenbewegung und arbeitete mit der Schriftstellerin und Frauenrechtlerin Charlotte Perkins Gilman zusammen. Ihre Novelle *The Superwoman* (1912)²³ entwirft eine utopische, von Frauen regierte Gesellschaft. Im Roman *In the Bishop's Carriage* steht eine junge Frau namens Nancy Olden im Mittelpunkt. Diese schlittert nach einer harten Kindheit als Waise ab in die Kriminalität. Nancy kann sich aber aus den widrigen Umständen befreien und wird eine erfolgreiche Schauspielerin. Der Roman wurde zweimal verfilmt: *In the Bishop's Carriage* mit Mary Pickford in der Hauptrolle erschien 1913, und *She Couldn't Help It* mit Bebe Daniels 1920. Die kanadische Schauspielerin und Filmproduzentin Mary Pickford (1892–1979) gehörte zu den Hollywood-Stars der Stummfilmära. Pickfords Karriere ist insofern bemerkenswert, als sie nicht nur als Schauspielerin, sondern auch als Geschäftsfrau reüssieren konnte.²⁴

Triumph-Kino

Maria Theresienstr. 15-19

Mittwoch bis Freitag:

Die Woche im Bilde, neueste Berichte.
Eine geniale Idee, nordische Lustspiel-
Novität. Orchideen, die Lieblings-
blumen schöner Frauen.

Amerikanisches Sensations-Drama aus dem
Leben einer Abenteurerin

Die kleine Nancy.

Sensationsdrama in 4 Akten nach dem be-
rühmten Roman von Michelson.

Jugendliche haben zu diesem Programm
keinen Zutritt.

Abb. 2: Innsbrucker Nachrichten v. 14.01.1914, S. 15.

Der Kino-Besuch der beiden Freunde Georg Trakl und Karl R  ck fand keinen weiteren Niederschlag in R  cks Tagebuch. Es ist anzunehmen, dass beide nicht nur am Inhalt (Stichwort: Jugendverbot), sondern vor allem auch an den ästhetischen Verfahrensweisen und filmischen Effekten interessiert waren. Inwiefern Trakls Montagetechnik auch auf das neue Medium Film zurückgreift, ist ein Forschungsdesiderat. In der Zeitschrift *Der Brenner* spielt das Thema Kino jedenfalls keine Rolle. Und die Grundeinstellung des *Brenners* war amerikakritisch. Ob dies – so Sieglinde Klettenhammer – Trakl von weiteren Kino-Besuchen abgehalten hat,²⁵ ist zu diskutieren. Die Kartenpreise waren jedenfalls hoch und umfassten alle Filme des entsprechenden Abends. Das Programm des 16. Jänner 1914 der Innsbrucker Kinos war abwechslungsreich und erstaunlich international. Die Filme waren noch nicht überwiegend amerikanische Produktionen, sondern stammten etwa auch aus Österreich, Deutschland, Dänemark, Italien und Frankreich.

Zu guter Letzt: Fast hundert Jahre nach Trakls Tod erscheint der Spielfilm *Tabu – Es ist die Seele ein Fremdes auf Erden* (Regie: Christoph Stark) mit Lars Eidinger und Peri Baumeister.²⁶ Im Mittelpunkt der biopic steht die intensive Beziehung zwischen den Geschwistern Georg und Grete Trakl. Eine genauere Auseinandersetzung mit diesem Film steht ebenso aus wie mit Fragen der Intermedialität in Trakls Werk²⁷. Dazu soll dieser Beitrag ein Anstoß sein.

Dank

Dank an Peter Spiegel vom Filmarchiv Austria (Wien) und an Sieglinde Klettenhammer sowie Ursula A. Schneider (Universität Innsbruck) für wichtige Informationen.

Anmerkungen

- 1 Karl R  ck: Tagebuch 1891-1946. Hg. u. erläutert von Christine Kofler. Bd. 1: Tagebuch 1891-1926. Dissertation. Innsbruck 1975, S. 179. Vgl. https://www.uibk.ac.at/media/filer_public/c3/1d/c31df478-20fb-4e65-8885-484110c2d100/roeck-1-gesamt.pdf (eingesehen am 05.08.2024).
- 2 Vgl. *Die Tatsachen der Seele*. Arthur Schnitzler und der Film. Hrsg. v. Thomas Ballhausen, Barbara Eichinger, Karin Moser, Frank Stern. Wien: Verlag Filmarchiv Austria 2006.
- 3 Vgl. Heinz Hiebler: Hugo von Hofmannsthal und die Medienkultur der Moderne. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003.
- 4 Vgl. Hanns Zischler: Kafka geht ins Kino. Berlin: Galiani Verlag 2017.
- 5 Vgl. Heinz Hiebler: Der Umgang mit Medien. In: Hofmannsthal-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hrsg. v. Mathias Mayer und Julian Werlitz. Stuttgart: J. B. Metzler 2016, 79–81, hier: 79.

- 6 Anzeige in Salzburger Chronik für Stadt und Land v. 14. November 1908, II. Vgl. <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=sch&datum=19081114&seite=11&zoom=33> (eingesehen am 04.08.2024)
- 7 Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. 28. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1963, 37.
- 8 Anzeige in Salzburger Wacht, XIV. Jahrgang, Nr. 95 v. 26. April 1913, 7.
- 9 Vgl. Ernst Hanisch ; Ulrike Fleischer: Im Schatten berühmter Zeiten. Salzburg in den Jahren Georg Trakls (1887–1914). Salzburg: Otto Müller Verlag 1986, 120.
- 10 Vgl. <https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Kino> (eingesehen am 05.08.2024).
- 11 Vgl. ITA, V.1, 95.
- 12 Vgl. ITA, V.1, 152.
- 13 Vgl. Sieglinde Klettenhammer: Unbekanntes Puppenspiel *Kaspar Hauser* von Georg Trakl. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 1/1982, 50–56. <https://diglib.uibk.ac.at/download/pdf/490877.pdf>
- 14 Innsbrucker Nachrichten v. 16.01.1914, S. 15 <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=ibn&datum=19140116&seite=15&zoom=33> (eingesehen am 07.08.2024).
- 15 Vgl. https://en.wikipedia.org/wiki/Antony_and_Cleopatra_%281913_film%29 (eingesehen am 28.07.2024); <https://www.youtube.com/watch?v=VtCmUuqKqIc> (eingesehen am 05.08.2024).
- 16 Irmbert Schenk: Geschichte des italienischen Films. Cinema Paradiso? Marburg: Schüren Verlag 2021, 24.
- 17 Ebenda, 26.
- 18 Vgl. Trakls dramatisches Werk *Fata Morgana*. Das Stück wurde am 15. September 1906 am Salzburger Stadttheater uraufgeführt. Nach dem Misserfolg der einzigen Aufführung vernichtete Trakl den Dramentext samt dem Zensurexemplar. Der Inhalt kann nur ansatzweise durch amtliche Protokolle und Theaterkritiken rekonstruiert werden. (ITA, I, S. 80f.) In Trakls Besitz befanden sich auch einige Dramen von Bernard Shaw, darunter die historische Komödie *Cäsar und Cleopatra*, ins Deutsche übersetzt von Siegfried Trebitsch, erschienen 1904 im S. Fischer Verlag.
- 19 Röck: Tagebuch, Bd. 1 (Anm. 1), 179.
- 20 Vgl. National Gallery of Art <https://www.ngy.gov.press/2011/summer-films.html> (eingesehen am 07.08.2024).
- 21 OT: Ægteskabets tornefulde Vej, DK 1913, R: Sofus Wolder; Mit Lauritz Olsen, Christian Schröder, Oscar Stribolt u.a. P: Nordisk Films Kompagni; Kurzfilm. AT: Eine geniale Idee. Vgl. <https://www.danskefilm.dk/stumfilm.php?id=663> (eingesehen am 08.08.2024).
- 22 OT: *In the bishop's carriage*, US 1913, R: Edwin S. Porter, J. Searle Dawley; Drehbuch: Ben Schulberg, nach dem gln. Roman von Miriam Michelson; Mit Mary Pickford (<https://catalog.afi.com/Person/108778-Mary-Pickford?isMiscCredit=False>), David Wall, (<https://catalog.afi.com/Person/71147-House-Peters?isMiscCredit=False>) u.a.; P: Famous Players Film Co.; A-Titel: *Die kleine Nancy*.
- 23 Pamela Matz: Miriam Michelson. In: Jewish Women's Archive: <https://jwa.org/encyclopedia/article/michelson-miriam> (eingesehen am 07.08.2024).
- 24 Vgl. <https://marypickford.org/about-mary/> (eingesehen am 10.08.2024).
- 25 Vgl. E-Mail von Sieglinde Klettenhammer v. 07.08.2024.
- 26 Vgl. <https://filminstitut.at/filme/tabu-es-ist-die-seele-ein-fremdes-auf-erden> (07.08.2024).
- 27 Bislang wurden die Themen Musik und Bildende Kunst untersucht. Vgl. u.a. Rüdiger Görner: Musik. In: Philipp Theisohn (Hg.): Trakl-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: J.B. Metzler 2023, 537–542 sowie Elisabetta Mengaldo: Farben. In: ebenda, 497–501.

Fritz von Herzmanovsky-Orlando geht ins Kino *Hamlet der Osterhase* und seine Kumpel Stan Laurel und Oliver Hardy 1936

von Ursula A. Schneider

In einem Kommentar zu Fritz von Herzmanovsky-Orlandos Stück *Prinz Hamlet der Osterhase oder »Selawie« oder Baby Wallenstein* (Untertitel: *Eine Gesellschaftskomödie aus den feinsten Kreisen Böhmens und Mährens*) weist die Editorin Klaralinda Ma-Kircher auf dessen politische Aspekte hin. Die Figur »Terzky ist als illegaler Nazi konzipiert, die Sprengstoffgeschichte führt mitten in die Justiz der Schuschnigg-Ära, und Rudi Lallmayers Kerkerarrest besitzt wohl nicht nur zufällige Ähnlichkeit mit dem des jungen Sozialisten Josef Gerl.«¹ Johannes Silberschneider pointierte diese Lesart 2019 in seiner Lesung im Forschungsinstitut Brenner-Archiv. Er zeigte die Möglichkeiten, Fritz von Herzmanovsky-Orlando (FHO) als Zeitgenossen der Zwischenkriegszeit und etwas außerhalb der k. u. k.-Märchenwelt zu lesen, und nichts an Witzigkeit blieb auf der Strecke. Ich blieb aufgrund dieser Vorlesung an einem anderen Zusammenhang hängen, der mir beim Lesen noch nie aufgefallen war:

»ISZOLANY [...] Altes Husar! Ich auch war bei Husaren. Kecske-méter Husaren. In alter Zeit hat der Regiment den Recht gehabt, als aincziger bitte – die Schnurrbärte mit Aichkatzelschweifen zu verlängern, was mit Schuhwix schwarz gefärbt waren. Zu Buttler Alsdann, du warst Kolonialoffizier bei die Indianer? Host bei die Ghurka-Indianer gedient?

BUTTLE No. Bei Scotch Grenadiere.

ÜLLÖ Apropos! Hast du da nicht zwei Kameraden gehabt? Gwissen Hardy Oliver und dann den Neffen von dem Táblabiró, was hat Australien geentdeckt? Den ... izé sáchen ... Stanley Laurel? Nicht? Schade. Der Hardy Oliver ist Verwandter von die Dampfbremsen. Also, ich, wann ich Engländer wäre, ich möchte nur bei Ghurka-Indianer dienen! Bitte, so gut wie bei uns Honvéd.

BUTTLE Lassen Sie die Indianer. Wir sollten lieber [...]«²

Der Kommentar zu diesem Abschnitt enträtselt die ungarischen Ausdrücke (»izé sáchen« etwa bedeutet »Dingsda«) und erklärt, dass Stan Laurel (1890–1965) und Oliver Hardy (1892–1957) »das erfolgreichste Komikerduo im amerikanischen Film« waren.³

Ihre Erwähnung im Stück scheint das Zeitkolorit der 1930er Jahre herstellen zu wollen, genauso wie die Nennung von »Marlene Dieterich«, Schaljapin oder Poincaré. Doch Stan-und-Ollie-Kundigen erschließt sich gleich der intertextuelle Bezug zum Film *Bonnie Scotland* (1935), in deutscher Übersetzung zumeist *Wir sind vom schottischen Infanterieregiment*: Die »Indianer« verweisen hier eben nicht auf Nordamerika, sondern auf Indien (die Gurkhas sind Einheiten der britischen Armee, damals Kolonialmacht, mit aus Nepal und Nordindien stammenden Soldaten), und die Erwähnung des schottischen Infanterie-Regiments (»Scotch Grenadiere«), in dem Buttler gedient hat, lassen an Stan Laurels und Oliver Hardys Abenteuer als Mitglieder der schottischen Infanterie in Indien denken – natürlich in Schottenröcken. Der »Aichkatzelschweif«-Schnurrbart-Trick der Honvéd könnte auf den riesigen künstlichen Schnurrbart des schottischen Offiziers (gespielt von James Finlayson) hinweisen.

Hat FHO diesen Film gesehen?

Meine Ergänzung ist keine triumphierende Besserwisserei, sie will auf keinen Mangel in der Kommentierung der *Sämtlichen Werke* zeigen, im Gegenteil. Diese stellt eine ungeheure Leistung dar. U.a. haben die Bearbeiter:innen die Nachlassbibliothek FHOs⁴ berücksichtigt, um Hinweise auf dessen Interessen und Lektüren, auf Impulse und Vorlagen zu gewinnen, kurz: um Intertextualitäten zu finden. Und trotzdem bleibt ein Text von FHO – wir haben oben bereits ein Beispiel gelesen – ein dichtes Gewebe von literarischen, historischen, aber eben auch erfundenen Anspielungen, das durch die satirische Verwendung und Verdrehung praktisch undurchdringlich wird. Die Lesenden überfällt gelegentlich der Schwindel. Die Überforderung aber liegt in der Intention des Autors, sie gehört zur Literarizität. FHO war ein Sammler nicht nur von Kunstwerken, Möbeln und Büchern, sondern auch von sprachlichen oder historischen Skurrilitäten.⁵ Ma-Kircher schreibt dazu,

»daß der Bezug einer Quelle zum Text – selten wird vom Autor ein Aussagekern aufgegriffen, viel öfter übernimmt er ein marginales Ornament – so dünn ist, daß man sich scheut, dieses Fädchen in das Gewebe des Kommentars aufzunehmen. Andererseits gelang den Herausgebern der bisher erschienenen Bände die Verifizierung verblüffendster und unwahrscheinlichster Vorkommnisse [...]«⁶

Diese Entdeckungen betreffen FHOs »Miniaturen«, so nennt sie Ma-Kircher, kleine sprachliche oder inhaltliche, humoristische oder satirische, zwischen Prosa und Drama changierende⁷ Einblendungen. Wie ich meine, verstärkt sich der satirische oder humoristische Effekt, wenn die literarische oder

historische Vorlage erkannt wird.⁸ »Mitunter dominieren diese Miniaturen die Handlung so sehr, dass der Handlungsrahmen fast schon beiläufig anmutet«, schreibt Ma-Kircher.⁹ Und Friedrich Torberg, der FHO in den 1950er Jahren bekannt gemacht, aber in die Texte auch massiv eingegriffen hat, stellte fest, dass »sehr vieles von dem, was in bestimmten Augenblicken des Ablaufs geschieht, [...] auch früher oder später geschehen [könnte], oder gar nicht«.¹⁰ So verselbständigte sich z.B. die Miniatur *Der zweite Donnerstag von Scheibbs* als Lesestück – sie ist aber eigentlich ein Teil eines Kapitels des Romans *Der Gaulschreck im Rosennetz*. Im Roman hat sie für die Handlung keine Relevanz und hätte gut an verschiedenen Stellen positioniert werden können.

Dieser Hang zur Miniatur, zu einem eigenständigen Zwischenstück, zu einer Einlage, aber auch die psychologische Statik der Figuren oder die nach üblichen Maßstäben minderwertige handwerkliche Ausarbeitung der Elemente eines Dramas (z.B. die Handlung betreffend) führte auf der einen Seite zur negativen Beurteilung von FHOs Dramen, auf der anderen Seite – und diese vertritt die Werkausgabe – zu ihrer Charakterisierung als innovativ und avantgardistisch. Man sah in ihnen die Kennzeichen der klassischen Moderne verwirklicht.¹¹

Die Anspielung auf den Laurel und Hardy-Film *Bonnie Scotland* verweist aber auch – so meine These – auf die Ästhetik der Unterhaltungskultur der Moderne. Die Struktur der Dramen von FHO hat durchaus mit der filmischen Struktur der Kinofilme zu tun. Seine »Miniaturen« gleichen Slapstick-Szenen, die oft wenig mit der Handlung zu tun haben. Sie werden in ein Ganzes eingefügt, dessen Handlung freimütig mehr oder weniger plausibel, beinahe gleichgültig ist. Sowohl in *Hamlet der Osterhase* als auch in *Bonnie Scotland* ist die jeweilige Handlung eine triviale Liebesgeschichte. Der eigentliche und bleibende Eindruck sind in beiden Fällen die einzelne Szenen. Das daraus folgende Paradox, »dass der Handlungsüberschuß den Anschein von Handlungsarmut erweckt«,¹² wie es Kircher für FHOs Dramen feststellt, gilt für Slapstick-Filme wie die von Laurel und Hardy gleichermaßen.

FHOs Szenenanweisungen sind Teil dieser Komik des Slapstick, der unsprachlichen, szenisch-gestischen Szenen. Sie kennzeichnen die Stücke damit als Lese- oder Vorlesedramen. Der Marsch des schottischen Bataillons in *Bonnie Scotland* wird durch einen falschen Wechselschritt von Stan allmählich völlig durcheinander gebracht, was bei den Beinen in Schottenröcken gut zu beobachten und besonders witzig ist.¹³ Eine vergleichbare Miniatur wäre in *Hamlet der Osterhase* die Lesung von Thekla »Baby« Wallenstein, der unschuldigen, frisch aus dem Pensionat heimgekommenen Adelstochter, aus ihrem Werk »Die Tochter des Eunuchen« und dem Fremdschämen und den Versuchen ihrer peinlich berührten Verwandten, diese Lesung zu verhindern. Es könnte ein Stummfilm sein: »Die Tochter des Eunuchen« ein Zwischentitel,

danach die Gestik: »Ihre Erklärung geht in allgemeiner Unruhe unter. Überall Gesten der Verzweiflung. [...] Mama zerbricht den Fächer.«¹⁴

Eine zweite Gemeinsamkeit von Slapstick-Komödien wie *Bonnie Scotland* mit FHO-Stücken ist die körperliche und seelische Unzerstörbarkeit der Figuren. Bereits Ma-Kircher stellte für die Figuren bei FHO fest, dass sie »Comics-Figuren« ähneln.¹⁵ Ein Beispiel wäre in *Hamlet der Osterhase* die Explosion des riesigen Dynamit-Pakets unter der Parkbank im Stadtpark, die zwar minutenlanges Herabregnen von »Kies und Zweigen«¹⁶ verursacht, den in der Nähe befindlichen Personen jedoch nur bühlenwirksam das Gewand ramponiert. Das gilt auch für die Slapstick-Komödien, etwa wenn in *Liberty* (1929) dem Verfolger von Stan und Ollie ein Aufzug auf den Kopf fällt, ihn in den Boden hämmert und er anschließend als zusammengestauchter kleiner Mann aus dem Loch kriecht,¹⁷ oder wenn in *Bonnie Scotland* Ollie so niesen muss, dass die Druckwelle ein ganzes Flussbett leert, er jedoch nicht beeinträchtigt wird.

Die Herkunft der Slapstick-Komödien nicht nur aus den Variété-Nummern der Vor-Kino-Zeit, sondern auch aus der Commedia dell'Arte ist schon mehrfach festgestellt worden,¹⁸ ebenso die Bezugnahme von FHO auf die Commedia dell'Arte.¹⁹ Sie beziehen sich also wohl beide auf diese gemeinsame Vorfahrin.

Hat FHO nun *Bonnie Scotland* gesehen? Das wäre in Südtirol schon vor Beginn der Arbeit am Stück möglich gewesen.

Ma-Kircher datiert die Entstehung des Stückes *Hamlet der Osterhase* bzw. der entsprechenden Manuskripte auf 13.8.1936, Dezember 1937 und 1938.²⁰ In diesen Jahren lebten die Herzmanovsky-Orlandos in Meran. Leider erzählt FHO in Briefen nichts von einem Kinobesuch, zumindest findet sich in den edierten Briefen keine Erwähnung von Stan Laurel oder Oliver Hardy.²¹

Die weitere Recherche fällt heute leichter als zum Zeitpunkt der Edition der Dramen, weil es das Internet und digitale Zeitungsprojekte wie jene der Tessmann-Bibliothek gibt, die Volltext-Suchen für Südtiroler Printmedien erlauben.²² Die Schwierigkeit der Suche bilden in diesem Fall die verschiedenen deutschsprachigen Übersetzungen der Filmtitel – und, wie noch zu sehen ist, die Sprache.

Dass Laurel und Hardy in Südtirol genauso bekannt und beliebt waren wie im Rest des deutschen Sprachraums, zeigt das Kinoprogramm. Sowohl in Bozen als auch in Meran werden alle möglichen neueren und älteren Filme des Duos in den Kinos gezeigt. *Bonnie Scotland* kam am 23.8.1935 in den USA auf den Markt.²³ Bereits am 22.3.1936 berichtet die *Alpenzeitung* (herausgegeben von der faschistischen Partei Italiens) von der Aufführung des Films *Lustige Helden* im Central-Kino Bozen. Der Film ist auch am 24.3. unter diesem Titel angekündigt und kann aufgrund des genannten Inhalts (u.a. »Wer

nicht weiß, was man mit einem Betteinsatz, einer Kerze und einem Fisch zusammen anfangen kann, wird es in diesem Film sehen – und nicht vergessen«) sicher identifiziert werden. Zugleich kündigen die *Dolomiten* am 23.3.1936 und am 25.3. denselben Film im selben Kino mit dem Titel *Tapfere Helden* an, auch hier ist *Bonnie Scotland* identifizierbar: »Neben den beiden Helden, die zwei schottische Soldaten darstellen, sind noch hervorzuheben James Finlayson [...]«.

In Österreich kam *Wir sind vom schottischen Infanterieregiment* erst Mitte April 1936 in die Kinos, in Deutschland hatte der Film – obwohl in Berlin synchronisiert – nach einigen Schwierigkeiten mit der NS-Zensur noch später, nämlich am 8. Mai 1936, Premiere.²⁴ Ich nehme an, dass in Bozen eine italienischsprachige Synchronisierung gezeigt wurde, denn der italienische Titel lautete *Gli allegri eroi*²⁵ (dt. Die lustigen Helden).²⁶ Das deutschsprachige Publikum gewöhnte sich sicherlich schwer daran, dass im Kino nun Tonfilme – also italienische oder ins Italienische synchronisierte Filme – gezeigt wurden, was die Südtiroler Sprachensituation nun auch im Kino auffällig(er) machte.²⁷ Immerhin ist die Gattung Slapstick weniger abhängig von der Sprache als andere Filmgenres. FHOs Bemerkung in einem Briefentwurf von November 1936, er und seine Frau vermissten in Meran die Theater der Großstadt, »es ist wie am Nordpol hier in dieser Beziehung und auch den Film verstehen wir nicht«,²⁸ kann auf zweierlei Weise gelesen werden. Ich würde sie eher nicht auf den Film als Medium, sondern vorsichtig im Hinblick auf die Sprache der gezeigten Filme interpretieren.²⁹ In diesem Fall könnte sich die Bemerkung sogar auf ein Erlebnis wie das mit *Gli allegri eroi* beziehen.

Dass Fritz von Herzmanovsky-Orlando nicht nur ein »Verklärer der Vergangenheit« und auf sie fixierter Humorist war,³⁰ ist seit der Werkausgabe klar. FHO lebte in seiner Zeit, was u.a. auch an den positiv dargestellten knabenhaften und autonomen Frauentypen³¹ zu sehen ist. Thekla (Baby) Wallenstein, die Untertitelheldin von *Hamlet der Osterhase*, entspricht diesem Typus, ebenso wie Carmen von Herzmanovsky-Orlando, geb. Schulista, die Ehefrau des Dichters. Die Garçonne war das Schönheitsideal der Zwischenkriegszeit, die Frau mit Bubikopf-Frisur und sportlichem Körper, die womöglich noch Hosen trägt.

Es gibt noch keine ausführliche Studie zu FHOs Werken als Zeitzeugnisse der Zwischenkriegszeit. Filme waren ein wichtiger Teil der Popkultur, die damals entstand. Die Beachtung dieses großen Teils unserer Kulturgeschichte ließe mit hoher Wahrscheinlichkeit weitere Anspielungen im Werk FHOs verstehen – und damit genießen.

Anmerkungen

- 1 Klaralinda Kircher: [Editorischer Bericht zum Band, zu den einzelnen Dramen und Einzelstellenkommentare zu den einzelnen Dramen.] In: Fritz von Herzmanovsky-Orlando: Dramen. Hg. u. kommentiert von Klaralinda Kircher. Salzburg: Residenz 1985 (= Fritz von Herzmanovsky-Orlando: Sämtliche Werke in zehn Bänden. Hg. v. Walter Methlagl und Wendelin Schmidt-Dengler, Bd. 6), 321–441, hier 365.
- 2 Fritz von Herzmanovsky-Orlando: Prinz Hamlet der Osterhase oder »Selawie« oder Baby Wallenstein. In: Ders.: Dramen (Anm. 1), 233–309, hier 269–270.
- 3 Kircher (Anm. 1), Einzelstellenkommentar, 415.
- 4 Verzeichnis des Nachlasses: <https://www.uibk.ac.at/de/brenner-archiv/bestaende/herzmanovskyorlando/>, hier auch ein Hinweis zur spezifischen Suche im Bibliothekskatalog (Abruf 10.2.2025).
- 5 Vgl. etwa die Namen der Personen in den Entwürfen der Personenverzeichnisse oder FHOs Studien zum »ungarischen Sprachduktus« der Figur Töhötöm Graf Üllö. (zit. in Kircher: Editorischer Bericht (Anm. 1), 362–363); Töhötöm ist ein historischer ungarischer Männervorname (vgl. Kircher: Einzelstellenkommentar (Anm. 1), 404). Auch skurrile Bilder wie der allein in seinem Büro Csárdás tanzende ungarische Premierminister wurden von FHO gesammelt, um sie in seinen Werken zu verwenden. Vgl. ebd., 415: Lemma zu István Graf Tisza. – Ein Zettelkasten mit entsprechenden Fundstücken ist nicht belegt, nicht überliefert.
- 6 Kircher: Editorischer Bericht (Anm. 1), 327.
- 7 Vgl. ebenda, 321.
- 8 Ein gutes Beispiel ist der »Frauenkleiderschein«, den der Polizist von Rudi Lallmayer verlangt (dieser trägt nach der Bombenexplosion nur mehr einen Ärmel und einen Trauerschleier). Es handelt sich hierbei um eine tatsächlich existierende emanzipatorische Maßnahme in größeren deutschen Städten, v.a. Berlin, um Cross-Dresser oder Transgender-Personen von dem Verdacht der Kriminalität zu befreien (natürlich vor 1933). In Wien gab es eine solche Maßnahme nicht. – Auch dieses Lemma wurde nicht kommentiert. Die Komik, die sich ergibt, weil der nur in schwarze Schleier gewandete Lallmayer zugleich als »Sprengstoffattentäter« und als nicht verzeichneter »Transvestit« »perlustriert« wird, kann erst mit dem Wissen um den tatsächlich existierenden »Frauenkleiderschein« voll genossen werden. Dabei illustriert die Situation selbst den praktischen Nutzen des amtlichen Dokuments für die Betroffenen, was jedoch die Komik nicht behindert. (Herzmanovsky-Orlando: Hamlet der Osterhase (Anm. 2), 291.) Als Negativbeispiel seien zwei Anspielungen im Eingangs zitierten Abschnitt genannt: Was der Entdecker Australiens (James Cook?) oder die Dampfbremsen (der Eisenbahnen?) mit Laurel und Hardy zu tun haben, konnte bislang nicht entschlüsselt werden. Auch der Kommentar schweigt dazu, erläutert jedoch, dass ungarisch »Táblabiró« Stuhlrichter bedeutet. (Kircher: Einzelstellenkommentar (Anm. 1), 415. Zum sog. »Transvestitenausweis« (so der amtliche Name) vgl. Ilse Reiter-Zatloukal: Geschlechtswechsel unter der NS-Herrschaft. »Transvestitismus«, Namensänderung und Personenstandskorrektur in der »Ostmark« am Beispiel der Fälle Mathilde/Mathias Robert S. und Emma/Emil Rudolf K. In: Beiträge zur Rechtsgeschichte Österreichs 2014, 172–209.
- 9 Kircher: Editorischer Bericht (Anm. 1), 324.
- 10 Torberg, zit. nach Kircher: Editorischer Bericht (Anm. 1), 323.
- 11 Kircher: Editorischer Bericht (Anm. 1), 321.
- 12 Kircher: Editorischer Bericht (Anm. 1), 321.
- 13 <https://www.youtube.com/watch?v=WauW9qI6Mls> (Abruf 10.2.2025).
- 14 Herzmanovsky-Orlando: Hamlet der Osterhase (Anm. 2), 242.
- 15 Kircher: Editorischer Bericht (Anm. 1), 322.
- 16 Herzmanovsky-Orlando: Hamlet der Osterhase (Anm. 2), 291.

- 17 *Liberty* war der letzte Stummfilm von Laurel und Hardy. Die deutschsprachigen Titel waren *Die Sache mit der Hose* und *In Freiheit*. (Vgl. Internet Movie Database (IMDB) und Wikipedia, englisch und deutsch) Der ganze Film ist zugänglich auf Youtube: <https://www.youtube.com/watch?v=Mgb6FTObRGk>; Beginn der Szene auf der Hochhaus-Baustelle bei 8:05. (alle Abrufe 10.2.2025)
- 18 Vgl. das Lemma »Slapstick« auf <https://de.wikipedia.org/wiki/Slapstick>, mit Hinweisen auf wissenschaftliche Literatur in der Bibliographie (Abruf 24.2.2025).
- 19 So tragen im Drama *Die Fürstin von Cythera* (Untertitel: *Venezianische Maskenkomödie*) die Figuren die Namen der Commedia dell'Arte Typen wie Pantalone, Zerbinetta, Colombina, Scaramuccio, Arlecchino usw. Herzmanovsky-Orlando: *Die Fürstin von Cythera*, in: Ders.: *Dramen* (Anm. 1), 7–71, hier 8.
- 20 Vgl. Kircher: *Editorischer Bericht* (Anm. 1), 361.
- 21 Fritz von Herzmanovsky-Orlando: *Der Briefwechsel mit Alfred Kubin 1903–1952*. Hg. u. kommentiert von Michael Klein. Salzburg; Wien: Residenz 1983 und ders.: *Ausgewählte Briefwechsel 1885–1954*. Hg. u. kommentiert von Max Reinisch. Salzburg; Wien: Residenz 1989 (= *Sämtliche Werke* Bd. 7 und 8). Auch Charlie Chaplin oder Buster Keaton, andere Slapstick-Stars dieser Zeit, werden nicht erwähnt. Vgl. auch die Biographie, die ebenso wenig diese Namen im Register anführt: Fritz von Herzmanovsky-Orlando: *Sinfonietta Canzonetta Austriaca*. Eine Dokumentation zu Leben und Werk. Hg. u. kommentiert von Susanna Goldberg und Max Reinisch. Salzburg; Wien: Residenz 1994 (*Sämtliche Werke* Bd. 10).
- 22 Vgl. <https://digital.tessmann.it/tessmannDigital/Zeitungsarchiv/Suche> -> auf Zeitungen und Zeitschriften filtern (Abruf 10.2.2025).
- 23 Vgl. das Lemma »Bonnie Scotland« auf https://en.wikipedia.org/wiki/Bonnie_Scotland (Abruf 10.2.2025).
- 24 Vgl. Norbert Aping: *Das Dick-und-Doof-Buch*. Die Geschichte von Laurel und Hardy in Deutschland. Marburg: Schüren 2007, 138.
- 25 Vgl. <https://www.imdb.com/title/tt0026126/> (Abruf 10.2.2025). Das Datum der italienischen Erstaufführung war trotz umfangreicher Recherchen nicht eruierbar.
- 26 Möglich wäre auch eine englischsprachige Fassung mit italienischen Untertiteln. Eine Diplomarbeit aus Wien bestätigt allerdings meine Annahme, die *Alpenzeitung* habe die italienischsprachigen Filme mit einem übersetzten deutschsprachigen Titel angekündigt. Vgl. Theresia E. Pircher: *Aspekte der Filmgeschichte in Südtirol unter Berücksichtigung der Sprachenproblematik*. Wien: Diplomarbeit 2002, 71 (mit Hinweis auf Elisabeth Baumgartner, leider ohne Quellenangabe). Dies erklärt jedoch nicht die Fehlübersetzung der Zeitung *Dolomiten*. – Nicht unerwähnt bleiben soll in diesem Zusammenhang die Möglichkeit von Filmschmuggel, der in der Südtiroler Filmgeschichte für die Jahre nach 1945 belegt ist. Doch scheint mir das für den Fall von *Bonnie Scotland* 1936 unwahrscheinlich, da die Synchronisierung ja noch gar nicht auf dem Markt war. Zum Filmschmuggel vgl. Renate Mumelter, Martin Kaufmann: *Cinema. Film in Südtirol seit 1945*. Bozen: Raetia 2016, 56–59.
- 27 Auch diese Annahme kann (wie oben mit Einschränkung) bestätigt werden: Bei Stummfilmen wurden die Übersetzungen der Zwischentitel mit einer Laterna Magica auf eine zusätzliche Projektionsfläche neben der Leinwand projiziert. Vgl. Pircher (Anm. 26), 71 und Alfred König: *Winnetou, Trenker, Kino der Zukunft, Massenkultur und zwei oder drei Dinge übers Kino in Südtirol*. In: *L'incanto dello schermo. 100 anni di cinema nel Tirolo storico*. Zauberei der Leinwand. 100 Jahre Film in Alt-Tirol. Ausstellungskatalog Trento/Bolzano/Innsbruck: Eigenverlag 1995, 36–47, hier: 41 (wieder mit Hinweis auf Elisabeth Baumgartner und ein Programm einer Retrospektive in Wien, ohne weitere Quellenangaben).
- 28 Fritz von Herzmanovsky-Orlando an Gusti Wolf, Münchner Kammerspiele, Briefentwurf, Meran, 14.11.1936. In: Ders. *Sinfonietta Canzonetta Austriaca* (Anm. 21), 322.
- 29 Zu FHOs Italienischkenntnissen (und denen seiner Frau Carmen) können keine Angaben beigelegt werden.
- 30 Kircher: *Editorischer Bericht* (Anm. 1), 321.

- 31 Vgl. Kircher: Editorischer Bericht (Anm. 1), 325. Hier auch Kirchers Auseinandersetzung mit dem schockierend rückschrittlichen Weiblichkeitskonzept, das Friedrich Torberg in seine Bearbeitungen der Texte FHOs einpflanzte. Torberg schreckte nicht davor zurück, im Sinne der konservativen Geschlechterordnung die Handlung und den Schluss der Stücke zu verändern, etwa bei der *Fürstin von Cythera*.

Paul Auster zitiert Georg Trakl

von Sigurd Paul Scheichl

Intertextualität ist bei dem bedeutenden amerikanischen Erzähler und Essayisten Paul Auster (1947–2024) nicht selten, oft spielt er auf Werke der Weltliteratur an. Auch sein letzter, relativ kurzer Roman, *Baumgartner* (2023),¹ zitiert: unter anderem Trakls *Im Osten*.

Die Hauptfigur des Romans ist Seymour Baumgartner, ein älterer Professor der Philosophie in Princeton, der noch Jahre nach dem Ereignis am plötzlichen Tod seiner Frau und der daraus folgenden Einsamkeit, aber auch am Älterwerden leidet. Erinnerungen und ganz besonders Erinnerungen an seine Frau nehmen in dem Buch viel Raum ein. Die Erzählsituation ist personal, wir sehen alles durch die Augen des Philosophen, doch verwendet Auster die 3. Person.

Dass Baumgartner seinen – bei amerikanischen Juden häufigen – Vornamen lächerlich findet (10), deutet schon zu Beginn an, dass er sich der Tradition, aus der er kommt, bewusst ist; von Jüdischem geht immer wieder die Rede. Ganz besonders in dem Abschnitt, der hier interessiert.

Baumgartner erinnert sich, im letzten Drittel des Romans, an den Tod seiner Mutter, dann überhaupt an sie und darüberhinaus an die Generationen, die ihr vorausgegangen sind. Deshalb fällt ihm plötzlich seine zwei Jahre zurückliegende Reise in die Ukraine ein, wo er am PEN-Kongress in Lviv (Lemberg) teilgenommen hat, nicht nur wegen seiner Freude an Begegnungen mit PEN-Mitgliedern aus aller Welt und wegen der Podiumsdiskussionen, zu denen er geladen war, sondern auch und vielleicht ganz besonders wegen der Möglichkeit eines Ausflugs nach dem von Lviv leicht erreichbaren einstigen galizischen Stanislau, dem heutigen Iwano-Frankiwsk, einem Ort, dessen Einwohner bis 1939 zu mehr als der Hälfte Juden waren. (Das naheliegende jiddische, im amerikanischen Englisch gebräuchliche Wort »shtetl« vermeidet Auster.) Aus diesem Stanislau war der Vater von Baumgartners Mutter um 1900 in die U.S.A. eingewandert.

Die Reise nach Iwano-Frankiwsk ist eines der vielen autofiktionalen Motive in dem Roman. Auster war vom 17. bis 23. September 2017 beim 83. PEN-Kongress (Motto: *Reclaiming Truths in Times of Propaganda*) in Lviv und hat bei der Podiumsdiskussion »Superpowers under Spotlight« an der dortigen Iwan Franko-Universität gesprochen. Austers Großvater (den er nicht gekannt hat) wuchs in Stanislau auf und wanderte von dort in die U.S.A. aus; allerdings war es sein väterlicher Großvater. Das genau angegebene Datum der kurzen Reise Baumgartners nach Iwano-Frankiwsk, an die sich der Philosoph erinnert (151), der 21. September 2017, stimmt exakt mit dem Aufenthalt Austers in Lviv überein.

Die Erinnerung an die Fahrt nach Iwano-Frankiwsk drängt sich so stark vor, dass der Philosoph die Arbeit an seinem neuen Buch unterbricht und schnell eine Erzählung über die damalige kurze Reise niederschreibt: *The Wolves of Stanislav*, die in den Roman eingebaut ist (151–164). Eben diese Erzählung hatte Auster aber einige Jahre vor dem Abschluss von *Baumgartner* als selbstständigen Text veröffentlicht,² selbstverständlich unter seinem Namen: *The Wolves of Stanislav. An Improbably True Parable for the Pandemic Age. Paul Auster Travels the Borderlands of Far Eastern Europe*. Sie ist mit »*Brooklyn, March 27, 2020 (In Covid-19 lockdown)*« datiert; diese Datierung und einige Elemente des Texts (etwa Überlegungen zum Namen Auster, 157), auch der zweite Untertitel, sprechen dafür, die Geschichte – im Kontext der Einzelveröffentlichung – zumindest teilweise als Bericht über tatsächliche Erlebnisse des Autors zu lesen. Auf die für die Einschätzung des autofiktionalen Charakters von *Baumgartner* wichtige Frage, wieweit Auster annehmen konnte oder angenommen hat, dass die Leserinnen von *Baumgartner* die Geschichte aus der ersten Veröffentlichung gekannt haben, kann ich nicht eingehen, so wenig wie auf das Gelingen ihrer Integration in den Roman.

Um diese Erzählung geht es im Weiteren, in ihr findet sich das Trakl-Zitat, auf das ich hier aufmerksam machen möchte. Kurz zum Zusammenhang, in dem es steht. Anders als der Roman wird die eingeschobene Erzählung von einem Ich erzählt. Dieses ist aber nur scheinbar der im Roman die Erzählung schreibende Baumgartner, sondern in Wahrheit Paul Auster selbst (der, anders als Baumgartner im Roman – 150 – , wie in der unabhängig publizierte Erzählung nur allgemein von einem Aufenthalt in Lwiv spricht – »*Circumstances led me to Ukraine in September 2017.*« – 152 – und nicht konkret vom PEN-Kongress). Ferner interessiert sich im Rahmen des Romans Baumgartner für den Vater seiner Mutter, in der zuerst gesondert veröffentlichten Geschichte geht es offenbar um den Vater des Vaters, den Großvater Paul Austers, und um den angeblich für Juden aus Stanislau typischen Namen Auster; obwohl der reale mütterliche Großvater Austers wahrscheinlich nicht Auster geheißen hat, gilt im Roman das Interesse Baumgartners diesem Namen, was insofern kein Widerspruch ist, als Baumgartners Mutter sehr wohl Auster geheißen haben könnte. So steht in *Baumgartner*: »*the shadow-man responsible for giving my mother her name*« (152), dagegen in der Erzählung: »*the shadow-man responsible for giving me my name*«.³ Man sollte diesem Motiv aber vielleicht nicht zu viel Beachtung schenken; es mag nicht viel mehr sein als eine Folge der Anpassung der älteren Erzählung in den Kontext des Romans.

Das erzählende Ich – sei es Baumgartner, sei es Auster⁴ – gesteht zunächst den eigentlichen Beweggrund für seine kurze Reise nach Iwano-Frankiwsk. Im Rückblick denkt es, sein wahres Motiv für diese sei gar nicht das Interesse

an seinem Großvater gewesen, dessen Welt ohnehin nicht mehr existiert. Vielmehr: »The journey would be taking me through the bloodlands of Eastern Europe, the central horror-zone of 20th-century slaughter, [...]« (152).⁵ Dieser Aspekt der Binnenerzählung wird durch den vielleicht nicht von Auster formulierten, aber gewiss nicht ohne seine Zustimmung gesetzten zweiten Untertitel der Veröffentlichung von 2020 unterstrichen: »Paul Auster Travels the Borderlands of Far Eastern Europe.«

Bevor von der abenteuerlichen Fahrt von Lviv nach Iwano-Frankiwsk erzählt wird, erfährt die Leserin einiges über die Geschichte Ostmitteleuropas am Beispiel der sich wandelnden Namen des ursprünglichen Stanisławów (153). Insbesondere geht der Erzähler auf den hohen Anteil der Juden an der Bevölkerung von Stanislaw ein (und erzählt – 158 –, dass es kaum noch Juden in Iwano-Frankiwsk gibt). Dann (153f.) gibt er einen knappen und umso mehr erschütternden Überblick über die Verbrechen der deutschen Truppen und das schreckliche Ende des jüdischen Stanislaw.

Im Weiteren erzählt Auster/Baumgartner von Gesprächen mit Menschen aus Iwano-Frankiwsk. Eines hat er mit dem Rabbiner geführt, das wichtigste mit einem Dichter, der sich angeblich besonders intensiv mit der Geschichte seiner Stadt beschäftigt hat. Den Erzähler beeindruckt am meisten, was dieser Gesprächspartner von den Zuständen in Stanislaw beim Einmarsch der sowjetischen Truppen im Juli 1944 erzählt; alles andere von diesem Gespräch hat er vergessen (160). Die eine Hälfte der Bevölkerung, die Juden, war ermordet, die andere Hälfte sei in panischer Angst aus der Stadt geflohen; die deutschen Truppen waren abgezogen. Die Rote Armee habe eine leere Stadt besetzt, »a domain of nothingness« (161). Die einzigen Bewohner des befreiten Stanislaw seien Hunderte und Aberhunderte von Wölfen gewesen; der Vater des Dichters habe mit anderen wochen-, wenn nicht monatelang mit der Bekämpfung dieser Wölfe zu tun gehabt, um die Stadt wieder bewohnbar zu machen.

Das Ich, je nach dem Ort der Veröffentlichung Auster oder Baumgartner, fasziniert von diesem Bericht, unternimmt nach seiner Rückkehr Recherchen zur Geschichte von Iwano-Frankiwsk; sie ergeben, dass die Erzählung von den Wölfen offenbar nicht auf Tatsachen beruht. Dennoch schließen »The Wolves of Stanislaw« (164) mit den Sätzen:

Which brings me back to the place where I began and the question that has no answer: What to believe when you can't be sure whether a supposed fact is true or not true?

In the absence of any information that could confirm or deny the story he told me, I choose to believe the poet. And whether they were there or not, I choose to believe in the wolves.

Wichtig ist hier die Wahl des Worts »poet« für den Gesprächspartner in Iwano-Frankiwsk.

Warum das Ich von einem Dichter spricht, wird bei einem Blick auf den Anfang der Geschichte verständlich, auf den Baumgartner (wie Auster 2020 auf den Anfang der seinen) hier fast wörtlich zurückgreift (151f.); er wirft dort eine poetologische Frage auf:

Does an event have to be true in order to be accepted as true, or does belief in the truth of an event already make it true, even if the thing that supposedly happened did not happen? And what if, in spite of your efforts to find out whether the event took place or not, you arrive at an impasse of uncertainty and cannot be sure if the story someone told you on the terrace of a café in the western Ukrainian city of Ivano-Frankivsk was derived from a little known but verifiable historical event or was a legend or a boast or a groundless rumor passed on from a father to a son? Even more to the point: If the story turns out to be so astounding and so powerful that your jaw drops open⁶ and you feel that it has changed or enhanced or deepened your understanding of the world, does it matter if the story is true or not?

Diese Überlegungen des Erzählers – die übrigens sehr gut zum Beruf des Philosophen Baumgartner passen – stelle ich deshalb so ausführlich vor, weil sie nicht nur von zentraler Bedeutung für das Verständnis der »Wolves of Stanislaw« sind – die im *Literary Hub* den Untertitel »An Improbably True Parable for the Pandemic Age« haben, bei dem es auf das Oxymoron »improbably true« ankommt –, sondern auch den Trakl-Bezug der eingeschobenen Erzählung erhellen.

Als der Erzähler die Geschichte von den Wölfen im menschenleeren Stanislaw hört, den »horror of the most horrible dream« (161), stürzt auf ihn mitten im Gespräch die Erinnerung an das Gedicht »Eastern Front«⁷ von Georg Trakl ein, das er vor fünfzig Jahren gelesen und immer wieder gelesen hat, bis er es auswendig konnte; schließlich hat er es für sich selbst neu übersetzt, ein Gedicht aus dem Ersten Weltkrieg über die Schlacht bei Gródek, einer nicht weit von Stanislaw entfernten Stadt, wie der über das Gedicht Bescheid wissende Erzähler ausdrücklich festhält. (Informationen über Trakl gibt er nicht.) Das Gedicht, dessen letzte Strophe er in seiner (Baumgartners? Austers?) Übersetzung zitiert, ist nicht *Grodek*, sondern das weniger bekannte *Im Osten*. Die Strophe lautet im Original:

Dornige Wildnis umgürtet die Stadt.
Von blutenden Stufen jagt der Mond
Die erschrockenen Frauen.
Wilde Wölfe brachen durchs Tor.

Austers Übersetzung (162):⁸

A thorn-studded wilderness girds the city.
From bloody stairs the moon
Chases terrified women.
Wild wolves have stormed through the gates.

In welcher Übersetzung Auster das Gedicht seinerzeit gelesen hat – wenn seine Erinnerung überhaupt als autobiografisch korrekt angesehen werden darf –, muss ich offen lassen. Jedenfalls unterscheidet sich seine Fassung von einigen neueren Übersetzungen, die ich im Internet einsehen konnte (von John Greening, Christopher Middleton, James Wright/Robert Bly).

Für das Verständnis der »Wolves of Stanislav« sind die Trakl'schen Wölfe sehr wichtig; es wäre nicht einmal abwegig, in dem Trakl-Vers den Nucleus der Geschichte des Poeten aus Iwano-Frankiwsk zu sehen (obwohl selbstverständlich nicht auszuschließen ist, dass Auster sie im Herbst 2017 tatsächlich gehört und nicht erfunden hat). Im folgenden abschließenden Gedanken über die Wölfe in Stanislav wird »Im Osten« von Auster fast wörtlich aufgenommen (>wild wolves come crashing through the gates of the city«).

The wolves are the endpoint of the nightmare [...], the farthest outcome of the stupidity that leads to the devastations of war, in this case the three million Jews murdered in those eastern bloodlands along with countless other civilians and soldiers from other religions and no religion, [...] and once the slaughter has ended, wild wolves come crashing through the gates of the city. The wolves are not just symbols of war. They are the spawn of war and what war brings to the earth. (162f.)

Die Geschichte, die dem Besucher von Iwano-Frankiwsk erzählt worden ist, und das Trakl-Gedicht, insbesondere dessen Schlusszeile, sind durch das Motiv der in die Stadt einbrechenden Wölfe sehr eng miteinander verbunden; zudem betreffen die Geschichte von den Wölfen in Stanislav und das Gedicht Trakls die gleiche Landschaft, was Auster/Baumgartner ausdrücklich sagt (162) – wie er auch schreibt, dass »Eastern Front« ein »World War I poem«

(161) ist und damit den Ersten Weltkrieg mit der Geschichte der »bloodlands« im Zweiten vezahnt. Trakls Vers »Wilde Wölfe brachen durchs Tor.« nimmt vorweg, was vielleicht 1944 tatsächlich geschehen ist, zumindest geschehen hätte können. Das Zitat des Trakl-Verses in dieser Erzählung zeigt exemplarisch, was Intertextualität leisten kann.

Die Wölfe sind für Auster kein Symbol – obwohl man dazu neigen könnte, in ihnen (auch) die mörderischen Besatzungstruppen wiederzuerkennen –, sondern die Frucht, das Resultat, die Ausgeburt des Kriegs. Deshalb will er die Geschichte des Literaten aus Iwano-Frankiwsk glauben (vgl. 160), wie dieser selbst offenbar an sie glaubt (163). Die Wahrheit der Dichtung muss nicht auf Tatsachen beruhen. Der Wahrheitsanspruch der Literatur ist noch mehr das Thema der »Wolves of Stanislav« als die entsetzlichen Ereignisse in den ostmitteleuropäischen bloodlands. Wie wichtig der über hundert Jahre alte, die Geschichte aus Iwano-Frankiwsk vorwegnehmende Vers aus »Im Osten« für diesen Anspruch auf »improbable truth« ist, bedarf keiner besonderen Begründung.

Für die Trakl-Rezeption, um die es hier vorrangig geht, sind die 38 Kommentare zu Austers »Wolves« im *Literary Hub* von Interesse. Sie äußern sich zu allerlei Details: Die historischen Informationen des Autors werden kritisiert und ergänzt, jemand besteht darauf, dass Stanislav nicht in Ost-, sondern in Mitteleuropa liegt, zu einzelnen Wörtern wird Stellung genommen und eine Zuschrift wirft die Frage auf, ob die Wölfe vielleicht streunende Hunde gewesen sein könnten. Zu Trakl nimmt niemand Stellung.

Ohne dass ich familiären Gedankenaustausch konstruieren und über literarische Gespräche zwischen Paul Auster und seiner Frau spekulieren möchte, halte ich hier einen zweiten Zufallsfund zur Trakl-Rezeption in den U.S.A. fest, ausgerechnet eben bei Siri Hustvedt, der Gattin Paul Austers.

Sie lässt in ihrem in den späten 1970er Jahren spielenden autofiktionalen Roman *Memories of the Future* (2019) ihr lyrikbegeistertes autofiktionalen Ich jeden Nachmittag in seiner schäbigen New Yorker Kleinwohnung laut Gedichte lesen; nach der Aufzählung englischer und amerikanischer Lyriker von Shakespeare bis Sylvia Plath kommen andere Sprachen dran: »I sang out Goethe, Hölderlin, Trakl, Celan, and Bachmann in my high-school-turned-college German; Baudelaire, Rimbaud, Verlaine, and Mallarmé in my three years of college French.«⁹ Es folgen noch Anna Akhmatova und Marina Tsvetaeva in Übersetzung. (Die Erwähnungen des College deuten an, dass das der Autorin sehr nahe stehende Ich recht gut Deutsch und Französisch konnte; im Weiteren lässt Hustvedt ihr Ich in einem Streitgespräch sogar »pompously« Wittgenstein auf Deutsch zitieren.¹⁰) Ob diese Erinnerung an Siri Hustvedts erstes New Yorker Jahr stimmt oder

nicht, ist hier nicht relevant; ohnehin geht es an dieser Stelle ihres Buchs offensichtlich nicht um eine Auseinandersetzung mit den genannten Lyrikerinnen und Lyrikern, sondern wir haben es mehr oder minder mit name dropping zu tun, das die Literaturbegeisterung und das Literaturverständnis des jungen Ich demonstrieren soll, also ein Element der Figurendarstellung und nicht mehr ist; wichtig ist, dass in diesem name dropping der Name Trakl fällt, somit wohl nicht nur für ihr Ich, sondern auch für die Autorin selbst zu den ›großen Namen‹ der deutschen Lyrik gehört. Insofern belegt die Stelle eine gewisse Bekanntheit Trakls bei literarisch Interessierten in den U.S.A. – ohne dass seine Nennung auch nur annähernd die Bedeutung für Hustvedts Roman hat, die dem Trakl-Zitat in den »Wolves of Stanislaw« zukommt.

Anmerkungen

- 1 Paul Auster: Baumgartner. London: faber and faber 2023. Alle Seitenangaben im Fließtext beziehen sich auf diese Ausgabe. (Deutsche Übersetzung: PA: Baumgartner. Aus dem Englischen von Werner Schmitz. Hamburg: Rowohlt 2023).
- 2 Zugänglich ist mir eine Veröffentlichung von 2020 auf der New Yorker literarischen website *Literary Hub*: Paul Auster: »The Wolves of Stanislaw: An Improbably True Parable for the Pandemic Age. Paul Auster Travels the Borderlands of Far Eastern Europe.« In: *Literary Hub* <https://lithub.com/the-wolves-of-stanislaw-an-improbably-true-parable-for-the-pandemic-age/> (2024 09 09). Es gibt an dieser Stelle, die wahrscheinlich die Erstveröffentlichung ist, keinen Hinweis auf den künftigen Roman, in den die Geschichte eingebaut werden sollte.
- 3 Insgesamt hat Auster für die in den Roman integrierte Geschichte nur sehr wenig in den Text von 2020 (Anm. 2) eingegriffen; ich habe die beiden Veröffentlichungen allerdings nicht Wort für Wort verglichen. Ein bemerkenswerter Unterschied sind die – in *Baumgartner* selbstverständlich nicht übernommenen – Untertitel in *Literary Hub*, die vielleicht nicht von Auster stammen, denen er aber wohl zugestimmt hat.
- 4 Es ist nicht auszuschließen, dass das Spiel mit Seymour Baumgartners Autorschaft einer Erzählung von Paul Auster am Beginn des Romans vorweggenommen wird, wo Baumgartners aktuelle Arbeit an einem »monograph on Kierkegaard's pseudonyms« (1) erwähnt wird.
- 5 Das Wort »bloodlands« ist wohl vom Titel des Buchs von Timothy Snyder *Bloodlands. Europe between Hitler and Stalin* (2010) übernommen.
- 6 In der in Anm. 2 zitierten früheren Veröffentlichung des Texts heißt diese Stelle: »that your mouth drops open in wonder«; das ist für unsere Überlegungen nur insofern von Bedeutung, als es zeigt, dass Auster den Text vor der Aufnahme in den Roman genau durchgesehen und Kleinigkeiten verändert hat.
- 7 In manchen Übersetzungen lautet der Titel »On the Eastern Front«.
- 8 Ohne dass ich auf die Übersetzung im Einzelnen eingehen möchte, fällt auf, dass »blutende Stufen« noch schrecklicher sind als »bloody stairs«; »terrified women« weniger konkret als »die erschrockenen Frauen«. Den Titel »Eastern Front« hat Auster aus anderen Übersetzungen übernommen; er ist für amerikanische Leserinnen sicher eindeutiger als »Im Osten«.
- 9 Siri Hustvedt: *Memories of the Future. A Novel*. New York: Simon & Schuster 2019, 52–53 (Deutsche Übersetzung: SH: *Damals*. Übersetzt von Uli Aumüller und Grete Osterwald. Reinbek: Rowohlt 2019).
- 10 Ebenda, 236.

Franz Kafka, *Der Brenner*, Karl Kraus und der »Schmerz des Nichtwissens«

von Anton Unterkircher

Eberhard Sauermann ging zum 100. Geburtstag des *Brenner* ausführlich der Frage nach den Bezügen der Zeitschrift zur Moderne nach und legte dabei auch die »Nichtbeziehung« zu Kafka offen.¹ Im *Brenner* fällt der Name Kafka erst 1932 in einem Aufsatz von Wilhelm Weindler in einer Fußnote und in Ignaz Zangerles Aufsatz *Die Bestimmung des Dichters* von 1946 dann ausgiebig.² Die dreibändige Biographie von Reiner Stach, die zum 100. Todestag von Franz Kafka in aller Munde war,³ bestätigt Sauermanns Befund. Die Kraus-Biographie von Jens Malte Fischer⁴ – Kraus 150. Geburtstag wurde gleichzeitig gefeiert – bringt das ebenso erstaunliche Faktum in Erinnerung, dass der Name Kafka in der *Fackel* überhaupt nicht vorkommt.⁵ Hat das unbestritten enge Verhältnis des frühen *Brenner* zu Kraus damit zu tun? Die parallele Lektüre der beiden gewichtigen und umfangreichen Biographien – zugegebenermaßen unter der engen Perspektive der *Brenner*-Forschung – war Anlass zu einer Spurensuche.

Zwei große Biographien

Fakten für eine Biographie zusammenzutragen, ist fast schon der einfachere Teil, diese dann in eine gut lesbare Erzählung zu verpacken, die eigentliche Kunst. In dieser Hinsicht setzen beide Biographen hohe Standards. Es sind zweifellos souveräne Erzähler am Werk, die ihre persönlichen Standpunkte einbringen, sich aber auch nicht davor fürchten, den »Schmerz des Nichtwissens«⁶ offen anzusprechen. Die von Stach nach überstandenen Mühen in seiner Einleitung angerissene Frage, »ob man die Biographie nicht als eigenständige literarische Kunstform endlich nobilitieren solle«,⁷ verneint er einige Seiten später in gewisser Weise selbst: »Alle Einzelheiten, auch unmittelbar anschauliche Vorgänge, sind belegt; erfunden ist nichts.«⁸ Das ist es nämlich, was von einer wissenschaftlichen Biographie erwartet wird, aber gerade die quellenmäßige Erdung des Dargestellten ist naturgemäß schwer zu händeln: Die jahrzehntelange Beschäftigung mit einem Forschungsgegenstand bringt es mit sich, dass großes Wissen akkumuliert wird: durch das eigene Studium von Quellen erarbeitet, aber genauso durch die Lektüre der Ergebnisse der Forschungsgemeinschaft. Welcher Teil dieses Wissens bedarf noch einer Fußnote, wann ist ein Selbstzitat angebracht?

Beim Referieren von Inhalten aus Tagebüchern und Briefen verzichtet Stach auf Nachweise, denn ansonsten »hätte die Zahl der Fußnoten jedes akzeptable Maß gesprengt.«⁹ Eine paradoxe Situation, die gerade nichtspezialisierten Leser:innen eine Nachprüfung erschwert. Fischer behilft sich damit, dass er am Beginn eines Kapitels öfters die maßgebliche Literatur angibt und bewertet. Dem Seitenhieb von Stach auf die überbordende Sekundärliteratur, die zumeist nur »freihändige Spekulation oder akademische Pflichttübung« sei,¹⁰ ist nur teilweise beizupflichten, denn erst die in vielen Einzelstudien erarbeiteten Puzzle-Teile ermöglichen es dem Biographen, ein Bild zusammenzusetzen. Auch Irrwege helfen weiter, weil sie eben nicht mehr gegangen werden müssen.

Bei so großangelegten Biographie-Projekten stellt die komprimierte Darstellung von hunderten von Persönlichkeiten ein besonderes Problem dar. Es ist vom Arbeitsaufwand schwer möglich, sich in die jeweilige Spezialliteratur genau einzulesen. Die den beiden Biographien beigegebenen Namenregister sind – auch in Hinsicht auf die Fragestellung des Beitrags – natürlich sehr wertvoll. Auch Lebenschroniken helfen dabei, sich im Erzählvorgang zu orientieren, der ja naturgemäß nicht durchgehend chronologisch erfolgen kann. Eine solche führt allerdings nur Fischer.

Die hier skizzierten Schwierigkeiten, die beide Biographien betreffen, lassen sich an der Frage, wie Ludwig von Ficker und Georg Trakl in den Arbeiten vorgestellt werden, exemplifizieren. Stach erwähnt Ficker als Herausgeber des *Brenner* und bezieht sich auf dessen Rolle in der Polemik gegen Max Brod.¹¹ Auf Georg Trakl geht er in Zusammenhang mit dem Kurt Wolff Verlag ein, in dem auch Kafka publiziert.¹² Trakl und Ficker wird in Fischers Kraus-Biographie naturgemäß mehr Raum eingeräumt,¹³ doch Ficker, der von 1911 bis 1936 mit Kraus in freundschaftlichem Kontakt stand, bekommt nur wenig Kontur: Er wird als »der Mann hinter dem *Brenner*«,¹⁴ als Kopf des »durchaus römisch-katholisch geprägten Innsbrucker Brenner-Kreis[es]«¹⁵ und als Förderer von Trakl vorgestellt. In der Darstellung von Trakl, den Fischer als »Freund«¹⁶ von Kraus zeichnet, haben sich einige Irrtümer und Unschärfen eingeschlichen, beginnend mit der falschen Datierung der ersten Begegnung Trakls mit Kraus bis hin zu den Umständen rund um die Wittgenstein-Spende.¹⁷

Demgegenüber scheut sich Fischer nicht, Franz Kafka ganze fünfzehn Seiten zu widmen. Die persönliche Begegnung zwischen Kraus und Kafka, die es zu seinem Bedauern nie gab, wäre eine »Sternstunde der Menschheit«¹⁸ gewesen. Es gibt natürlich gute Gründe, in einer Kraus-Biographie über Kafka zu reden, beginnend mit der jüdischen Herkunft der beiden, mit der sie aber grundverschieden umgehen. Kafka verfällt beispielsweise nicht in eine bedingungslose Kraus-Verehrung, der seine Freunde Brod und Werfel schlussend-

lich zum Opfer fallen. Sein Interesse wechselt zwischen »Anziehung und Abstoßung«,¹⁹ und gerade in den letzten Lebensjahren liest er recht intensiv Kraus. Am 15. März 1911 besucht er eine Kraus-Lesung in Prag.²⁰

In der *Brenner*-Runde gab es bald nach der ersten Vorlesung Anfang 1912 nur mehr ein Entweder-Oder: ein Mittun am vom Ficker betriebenen Kraus-Kult oder einen Rauswurf. Die ungeheure Wirkungsmacht von Kraus lässt sich klarer als bei Fischer immer noch in der Arbeit von Gerald Stieg über den *Brenner* und die *Fackel* nachlesen.²¹ Bei aller Hochachtung für Kraus, seiner grandiosen Pressekritik, seinen *Letzten Tagen der Menschheit*, seiner schon sehr früh einsetzenden scharfen Kritik an Hitler: auf junge Schriftstellerkollegen hatte Kraus eine »verheerende Wirkung«, und er hat zumeist, etwa auch im Falle von Werfel, auf einen »Schwächeren« gezielt.²² Kraus war – das ist alles bei Fischer nachzulesen, der ihn keinesfalls glorifiziert – eben auch eitel,²³ beharrte auf einer einmal gebildeten Meinung,²⁴ war ein »unerbittliche[r] Richter« mit dunklen Seiten.²⁵

Die *Herderblätter*

»Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht: man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt, und aus einem literarischen Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischl ihren Kohl bauen, weiß niemand in Wien.«²⁶

Kaum hat Otto Pick, »ein als Publizist, Übersetzer und Vermittler im Kreis der Prager deutschen Literatur wohlbekannter Mann«,²⁷ diese Zeilen von Kraus über den *Brenner* gelesen, wendet er sich brieflich an Ficker und sendet ihm Gedichte.²⁸ Diese finden offenbar nicht Fickers Beifall, daher übermittelt er die Novelle *Die Probe*, die dann auch im *Brenner* erscheint.²⁹ Pick bietet außerdem an, »auf einige in Böhmen lebende deutsche Schriftsteller hinzuweisen, die, ohne eine Gruppe zu bilden, einzeln wie in ihrer Gesamtheit zu der sogenannten deutschböhmischen Heimatskunst in ähnlichem Gegensatz stehen, wie etwa Ihre engern Mitarbeiter zu Schönherr u.s.f.«³⁰ Namentlich nennt er Franz Werfel und dessen Buch *Der Weltfreund*. Er schickt dann tatsächlich einen Artikel über Werfel,³¹ den Ficker wegen »Oberflächlichkeit« ablehnt.³² Zugleich fragt er an, ob Ficker an Tauschexemplaren der *Herderblätter*³³ interessiert wäre.³⁴ Dann schlägt er einen Inseratentausch vor und legt einen handschriftlich verfassten Text bei:³⁵

»Herderblätter

als Privatdruck für Subskribenten herausgegeben von Willy Haas, Norbert Eisler und Otto Pick,

brachten und bringen Beiträge von:

Oskar Baum, Martin Beradt, Richard A. Bermann, Ernst Blaß, Max Brod, Albert Ehrenstein, Willy Haas, Ferdinand Hardekopf, Kurt Hiller, Franz Janowitz, Franz Kafka, Max Mell, Robert Michel, Otto Pick, Ernst Popper, Franz Werfel u.a.

Die Herderblätter erscheinen in zwangloser Folge. Jahresbeitrag für Subskribenten (6 Hefte): K 5.–

Probenummern werden nicht abgegeben.

Verlag der Herderblätter, Prag, Hybernergasse 7«

Da Ficker die Anzeige für den *Brenner*, die postwendend in Heft 22 vom 15.4.1912 erstmals erschien, stark kürzte, ist der Forschung bisher entgangen, dass im ursprünglichen Text eben auch der Name Franz Kafka genannt wird. Ficker ist also der Name Kafka fast genau zur selben Zeit zu Gesicht gekommen, wie der Name Trakl, von dem am 1. Mai 1912 das erste Gedicht im *Brenner* erschien, im selben Heft, in dem Ficker die Anzeige zum zweiten und letzten Mal druckte:

»Herderblätter

als Privatdruck für Subskribenten herausgegeben von Willy Haas, Norbert Eisler und Otto Pick.

Die Herderblätter erscheinen in zwangloser Folge.

Jahresbeitrag für Subskribenten 6 Hefte Mk. 5.–.

Probenummern werden nicht abgegeben.

Verlag der Herderblätter, Prag, Hybernergasse 7.«

Unmittelbar dahinter zeigt Ficker den Inhalt der *Fackel*-Nummer 347–348 an. Die *Herderblätter* erschienen in vier Heften und 5 Nummern: Nr. 1, April 1911; Nr. 2, Februar 1912; Nr. 3, Mai 1912; Nr. 4–5, Oktober 1912.³⁶ Als Herausgeber fungieren Willy Haas und Norbert Eisler, Otto Pick firmiert als Herausgeber erst bei der letzten Nummer mit, aber er leistet seit Beginn Redaktionsarbeit. In der Mai-Nummer findet sich unter der Rubrik *Zeitschriften* eine Anzeige des *Brenner*:

»Der Brenner (Innsbruck). – Unte[r] der ausgezeichneten Leitung des Herausgebers Ludwig von Ficker kämpft diese Halbmonatsschrift gegen die ›landläufige Auffassung vom Tiroler Schrifttum als einer Art literarischen Nationalsängertums‹ an

und straft die erwähnte Auffassung durch die künstlerische Qualität ihrer Beiträge Lügen.«³⁷

Diesen Inseratentext dürfte Ficker selbst in einem Brief an Pick formuliert haben. Karl Röck verwendet in einem offenen Brief an den Herausgeber immerhin ähnliches Vokabular: Der *Brenner* wende sich an Leserinnen, »die sich nicht nur als Tiroler, sondern auch als gute Europäer fühlen wollen«, also an ein Publikum, das nicht beanspruche, »daß die Hervorbringenden hauptsächlich um seinetwillen da seien, wie etwa Tiroler Nationalsänger immerhin nur für das Publikum schlechtweg da sein wollen«.³⁸ Vor dem *Brenner* wird die *Fackel* angezeigt: »Es genügt, diese Zeitschrift ohne Kommentar zu nennen. Ihre Stellung in der deutschen Literatur ist bekannt.« Ebenso werden angezeigt: *Neue Blätter* (Berlin), *Saturn* (Heidelberg), *Der lose Vogel* (Leipzig), wobei der *Saturn* »als Zufluchtsstätte einer neuen Generation« neben den *Brenner* gestellt wird. Diese Anzeigenseite ist namentlich von Otto Pick gezeichnet. Wenn der Exemplartausch funktioniert hat – tatsächlich ist in Fickers Bibliothek kein Exemplar der *Herderblätter* enthalten – dann hätte Ficker dort in der Nr. 3 den von Brod und Kafka gemeinsam verfassten Text *Erstes Kapitel des Buches »Richard und Samuel«*, in Nr. 4–5 Kafkas *Grosser Lärm* lesen können.³⁹

In Folge dieser Kontaktnahme kam es zur Mitarbeit von Hans Janowitz, Willy Haas am *Brenner*; Franz Werfel, damals Kraus noch in Verehrung verbunden, beteiligte sich im *Brenner* an der *Rundfrage über Karl Kraus*. Robert Michel war ein *Brenner*-Mitarbeiter der ersten Stunde, Albert Ehrenstein wurde Ende 1913 Mitarbeiter. Keiner von ihnen nennt in seinen Briefen an Ficker den Namen Kafka; Pick hat aber Hermann Koch an den *Brenner* vermittelt.⁴⁰

Max Brod

Aber es hätte einen noch näherliegenden Vermittler gegeben: Max Brod, der mit dem damaligen Hauptmitarbeiter Carl Dallago in Kontakt stand. Während Dallago bei Fischer nicht vorkommt, nennt ihn Stach immerhin einen »fundamentalistischen Tiroler Querkopf«.⁴¹ Das ist in der ganzen Verkürzung gar nicht einmal so schlecht getroffen. Als Stach diese Formulierung prägte, gab es allerdings die Biographie über Dallago noch nicht, in der es einen kleinen Abschnitt zu Max Brod gibt.⁴² Dallagos Beziehung zu Brod wird bei Stach auf das Jahr 1913 reduziert, auf den Zeitpunkt, als auch im *Brenner* aktiv gegen Brod gehetzt wird und der Kontakt Dallagos mit Brod abbricht. Doch entgegen der Annahme von Stach⁴³ hat sich Dallago bei Ficker bis zum Schluss für Brod eingesetzt. Ob nun Kafka, »möglicherweise auf Bitten Brods«,⁴⁴ Dallago

im Oktober 1913 aufgesucht hat, nicht in Riva, sondern in Nago, wo Dallago seit 1912 lebte, um in diesem Konflikt zu vermitteln, ist Spekulation. »Dass Kafka sich bei dieser Gelegenheit kämpferisch für den Freund eingesetzt hätte«, hält nicht einmal Stach für »sehr wahrscheinlich«. ⁴⁵ Es bleibt hier wieder einmal nur der »Schmerz des Nichtwissens«, denn Dallagos Bemerkung zu diesem Treffen, zugleich der einzige Beleg dafür, ist wenig aussagekräftig: »Ich habe diese Tage Schriftsteller Kafka hier kennen gelernt. Ein wirklich sehr netter Mensch, der Wertvolles schafft.« ⁴⁶ Ficker berichtet 1962 über diese Begegnung: »Und bemerkenswert ist, daß er seinerzeit, als er schwind-suchtkrank zur Erholung in Arco weilte, einmal Dallago in dessen Heim in Nago über dem Gardasee besuchte. Was bei dieser Begegnung herauskam, dürften auf beiden Seiten Mißverständnisse gewesen sein.« ⁴⁷ Dallago konnte vom Schriftsteller Kafka zu dieser Zeit kaum etwas wissen, denn von ihm waren nur ein paar verstreute kleine Arbeiten und erst ein einziges Büchlein erschienen. ⁴⁸

Über den Schriftsteller Brod fällt Dallago hingegen schon Ende 1908 ein positives Urteil, schätzt die »reiche Eigenheit seines Menschentums«, ⁴⁹ spricht ihm mehr »mehr Persönlichkeit« als Zweig und Hofmannsthal zu. ⁵⁰ 1909 kam es zu einer persönlichen Begegnung mit Brod, der sich zusammen mit seinem Bruder Otto und Franz Kafka im September in Riva in der Badeanstalt Bagni della Madonnina aufhielt. Brod berichtet darüber:

»Kafka, mein Bruder Otto und ich verlebten die beschaulichsten Stunden in der kleinen Badeanstalt unter der Ponalestraße, in den ‚Bagni della Madonnina‘ [...]. 1909 ging es uns allen dreien noch sehr gut. Und auch die Diskussionen mit dem Dichter und Naturapostel Dallago, der in derselben Badeanstalt hauste wie wir, störten unser Behagen nicht.« ⁵¹

Es sind natürlich auch dies ferne Erinnerungen, auf die man sich nicht sicher verlassen kann, aber die Charakterisierung Dallagos ist treffender als die von Stach. Dallago hätte dann aber, nach seiner kryptischen Aussage von 1913 zu schließen, Kafka damals nicht bewusst registriert. Brod blieb hingegen von der Begegnung mit Dallago nachhaltig beeindruckt. In seinem 1926 publizierten Nachruf auf die im Krieg zerstörte Badeanstalt nennt er nur eine Persönlichkeit namentlich. Ihm stand noch immer das Bild vor Augen, wie Dallago »seinen kraftvollen bronzebraunen Leib aus dem Wasser« hob und sich zu ihm setzte. ⁵²

1909 wurden Brod und Dallago Verlagskollegen bei Juncker in Leipzig. Im Anhang zu Dallagos Buch *Ein Mensch* wird u.a. auch für Brods *Der Weg des Verliebten* geworben. ⁵³ Dallago wiederum weist auf dieses Buch 1912 im

Brenner hin.⁵⁴ Dass dies noch möglich ist, erstaunt, weil sich Brod bereits 1911 in die Auseinandersetzung zwischen Alfred Kerr und Kraus eingemischt hatte.⁵⁵ In der in der Zeitschrift *Die Aktion* veranstalteten Rundfrage über Kerr preist er den Stil von Kerr im Gegensatz zu dem von Kraus: »Ein mittelmäßiger Kopf dagegen, wie Karl Kraus, dessen Stil nur selten die beiden bösen Pole der Literatur, Pathos und Kalauer vermeidet, sollte es nicht wagen dürfen, einen Dichter, einen Neuschöpfer, einen Erfreuer zu berühren.«⁵⁶ Kraus kontert:

»Da lebt und webt in Prag ein empfindsamer Postbeamter. Er hat mir oft Briefe zugestellt, in denen er mich seiner höchsten Verehrung bezichtigte. Er hat mir geschrieben, daß sein Essay über das Wesen der Kritik – oder über was man halt so schreibt – mir auf den Geist zugeschnitten sei, oder was man halt so schreibt. Er hat mir auch Drucksachen zugestellt, nämlich selbstverfaßte Bücher mit Huldigungen auf dem Widmungsblatt, und einen Roman darunter, in dessen Text ich auch verehrt sein soll. Ich habe nie gelesen, aber immer gedankt.«

Eine Seite später zitiert er die Aussage von Brod über ihn und versieht sie mit einem satirischen Kommentar, dessen Schlusssatz lautete:

»Der Literat, der Unrecht hat, wird in der Polemik kleiner als er ist und gemeiner, er hat nicht Rausch noch Ruhe, er hat Reue, und entblößt das Unrecht mit jedem Versuch, es zu decken, und begeht Selbstmord im Zweikampf, während dem Gegner die Vertretung eines belanglosen Rechts schon hinter der wahren, heiligen, unentrinnbaren Mission verschwindet, die Talentlosigkeit zu züchtigen.«⁵⁷

Dallago ist dieser Angriff auf Brod entschieden zu hart und er verteidigt ihn gegenüber Ficker. Er räumt zwar ein, dass Brod geschäftig sei und menschliche Schwächen habe, hält aber an der Wertschätzung von dessen Schriften fest, die ihm »echter – innerlicher« dünken als die Werke der »dichtenden jungen Juden Wien's u. Prag[s]«. ⁵⁸ Brods Antwort *Ein mittelmäßiger Kopf*⁵⁹ erscheint ihm aber dann doch »sehr mittelmäßig«. ⁶⁰ Er berichtet an Ficker: »An Brod hab ich geschrieben u. Karte anbei zurückerhalten, die ich bereits ungläubig beantwortete.«⁶¹ In seinem Schreiben warnt er Brod sogleich vor den schlimmen Folgen solcher Angriffe. ⁶² »Er fühlt sich von Kraus persönlich so gekränkt, daß er ganz ungerecht wird«, ⁶³ argumentiert Dallago, bleibt aber weiterhin versöhnlich. Er bespricht, wenn auch kritisch, Brods Lustspiel *Abschied von der Jugend*⁶⁴ und bezeichnet den Angriff auf Kraus als »arge

Verirrung«. ⁶⁵ Brod reagiert darauf scharf, nennt Kraus einen »Verleumder u. Lügner, degeneriert u. ungesund, ein Verfallsprodukt u. als Schriftsteller eine Null«. ⁶⁶ Gerade selbst an seinem Kraus-Essay ⁶⁷ arbeitend, für den er »Tadel über Kraus« sammelt, will Dallago die Kritik von Brod, ohne dessen Namen zu nennen, »als nicht ernst nehmen zu können« anführen, da sie »einfach stockblinde Gehässigkeit« sei. ⁶⁸ Ende 1912 bespricht er einen Aufsatz von Brod, in dem dieser sein Ideal von der technischen Kritik vorgestellt hatte. ⁶⁹ Brod wollte das Werk eines Schriftstellers kritisieren, ohne sich im Geringsten um den Autor zu kümmern. Dallago widerspricht, denn Kunst und Künstler könnten nie getrennt gesehen werden, »da doch jedes Werk mit seinem Schöpfer umsomehr zu tun hat als es Kunst ist.« ⁷⁰ Endgültig erledigt wird Brod Mitte 1913 von Leopold Liegler, dem späteren ersten Kraus-Biographen, der unter dem Pseudonym Ulrik Brendel im *Brenner* Brod die schriftstellerische Qualität abspricht, nach genau dem Maßstab, den Brod in seinen Regeln über die technische Kritik aufgestellt hat. ⁷¹ Brod verteidigt sich – die Kritik als von Kraus beeinflusst vermutend – in der *Aktion*. ⁷² Brod lobt darin immerhin noch den *Brenner* als »tapfere, freie« Zeitschrift, welche die Ehre habe, »den großen Wahrheitshelden Carl Dallago zur ihren Mitarbeitern zu zählen«. Dallago versucht immer noch zu vermitteln, gibt aber die mit Brod gewechselten Briefe in seiner Naivität an Ficker weiter. ⁷³ Eine Weiterleitung an Kraus lehnt er aber Ficker gegenüber ab. Das erscheint ihm doch zu rücksichtslos gegenüber Brod, von dem er immer noch hofft, dass er »zur Besinnung« kommt. ⁷⁴ Zu spät: Ficker hat die Korrespondenz schon an Kraus weitergeschickt, da sie »Stellen enthält, die Sie betreffen«. ⁷⁵ Das war offensichtlich Begründung genug, um diese Privatbriefe bedenkenlos zu übermitteln. Zwei Tage später kennt auch Adolf Loos diese Briefe schon! ⁷⁶ Ficker setzt schließlich, nach nochmaligem Hin und Her, einen *Schlusspunkt* unter die Auseinandersetzung. ⁷⁷ Damit war jene Vermittlerfigur, die Kafka zum *Brenner* hätte bringen können, endgültig untragbar geworden.

Doch 1913 hätte es noch eine weitere Möglichkeit zum gegenseitigen Registrieren gegeben. Trakl wurde über Vermittlung von Kraus Autor beim Kurt Wolff Verlag, in dem auch Kafka – durch Brod vermittelt – publiziert. ⁷⁸ Als Lektor der Reihe *Der jüngste Tag*, die sich »zu einem erstaunlichen Panorama expressiver Dichtung entwickelte«, war Werfel tätig. ⁷⁹ In dieser Reihe erschienen auch Trakls *Gedichte*. ⁸⁰ Es ist keine Stellungnahme Trakls zu Kafka bekannt, es gibt keinen Hinweis, dass er ihn gelesen hat. Kafka und Trakl hatten nicht nur den schwierigen ästhetischen Schaffensprozess, sondern, folgt man Stach, auch die Angst vor dem Wahnsinn gemeinsam. ⁸¹ Ficker, nach dem Verhältnis von Trakl und Kafka befragt, antwortet, dass »keine ausdrückliche Beziehung bestanden« habe:

»Selbst wenn Trakl erste Veröffentlichungen von Kafka noch zu Gesicht bekommen haben sollte (was ich nicht völlig ausschließen kann; ein Almanach des Kurt-Wolff-Verlags aus jener Zeit könnte Proben davon enthalten haben, ich erinnere mich nicht mehr), so war doch Trakl von seinen eigenen Gesichtern und Bedrängnissen in seiner letzten Lebenszeit so gefangen genommen, daß er keinen Anlaß gehabt haben dürfte, sich auch noch über Kafka den Kopf zu zerbrechen.

Hingegen war Kafka, den auch ich nicht gekannt habe, ein Leser des ›Brenner‹.«⁸²

In der Bibliothek Fickers findet sich keine der frühen Ausgaben von Kafka bei Wolff. Dafür haben sich in der Bibliothek des Brenner-Mitarbeiters Arthur von Wallpach Exemplare von *Der Heizer*, *Das Urteil* und *Die Verwandlung* erhalten.⁸³ *Der Heizer* trägt allerdings den Besitzvermerk von Thilde von Wallpach aus dem Jahr 1921, *Die Verwandlung* ist nicht einmal aufgeschnitten!

Kafka hat zumindest Trakls Tod registriert, wenn man Gustav Janouchs *Gespräche[n] mit Kafka* folgt:

»Mein Vater schenkte mir zum Geburtstag die Gedichte von Georg Trakl.

Franz Kafka erzählte mir, daß Trakl Selbstmord durch Gift verübt habe, um den Schrecknissen des Krieges zu entgehen.

›Fahnenflucht in den Tod‹, bemerkte ich.

›Er hatte zuviel Phantasie‹, sagte Kafka. ›Darum konnte er den Krieg nicht ertragen, der vor allem aus einem ungeheuren Mangel an Phantasie entstanden ist.‹«⁸⁴

Stach nennt diese Quelle ein »Konglomerat aus authentischen, halbwahren, stilisierten und offenkundig frei erfundenen Gesprächsfragmenten«, ⁸⁵ er spricht sogar von einer »grundsätzlichen Unglaubwürdigkeit Janouchs«. ⁸⁶ Trotzdem kann er auf einige Zitate daraus nicht verzichten, an jenen Stellen eben, wo es sonst keine brauchbaren Hinweise gibt. Ist also zwar der genaue Wortlaut von Kafkas Aussage über Trakl zweifelhaft, so spricht daraus doch ein tiefes Verständnis für Trakl. Für den Wahrheitsgehalt spricht auch, dass es sich bei dem vom Vater geschenkten Band um die erste Gesamtausgabe von Trakls *Dichtungen* gehandelt haben dürfte, die 1919 erschienen war. Janouch war von den persönlichen Begegnungen mit Kafka tief beeindruckt und versucht dies auch in Worte zu fassen:

»Der lebendige Doktor Franz Kafka, den ich kannte, war viel größer als seine Bücher«. Er »war so groß und in sich selbst festgefügt, daß ich mich noch heute bei jeder scharfen Krümmung meines Lebensweges in der Erinnerung an seinen Schatten wie an einem solid geschmiedeten Eisengeländer festhalten kann.«⁸⁷

Der »Zauber«⁸⁸ einer solchen Begegnung ist in einer wissenschaftlichen Biographie tatsächlich schwer zu vermitteln, und doch wird der »unglaubliche« Janouch auch die folgende Argumentation noch stützen.

Kafka als *Brenner*-Leser

Während Kafka im *Brenner* kein Gegenstand des Interesses ist, kennt Kafka die Zeitschrift spätestens seit März 1912. Da die Kafka-Bibliothek nur insgesamt 279 Titel zählt, so ist es beachtlich, dass die *Brenner*-Hefte die Nummern 266 bis 276 einnehmen.⁸⁹ Das erste registrierte ist Heft 19 des 2. Jahrgangs vom 1.3.1912, in dem Dallago Brods Lustspiel *Abschied von der Jugend* bespricht und den Angriff von Brod auf Kraus als »Verirrung« bezeichnet. Heft 11 des 3. Jahrgangs vom 1.3.1913 enthält die Erzählung *Das zierliche Mädchen* von Hans Janowitz und trägt dessen handschriftliche Widmung. Heft 19 des 3. Jahrgangs vom 1.7.1913 enthält den Beitrag *Die Verkündigung und Paul Claudel* von Willy Haas und trägt eine handschriftliche Widmung von Haas. Das erste Heft des 4. Jahrgangs vom 1.10.1913 enthält ein Nachwort von Haas zum vorhin genannten Essay. Wie also diese Hefte zu Kafka gelangt sind, ist leicht nachvollziehbar. Dass allerdings auch Heft 3 vom 1.11.1913, Heft 6 vom 15.12.1913, Heft 7 vom 1.1.1914, das Doppelheft 8–9 vom 1.2.1914, Heft 10 vom 15.2.1914, Heft 11 vom 1.3.1914 und Heft 12 vom 15.3.1914 in Kafkas Bibliothek liegen, lässt immerhin auf ein prinzipielles Interesse von Kafka schließen. Falls er die Hefte gelesen hat – das bloße Vorhandensein in der Bibliothek verbürgt das ja nicht –, fand er darin immer Texte von Dallago und Trakl. In Heft 10 wäre Theodor Haeckers Essay *F. Blei und Kierkegaard* zu lesen gewesen, ein Text allerdings, der mit Blei wenig zimperlich umgeht. Blei war immerhin der Erste, der 1908 Texte von Kafka in einer seiner vielen Zeitschriften, im *Hyperion*, publiziert hat. Doch nach Janouch besaß Kafka noch weitere Hefte vom vierten Jahrgang des *Brenner*. Denn dieser schenkte ihm »einige Hefte der Zeitschrift *Der Brenner*, in denen sich Aufsätze von Theodor Haecker, Kierkegaard-Übersetzungen sowie Carl Dallagos Abhandlungen über Giovanni Segantini befanden«.⁹⁰ Diese Aussage untermauert die Bedenken gegen Janouchs Quellentauglichkeit und widerlegt sie zugleich. Denn es gibt keine *Brenner*-Hefte mit Abhandlungen Dallagos über

Segantini. Doch Dallago verweist in vielen seiner Essays immer wieder auf Segantini, der für ihn ein großer Landschaftsmaler und Vorbild für sein eigenes Landschaftsmenschentum war.⁹¹ In Heft 8–9 vom 1.2.1914 war beispielsweise von Dallago Folgendes über Segantini zu lesen:

»Denn Giovanni Segantini malte nicht die Berge, sondern die Freude, die Inbrunst, die Liebe seiner Seele für die große Landschaft — für die feierliche Gotteswelt der Berge. Nur so kam es, daß wir sagen können: Sein eigentliches Leben, das Wesen seiner Seele, blieb der Menschheit in seinen Werken zurück.«⁹²

Der Name Segantini fällt bei Stach allerdings nie. Das Nichtvorhandensein von weiteren *Brenner*-Heften in der Kafka-Bibliothek erklärt sich durch die Schenkung an Janouch. Gerade diese letzten acht Hefte des vierten Jahrgangs von 1914 dürften Kafkas besonderes Interesse gefunden haben, denn sie enthielten einen bisher unbekannten, von Theodor Haecker vermittelten Kierkegaard, der ansonsten nur in der von Christoph Schrenpf besorgten Werkausgabe bei Diederichs zugänglich war. Der Name Haecker kommt in der Kafka-Biographie nicht vor, Stach lässt aber keinen Zweifel an der Bedeutung Kierkegaards für Kafka:

»Was Kafka an Kierkegaard imponiert, ist dessen existenzieller Ernst, seine radikale Aufwertung des individuellen Erlebens. Dazu gehörte einerseits die Bereitschaft, noch im abstraktesten philosophischen Diskurs das eigene Beteiligtsein fortwährend mitzudenken; andererseits aber auch die Fähigkeit, selbst im Augenblick der tiefsten Qual den scheinbar intimen Zwiespalt präzise zu artikulieren, ihn als etwas Paradigmatisches zu erkennen und schließlich in jenes kalte Licht zu tauchen, das die Frage der *Legitimität* ausstrahlt.«⁹³

Vielleicht wurde Kafka auf Kierkegaard erst so richtig durch Hans Janowitz mit seiner Aussage in dem Kafka handschriftlich gewidmeten *Brenner*-Heft aufmerksam: »Grillparzer hat niemals seine ewige Braut besessen. Kierkegaard trennt sich von seiner unendlich geliebten Regina, um ihr ein Leben lang treu zu bleiben.«⁹⁴ Kafka sah in seinem gescheiterten Ehe-Versuch mit Felice Bauer in Kierkegaards Verhältnis mit Regine Ohlsen einen »Fall trotz wesentlicher Unterschiede dem meinen sehr ähnlich«.⁹⁵ Das Aufkünden der Verlobung erfolgte »wahrscheinlich auch an Ostern 1914«.⁹⁶ Auch wenn sich Kafka mit Kierkegaard erst 1917 »etwas systematischer befasste«,⁹⁷ der *Brenner* hatte zu Kierkegaard schon 1914 einiges zu bieten:

In Heft 11 bis Heft 13 war in drei Teilen Dallagos Besprechung von Theodor Haeckers Broschüre *Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit* zu lesen, im Doppelheft 14–15 erschienen dann von Haecker eine *Vorbemerkung zu Kierkegaard* und Kierkegaards *Vorworte*, die Hefte 16 bis 20 enthielten die *Kritik der Gegenwart* und *Der Pfahl im Fleisch*, übertragen von Haecker und jeweils mit Begleitworten von ihm versehen. Janouchs Angaben ist also in dieser Hinsicht zu trauen und Kafka scheint auch das geheime Motto des *Brenner* herausgefühlt zu haben, nämlich, dass Ethik und Ästhetik eins sind.⁹⁸ Als er Janouch Dallagos Schrift *Der Christ Kierkegaards*⁹⁹ schenkte, die 1914 entstanden, aber erst 1922 erschienen war, sagte er

»bei dieser Gelegenheit: »Kierkegaard steht vor dem Problem, entweder das Sein ästhetisch zu genießen oder sittlich zu erleben. Mir scheint aber, daß die Fragestellung hier falsch ist. Das Entweder-Oder gibt es nur im Kopfe von Sören Kierkegaard. In Wirklichkeit kann man zu einem ästhetischen Genießen des Seins nur durch ein demütiges sittliches Erleben gelangen.«¹⁰⁰

Falls keine neuen Quellen auftauchen, wird der »Schmerz des Nichtwissens« über Kafka als *Brenner*-Leser überwiegen. Ihn bei der Lektüre von *Der Pfahl im Fleisch* zu imaginieren, gehört jedenfalls eindeutig in den Bereich der Literatur.

Anmerkungen

- 1 Eberhard Sauermann: Kafka und die Moderne im »Brenner«. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 29/2010, 71–111.
- 2 Wilhelm Weindler: Die Traumwelt von Chorónoz. In: Der Brenner, 13. Folge, Herbst 1932, 98; Ignaz Zangerle: Die Bestimmung des Dichters. In: Der Brenner, 16. Folge, 1946, 112–199; darin wird Kafka zu jenen Schriftstellern gezählt, »deren Dichtung über die Grenzen des Dichterischen hinausdeutet und auf den Urstand des Menschen zurückweist.« (155) Siehe auch der *Brenner* online, <https://brenner.oeaw.ac.at/>.
- 3 Reiner Stach: Kafka: Die frühen Jahre (2014), 2. Aufl. 2023; Die Jahre der Entscheidungen (2002), 5. Aufl. 2023; Die Jahre der Erkenntnis (2008), 5. Aufl. 2023. Frankfurt am Main: Fischer (Fischer Taschenbuch 03140, 16187, 18320).
- 4 Jens Malte Fischer: Karl Kraus. Der Widersprecher. Biografie. 4. Aufl. Wien: Zsolnay 2020.
- 5 Vgl. die *Fackel* online, <https://fackel.oeaw.ac.at/>.
- 6 Stach, Die Jahre der Entscheidungen, XXIV.
- 7 Stach, Die Jahre der Entscheidungen, XVII; auf dem Umschlag von *Die frühen Jahre* wird mit der Aussage von Imre Kertész geworben: »Selbst ein Roman«.
- 8 Stach, Die Jahre der Entscheidungen, XXV.
- 9 Stach, Die Jahre der Entscheidungen, XXV.

- 10 Stach, *Die Jahre der Entscheidungen*, XVI.
- 11 Stach, *Die Jahre der Entscheidungen*, 402.
- 12 Stach, *Die Jahre der Entscheidungen*, 379; als einzige Quelle ist angegeben: Ludwig von Ficker: Briefwechsel Bd. 1: 1909–1914. Salzburg: Otto Müller 1986; der Bezug auf den Verlagsvertrag Trakls mit Kurt Wolff (Stach, *Die Jahre der Entscheidungen*, 632) bleibt ohne Quellenangabe.
- 13 Fischer, 455–459.
- 14 Fischer, 631.
- 15 Fischer, 647. Auch wenn man dem »durchaus römisch-katholisch geprägten Innsbrucker Brenner-Kreis« keine Sympathie entgegenbringt, so kann diese Bezeichnung doch erst für Mitte der 1920er Jahre in Anwendung gebracht werden, nicht jedoch schon für das Jahr 1911, in dem Kraus zum Katholizismus konvertiert ist; es erscheint verfrüht, hier von einer römisch-katholischen Prägung des *Brenner* zu sprechen. Ein tatsächlich katholisch geprägter Mitarbeiter des *Brenner*, der *Fackel* und Redakteur beim *Simplicissimus*, Karl Borromäus Heinrich, wird nicht näher behandelt; dessen einzige Erwähnung kommt etwas unvermittelt als Beiträger der *Stimmen über Karl Kraus zum 60. Geburtstag* (ebenda, 864). Die 2017 erschienene Ausgabe des Briefwechsels zwischen Kraus und Ficker, in der auch die Konversionen der beiden Herausgeber zur Sprache kommen, erschien wohl zu spät und landete nur mehr im Literaturverzeichnis (»Erinnerung an den einen Tag in Mühlau«. Karl Kraus und Ludwig von Ficker. Briefe, Dokumente 1910–1936. Im Auftrag des Forschungsinstituts Brenner-Archiv der Universität Innsbruck. Hg. von Markus Ender, Ingrid Fürhapter und Friedrich Pfäfflin. Göttingen: Wallstein 2017).
- 16 Fischer, u.a. 294, 319, 459.
- 17 Vgl. Fischer, 456–458; Trakl war bei der Lesung von Kraus am 4.1.1912 noch nicht in Innsbruck, sondern wurde erst am 1. April 1912 im k.u.k. Garnisonsspital Nr. 10 dienstzugeteilt. Wittgensteins Motivation, sich wegen der Spende an Ficker zu wenden, fußte auf dem, was Kraus in der *Fackel* über den *Brenner* und Ficker im *Brenner* über die *Fackel* geschrieben hatte. Dass bei der Verteilung der Spende zunächst Rilke und Trakl in Vorschlag gebracht worden seien, ist in der älteren Literatur verbreitet, aber seit dem Ficker-Briefwechsel korrigiert worden, der immerhin als Quelle bei Fischer geführt ist (Ludwig von Ficker: Briefwechsel Bd. 1: 1909–1914. Salzburg: Otto Müller 1986; Ludwig von Ficker: Briefwechsel Bd. 2: 1914–1925. Innsbruck: Haymon 1988; Ludwig von Ficker: Briefwechsel Bd. 3: 1926–1939. Innsbruck: Haymon 1991).
- 18 Fischer, 425–436, hier 426.
- 19 Fischer, 435.
- 20 Fischer, 426.
- 21 Gerald Stieg: *Der Brenner und die Fackel. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte von Karl Kraus*. Salzburg: Otto Müller 1976.
- 22 Fischer, 549, 424.
- 23 Fischer, 591
- 24 Fischer, 412 u. 511.
- 25 Fischer, 455.
- 26 Die *Fackel*, 331–332, 30.9.1911, 57f.
- 27 Fischer, 426.
- 28 Pick an Ficker, 30.10.1911. Die Briefe von Ficker an Pick sind verschollen. Alle Briefe von und an Ficker werden nach der Online-Edition der Korrespondenz Ludwig von Fickers (<https://edition.ficker-gesamtbriefwechsel.net>) zitiert, auch wenn diese, wie jene von Otto Pick, noch nicht publiziert sind. Alle Briefe befinden sich, entweder im Original oder in Kopie, im Brenner-Archiv.
- 29 Pick an Ficker, 11.11.1911; Otto Pick: *Die Probe*. In: *Der Brenner*, H. 14, 15.12.1911, 466–475.
- 30 Pick an Ficker, 9.12.1911.
- 31 Pick an Ficker, 9.1.1912.
- 32 Pick an Ficker, 1.2.1912.
- 33 Die Nr. 1 nennt sich noch *Herder-Blätter*.

- 34 Pick an Ficker, 1.2.1912.
- 35 Pick an Ficker, 7.4.1912.
- 36 Vgl. dazu: Herder-Blätter. Faksimile-Ausgabe zum 70. Geburtstag von Willy Haas. Hamburg: Freie Akademie der Künste 1962.
- 37 Herderblätter, Nr. 3, Mai 1912, 57.
- 38 Karl Röck: An den Herausgeber. In: Der Brenner, H. 2, 15.6.1911, 60f.
- 39 Max Brod, Franz Kafka: Erstes Kapitel des Buches »Richard und Samuel«. In: Herderblätter, Nr. 3, Mai 1912, 15–25; Franz Kafka: Grosser Lärm. In: Nr. 4–5, Oktober 1912, 44.
- 40 Pick an Ficker, 24.4.1912.
- 41 Stach, Die Jahre der Entscheidungen, 437.
- 42 Anton Unterkircher: Ich hab gar nichts erreicht. Carl Dallago 1869–1949. Innsbruck: Studienverlag 2013, 178–181; der Inhalt wird im Folgenden – ohne Selbstzitat – referiert.
- 43 Stach, Die Jahre der Entscheidungen, 437.
- 44 Stach, Die Jahre der Entscheidungen, 437.
- 45 Stach, Die Jahre der Entscheidungen, 437.
- 46 Dallago an Ficker, 10.10.1913.
- 47 Ficker an Alfred Focke, 26.1.1962.
- 48 Franz Kafka: Betrachtung. Leipzig: Rowohlt 1913.
- 49 Carl Dallago: Umschau in der Gegenwart. In: Das Buch der Unsicherheiten. Streifzüge eines Einsamen. Leipzig: Xenien-Verlag 1911, 125.
- 50 Dallago an Marie Franzos, [Dezember 1908], zit. nach Unterkircher, 178.
- 51 Max Brod: Über Franz Kafka. Frankfurt/M., Hamburg: Fischer 1968 (Fischer Bücherei 735), 92.
- 52 Max Brod: Nachruf auf eine Badeanstalt. In: Prager Tagblatt, 180, 1.8.1926, 3f.
- 53 Carl Dallago: Ein Mensch. Roman in Bildern. Berlin, Stuttgart, Leipzig: Juncker 1909.
- 54 Carl Dallago: Kleine Sämereien. In: Der Brenner, H. 19, 1.3.1912, 676.
- 55 Vgl. dazu: Karl Kraus: Der kleine Pan ist tot. In: Die Fackel, 319–320, 31.3.1911, 1–6; Der kleine Pan stinkt schon, 324–325, 2.6.1911, 50–60; Der kleine Pan stinkt noch, 326–328, 8.7.1911, 28–34.
- 56 Max Brod: Alfred Kerr. In: Die Aktion, 11, 1.5.1911, 336.
- 57 Die Fackel, 324–325, 2.6.1911, 56 u. 60.
- 58 Dallago an Ficker, 8.6.1911.
- 59 Max Brod: Ein mittelmäßiger Kopf. In: Die Aktion, 20, 3.7.1911, 622–625.
- 60 Dallago an Ficker, 5.10.1911.
- 61 Dallago an Ficker, 8.8.1911; der Briefwechsel Dallago – Brod ist bis heute verschollen.
- 62 Dallago an Ficker, 18.8.1911.
- 63 Dallago an Ficker, 7.10.1911.
- 64 Max Brod: Abschied von der Jugend. Ein romantisches Lustspiel in 3 Akten. Berlin-Charlottenburg: Juncker [1912]; Carl Dallago: Kleine Sämereien. In: Der Brenner, H. 19, 1.3.1912, 676f.
- 65 Der Brenner, H. 19, 1.3.1912, 677.
- 66 Dallago an Franz Servaes, 3.4.1912, zit nach Unterkircher, 164.
- 67 Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch. In: Der Brenner, H. 24, 15.5.1912, 871–894.
- 68 Dallago an Ficker, 5.4.1912.
- 69 Max Brod: Technische Kritik. In: Saturn, 2, 1912, 239–241.
- 70 Carl Dallago: Kleine Sämereien. In: Der Brenner, H. 6, 15.12.1912, 272.
- 71 Ulrik Brendel: Max Brod. Eine technische Kritik mit psychologischen Ausblicken. In: Der Brenner, H. 20, 15.7.1913, 936–945; vgl. auch derselbe: Max Brod (II). In: Der Brenner. H. 1, 1.10.1913, 42–46.
- 72 Max Brod: Aphorimsa zur »technischen« Kritik. In: Die Aktion, 32, 9.8.1913, 758f; vgl. derselbe: Schlußwort an Ulrik Brendel. In: Die Aktion, 42, 18.10.1913, 977f.
- 73 Dallago an Ficker, 21.8.1913.
- 74 Dallago an Ficker, 5.9.1913.
- 75 Ficker an Kraus, 4.9.1913.

- 76 Loos an Ficker, 6.9.1913.
- 77 Ludwig von Ficker: Schlußpunkt. In: Der Brenner, H. 4, 15.11.1913, 192–194.
- 78 Stach, Die Jahre der Entscheidungen, 69f.
- 79 Stach, Die Jahre der Entscheidungen, 387.
- 80 Georg Trakl: Gedichte. Leipzig: Kurt Wolff 1913 (Der jüngste Tag 8–9).
- 81 Stach, Die Jahre der Entscheidungen, 231.
- 82 Ficker an Alfred Focke, 26.1.1962.
- 83 Franz Kafka: Der Heizer. Ein Fragment. Leipzig: Kurt Wolff 1913 (Der jüngste Tag 3); Das Urteil. Eine Geschichte. Leipzig: Kurt Wolff 1916 (Der jüngste Tag 34); Die Verwandlung. 2. Aufl. Leipzig: Kurt Wolff 1917 (Der jüngste Tag 22–23).
- 84 Gustav Janouch: Gespräche mit Kafka. Aufzeichnungen und Erinnerungen. Frankfurt am Main: Fischer 1968, 139.
- 85 Stach, Die Jahre der Erkenntnis, 299.
- 86 Stach, Die frühen Jahre, 533.
- 87 Janouch, Gespräche mit Kafka, 9.
- 88 Ebenda.
- 89 Jürgen Born: Kafkas Bibliothek. Ein beschreibendes Verzeichnis. Frankfurt am Main: Fischer 1990, 159–163.
- 90 Janouch, Gespräche mit Kafka, 215.
- 91 Vgl. Unterkircher, 93–101.
- 92 Carl Dallago: Streifzüge. In: Der Brenner, H. 8–9, 1.2.1914, 385.
- 93 Stach, Die Jahre der Erkenntnis, 260.
- 94 Willy Haas: Die Verkündigung und Paul Claudel. In: Der Brenner, H. 19, 1.7.1913, 853–869, hier 869.
- 95 Zit. nach Stach, Die Jahre der Entscheidungen, 471.
- 96 Stach, Die Jahre der Entscheidungen, 471.
- 97 Stach, Die Jahre der Erkenntnis, 259.
- 98 Vgl. Anton Unterkircher: Ethik und Ästhetik sind (nicht) Eins: Hermann Broch und das geheime Motto des *Brenner*. In: Paul Michael Lützeler, Markus Ender (Hg.): Hermann Broch und *Der Brenner*. Innsbruck, Wien, Bozen: StudienVerlag 2020, 43–56.
- 99 Carl Dallago: Der Christ Kierkegaards. Innsbruck: Brenner-Verlag 1922; dass es sich um Dallagos Broschüre: Ueber eine Schrift Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit. Innsbruck: Brenner-Verlag 1914 gehandelt haben könnte (Unterkircher, 375, Fn. 675), ist nun ziemlich sicher auszuschließen.
- 100 Janouch, Gespräche mit Kafka, 117.

60 Jahre Forschungsinstitut Brenner-Archiv

Die Erfindung einer Institution

Zum 60. Geburtstag des Brenner-Archivs

von Marcel Lepper

Ein Gedankenexperiment

Ein junger Schriftsteller konzipiert im Jahr 1964 einen Roman, in dessen Zentrum die komplexe Arbeit an der literarischen Überlieferung steht. Die territorialen und nationalen Vorstellungen des 19. Jahrhunderts erscheinen ihm untauglich: die ›Tempel-der-Literatur‹-Rhetorik einer Zeit, deren Pathos und Kitsch, Marmor und Gips schlecht gealtert wirken. In den Notizheften aus seinem Germanistik-Studium findet der junge Schriftsteller ein Zitat wieder, das ihm gefallen hat: »Denn Ruhm ist schließlich nur der Inbegriff aller Mißverständnisse, die sich um einen neuen Namen sammeln.« Er hat es damals für konsequent gehalten, Autor und Titel nicht mitzunotieren. In Frankreich und in den USA hat er, mit Reisestipendien ausgestattet, beobachtet, dass eine neue Generation von Philosophen und Philologen über solche Missverständnisse nachdenkt; über Mythen und Rituale, über Struktur und Sprache, Zeichen und Schrift.

Wie sähe also eine genuin moderne Institution des literarischen Gedächtnisses aus, die nicht mehr die Muster des 19. Jahrhunderts reproduzieren würde? Die labyrinthischen Bibliothekskonstruktionen eines Jorge Luis Borges aus *El jardín de senderos que se bifurcan* (1941) hält der junge Schriftsteller für weltabgewandt und hermetisch. Auch die düsteren Kriegs- und Nachkriegsphantasien eines Hermann Kasack überzeugen ihn nicht: Dessen Archiv aus der *Stadt hinter dem Strom* (1947) hält er zuerst für chiffrierte Kritik an totalitärer Kulturpolitik, dann für ein pseudoplatonisches Programm, das über seine Vorstellungen von Wert und Dauer keine selbstkritische Auskunft geben kann.

Der Schriftsteller aus dem Gedankenexperiment versucht, anders zu denken: nicht segregativ, sondern integrativ; nicht monologisierend, sondern dialogisch; nicht von der Statik eines Monuments ausgehend, sondern von der Dynamik einer Straßenkreuzung. Wie wäre es, ein Archiv nicht als Ruhmeshalle überragender Künstlerpersönlichkeiten zu entwerfen, auch nicht als Zettelkasten des Historikers oder Bibliothekars, sondern, den medialen Transformationen des 20. Jahrhunderts entsprechend, als ein vielstimmiges Gefüge? Mehr aus der Logik einer *Zeitschrift* heraus als aus der Konstruktion eines Epos! Ein solches Archiv müsste Metropole und Provinz, Zentrum und Peripherie neu sortieren; es müsste, so überlegt der Schriftsteller, an ei-

ner *Transitrout*e angesiedelt sein, im buchstäblichen *Grenzverkehr* zwischen Ländern, Märkten, Sprachen, Gattungen, Schreibweisen; es sollte nicht mehr einem veralteten Begriff von ›Dichtung‹ verhaftet sein, sondern *Journalismus*, *Fotografie* und *Film*, *Sprach-* und *Wissenschaftstheorie*, *Philosophie*, *Mathematik*, *Architektur* und *Informatik* einbeziehen!

Der Schriftsteller macht sich also an die Arbeit. Als er sein Konzept, das die Konventionen des gelehrten Romans hinter sich lässt, in einer Art Schaltplan festgehalten hat, ruft ihn sein Lektor an. Der Erfindungsreichtum der Realität ist ihm zuvorgekommen, eine Institution, wie er sie umrissen hat, ist soeben in Innsbruck gegründet worden – auf der Grundlage des Archivs der 1910 gegründeten Zeitschrift *Der Brenner*, deren letzte Ausgabe 1954 erschienen ist. Dass der Schriftsteller unter dem Eindruck dieser überraschenden Nachricht seine Skizze spontan in den Papierkorb befördert hat, wird er später bereuen. Hätte sie sich erhalten, würde er, inzwischen selbst dabei, seine Papiere zu ordnen, sie dem Brenner-Archiv anlässlich von dessen 60. Geburtstag bestimmt gern angeboten haben.

Die 100.000 Kronen-Frage

Der Brenner hat dem Schriftsteller seither, so ließe sich das Gedankenexperiment weiterverfolgen, keine Ruhe gelassen: nicht nur aufgrund des mehrdeutigen Titels, sondern wegen der prominenten Beiträge – von Albert Ehrenstein bis Hermann Broch, von Else Lasker-Schüler bis Georg Trakl; nicht zuletzt auch um der Namen willen, die in seinem Germanistik-Studium nicht vorgekommen sind: wiederzuentdeckende Autorinnen wie Martina Wied (1882–1957), frühe Investigativjournalistinnen wie Paula Schlier (1899–1977). So wird der Schriftsteller zwar nicht zum Chronisten, aber zum neugierigen Benutzer des Brenner-Archivs, das sich seit seiner Gründung stetig um weitere Bestände anreichert – über 300 Nachlässe und Vorlässe sind es im Jubiläumsjahr 2024.

Im achten Heft des vierten *Brenner*-Jahrgangs, erschienen im Februar 1914, findet der Schriftsteller auch das Zitat aus seinem Studium wieder – in einem Beitrag von Carl Dallago unter dem Titel *Streifzüge*: »Rainer Maria Rilke sagt hier einschlagend: Ruhm ist schließlich nur der Inbegriff aller Mißverständnisse, die sich um einen neuen Namen sammeln« (S. 377). Der Satz ist dem Anfang des *Rodin*-Buchs entnommen. Rilkes Name fällt kurz darauf, im Juli 1914, erneut in der Korrespondenz des Brenner-Herausgebers Ludwig von Ficker mit Ludwig Wittgenstein, der mitteilt, er wolle 100.000 Kronen für bedürftige Künstler bereitstellen. 20.000 Kronen gehen nach ausführlichen Beratungen anteilig an den Autor des Satzes vom Ruhm.

Einen historischen Roman über die Zeitschrift *Der Brenner*, über deren Netzwerke und Reichweiten, hat der Schriftsteller aus dem Gedankenexperiment auch nicht geschrieben, und er hat es der philologischen Forschung überlassen, Fickers Erinnerungen aus dem *Brenner*-Jahrgang 1954 in Teilen zu korrigieren. 1988 ist nämlich in Wien ein relevantes Konvolut der Wittgenstein-Korrespondenz gefunden worden. Wer braucht die Mittel im Sommer 1914 am dringendsten? Georg Trakl und Carl Dallago sind im Spiel. Wer noch? Else Lasker-Schüler? Oskar Kokoschka? Wittgenstein fragt 1914 nach dem *Rodin*-Autor, der aber *längst so berühmt ist, dass man finanzielle Not nicht ohne weiteres annehmen kann*. Ficker fragt den Philosophen Alfred Kastil. Dieser fragt den Germanisten August Sauer, der von »sehr beengten, fast drückenden« Verhältnissen berichtet. Der rettende Brief von Ficker trifft entsprechend Ende September 1914 in München beim Zuwendungsempfänger ein. Der Name des Mäzens wird anonymisiert. Das Geheimnis lüftet Ficker erst 1954.

Das alles kann der Schriftsteller aus dem Gedankenexperiment 1995 in den *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* nachlesen. Er holt es nach, als er ins 1997 gegründete Literaturhaus am Inn eingeladen wird. Wenn er selbst einen solchen Gönner gehabt hätte! Die Stipendienbürokratie sei deutlich aufwändiger, und den Lebensunterhalt aus Einzelhonoraren zu bestreiten, sei eine Kunst für sich. Er hat es trotzdem geschafft und sich mit Prosa und Lyrik einen Namen gemacht. Den Satz vom Missverständnis des Ruhms hat er zu diesem Zeitpunkt längst in sein Repertoire aufgenommen: Er macht davon auf der Bühne manchmal Gebrauch, wenn die Moderatoren bei der Vorstellung seiner Person und seines Werks übertreiben.

Einige Jahrzehnte zuvor *hätte er* bei Auftritten noch verschwiegen, dass der Ruhm-Satz von Rilke stammt. Zu groß war die Antipathie gegenüber Rilkes Rhetorik unter denen, die in den 1960er Jahren debütiert haben. Mit seiner Generation ist auch dieses Missverständnis gealtert. Aber: Rilke und Wittgenstein – diese Verbindung, vermittelt über das Relais der Zeitschrift, rückt den *Rodin*-Autor in ein ganz anderes Licht! Da arbeiten 1914 zwei Ausnahmebegabungen jeweils an einem sperrigen Werk – Rilke an den *Duineser Elegien*, Wittgenstein am *Tractatus*. Rilke überlässt Wittgenstein, ohne den Namen des Mäzens zu kennen, eine Elegienabschrift mit allen noch vorhandenen Lücken (»... – – – ...«), und Wittgenstein sucht später, auf der Suche nach einem Verlag für den *Tractatus* und erneut von Ficker vermittelt, Rilkes Unterstützung.

Eine Konstellation, die der Schriftsteller aus dem Gedankenexperiment für eine charmante Erfindung halten würde, wenn er die Briefe nicht selbst gesehen hätte. Auch diesen Roman hat das Archiv vorweggenommen. Als ein Lektorat ihn fragt, ob er für eine Anthologie unter dem Titel 1915 einen Text aussuchen und kommentieren möchte, wählt er Rilkes Gedicht »So an-

gestrengt...« In der Anthologie werden die Verse natürlich in Antiqua gesetzt, nicht mehr in Fraktur, wie 1915 beim Abdruck im *Brenner*.

Theorie der Lücke

Beim Ordnen der eigenen Papiere und Dateien hilft die Tochter des Schriftstellers, die Drehbücher schreibt und Regie führt. Hat der Bestand für die Forschung einen Wert? Wird die Philologie der Entstehungsgeschichte der Arbeiten eines Tages Aufmerksamkeit schenken? Während der Schriftsteller über die Lücken im Werk nachdenkt, die *aus* dem Archiv erschließbar sind (»...---...«), fragt seine Tochter nach den Lücken *im* Archiv.

Sie liest die Namen von Angelika von Hörmann, Margarethe Stonborough-Wittgenstein, Sidonie Nádherný von Borutin, Fanny Wibmer-Pedit, Sophie Gasser, Anna Maria Achenrainer, Christine Busta... Im Alphabet des Archivs scheint sich eine nachträgliche Gleichberechtigung einzustellen, überlegt sie – aber die Lücken bleiben: die ungenannten und die vergessenen Namen, die blockierten Zugänge zu Metiers und Gattungen, die verwehrten Fördermöglichkeiten, die unrealisierten Publikationen, die verhinderte Option eines Nachlasses. Den Namen von Anny Engelmann begleitet im Brenner-Archiv der Zusatz: »Sammlung Edith Duschka«. Die Spur von Anny Engelmann verliert sich 1942 im Vernichtungslager Maly Trostinez beim Minsk.

Als die Regisseurin von diesen Beobachtungen erzählt, fällt ihrem Vater der Name des Architekten Paul Engelmann ein, der mit Wittgenstein für dessen Schwester Margarethe Stonborough das »Haus Wittgenstein« gebaut habe. Tochter und Vater recherchieren, dass Paul Engelmann, Anny Engelmanns Bruder, 1934 nach Tel Aviv emigrieren konnte und dass sich auch unter seinem Namen ein kleiner Bestand im Brenner-Archiv befindet – zusammengetragen aus Papieren von Jitka Hynková, Zdeňek Hynek und Elazar Benyoetz.

Das Brenner-Archiv hat beschlossen, über die Akten der Zeitschrift sammelnd und forschend hinauszugehen: Es habe ein Stück der heiteren Eigenwilligkeit des Zeitschriftenwesens aufgegeben – und dafür ein Forschungsprogramm gewonnen, sagt ein Freund des Schriftstellers aus dem Gedankenexperiment. Das Inhaltsverzeichnis einer Zeitschrift sei gegenüber den Möglichkeiten ihres Erscheinungsjahrs nie repräsentativ oder gar vollständig, sondern aus herausgeberischem und redaktionellen Eigensinn selektiert und komponiert. Die Grundhaltung des Archivs sei systematischer – und daher elegischer. Es könne nichts wieder »vollständig« oder »heil« machen, aber es könne seine eigene Konstituierungsgeschichte erzählen, seine Lücken markieren und aus entfernteren Überlieferungssträngen dokumentieren.

Vielleicht drehst Du eines Tages einen Film über das Archiv, sagt der Schriftsteller aus dem Gedankenexperiment zu seiner Tochter. Er wäre wohl nicht mehr, wie der Romanentwurf 1964, als Schaltplan zu zeichnen, sagt sie. Aber er wäre vielleicht, wie der *Brenner*, eine Komposition aus ganz unterschiedlichen Stimmen?

Einige Autorenkollegen fragen den Schriftsteller schon, wann er selbst ins »Innsbrucker Pantheon« aufgenommen würde. Er denkt an seinen Besuch als junger Autor im Pariser Panthéon – und wie furchtbar er diese Idee einer Ruhmeshalle damals fand. Das »Pantheon«, so entgegnet er darum seinen Autorenkollegen, sei der Inbegriff aller Missverständnisse, die sich um ein Literaturarchiv sammeln.

Ja, ein bisschen fürchtet er sich noch, seine eigenen Papiere und Dateien abzugeben. Aber wenn, dann wird er sie dem Brenner-Archiv anbieten: Es liegt auf der intellektuellen Landkarte genau dort, wo er ein Archiv 1964 angesiedelt hätte: an einer Transitroute, im Grenzverkehr zwischen Ländern, Märkten, Sprachen und Disziplinen, fundiert nicht in der antikisierenden Idee des Epos, sondern in der modernen Struktur einer Zeitschrift. Und außerdem hat der zehnstöckige Georg-Trakl-Turm in der Josef-Hirn-Straße, anders als das zugemauerte Pantheon, große Fenster, frische Luft und einen wundervollen Ausblick auf die Berge!

Auswahlbibliographie

Der Brenner. Austrian Academy Corpus (AAC) Online. URL: <https://brenner.oeaw.ac.at/>. Innsbruck / Wien: Brenner-Archiv / Österreichische Akademie der Wissenschaften, 2020.

Ficker, Ludwig von: *Gesamtbriefwechsel. Kommentierte Online-Edition.* Hg. v. Markus Ender u.a. Innsbruck: Brenner-Archiv, Version: 2022-06-03. URL: <https://edition.ficker-gesamtbriefwechsel.net/>.

Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv. Innsbruck: Brenner-Archiv, 1982 ff. Seit 2014 hg. v. Ulrike Tanzer u.a.

Rilke, Rainer Maria: *Duineser Elegien.* Hg. v. Christoph König. Göttingen: Wallstein 2023, isb. S. 188–189.

Unterkircher, Anton (Hg.): Ludwig Wittgenstein an Ludwig von Ficker. Brief vom 14.7.1914. Innsbruck: Brenner-Archiv 2000 (= Faksimiles aus dem Brenner-Archiv 1).

Unterkircher, Anton / Methlagl, Walter: Rainer Maria Rilke und Ludwig Wittgenstein: Abschrift »Aus den Elegieen« war das »herrliche Geschenk« an den »unbekannten Freund«. In: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* 14/1995, S. 9–35.

#BrennerArchiv2040

Herausforderungen und Perspektiven für die Zukunft
des Brenner-Archivs

von Stephan Troppmair-Schwarz, Anna Wentz,
Jan Hoflacher, Max Hofer

Im Rahmen der auch für den *Lehreplus!*-Preis eingereichten Lehrveranstaltung *Archiv und Literatur*, einem Forschungsseminar für Masterstudierende der Fächer Germanistik und Medien an der Universität Innsbruck im Sommersemester 2024, wurden in einer kleinen Gruppe von vier Studierenden gemeinsam mit der Lehrveranstaltungsleiterin Prof. Ulrike Tanzer die theoretischen Grundlagen der Archivwissenschaft am Beispiel des Forschungsinstituts Brenner-Archiv als Literaturarchiv erarbeitet sowie Exkursionen unternommen, die zu anderen Einrichtungen wie der Bibliotheca Tirolensis des Ferdinandeums, dem Tiroler Landesarchiv und dem Innsbrucker Stadtarchiv führten. In Gesprächen mit den dortigen Expert:innen wurde das Verständnis für die praktische Seite der Archivarbeit vertieft und es konnten ganz besondere Archivalien besichtigt und diskutiert werden: Im Brenner-Archiv beispielsweise Briefe von Georg Trakl, Karl Kraus und Ludwig von Ficker, im Ferdinandeum eine besondere Goethe-Handschrift, im Tiroler Landesarchiv die Urkunde der Gräfin Margarethe von Tirol-Görz zur Übergabe von Tirol an die Habsburger aus dem Jahr 1363 und im Stadtarchiv Innsbruck eine Goldmedaille der Olympischen Spiele von 1964, also kein Flachgut und auch nicht Literatur oder amtliche Dokumente (die klassischen Domänen des Archivs). Als Abschlussaufgabe sollten die Teilnehmer:innen des Seminars und Autor:innen des vorliegenden Beitrags eine Fachpräsentation zur Zukunft des Brenner-Archivs vor seiner versammelten Belegschaft halten, wobei die Aufgabe mit der Themenvorgabe »Das Brenner-Archiv im Jahr 2040« so offen gestaltet war, dass wir dabei kreativ und in alle Richtungen denken konnten. Es hat sich schnell gezeigt, dass insbesondere die Bereiche Öffentlichkeitsarbeit und Social Media sowie KI und Digitalisierung im Zentrum stehen werden.

Das Forschungsinstitut Brenner-Archiv in Innsbruck ist eine der bedeutendsten literarischen Einrichtungen Österreichs und blickt auf eine längere Tradition der Sammlung, Bewahrung und Vermittlung literarischer Werke zurück. Dabei ist es auch eine sehr fortschrittliche Institution und technologisch versiert, sodass etwa die Digitalisierung der Archivalien mit größter Sorgfalt und den höchsten Qualitätsanforderungen entsprechend erfolgt und auch die Vermittlung und digitale Zugänglichkeit für die Forschung und allgemeine

Öffentlichkeit durch Projekte wie die *Kommentierte Online-Briefedition und Monografie zu Ludwig von Ficker* ermöglicht wird. Aber es gibt noch Potential, das Brenner-Archiv weiterzuentwickeln, für die Zukunft zu rüsten und auszubauen. Auf den folgenden Seiten werden daher auf der Grundlage unseres Vortrags vom 17.06.2024 Überlegungen angestellt sowie konkrete Vorschläge unterbreitet, welche Maßnahmen für das Brenner-Archiv geeignet wären, um schon heute zukunftsfit dem Jahr 2040 und der Zeit darüber hinaus entgegenzusehen.

Vermittlung, Wissenschaft, Politik & Multimedia

Im Folgenden möchten wir eine Strategie für die Öffentlichkeitsarbeit vorschlagen, die auf drei zentrale Säulen setzt:

1. die Vertiefung der Zusammenarbeit mit akademischen und kulturellen Institutionen,
2. die Stärkung der Beziehungen zur Politik auf verschiedenen Ebenen sowie
3. der verstärkte Einsatz von Multimedia im Internetauftritt.

Eine intensive Zusammenarbeit mit den Einrichtungen der Universität Innsbruck sowie weiteren Literaturhäusern und anderen kulturellen Institutionen ist essenziell, um das Brenner-Archiv als lebendigen Ort der Forschung und kulturellen Begegnung zu positionieren.

Denkbar wäre, bestehende und neue Kooperationen durch eine gesteigerte Zahl an gemeinsamen Forschungsprojekten, interdisziplinären Symposien und öffentlichen Vorträgen zu intensivieren. Außerdem könnte, in Zusammenarbeit mit entsprechenden privaten Partnern, die Planung eines Literaturcafés initiiert werden, welches Interessierte bei Veranstaltungen, aber auch abseits davon verpflegt und als weiterer Ort des Zusammenkommens und Austausches fungiert. Als Vorbild kann die Stadt München dienen, wo etwa in der Monacensia neben Ausstellungsräumen, Künstler:innen-Ateliers, der Bibliothek und dem Literaturarchiv im Obergeschoss die öffentlich zugängliche Cafébar Mona angesiedelt ist. Im Literaturhaus München ist die Brasserie *OskarMaria* zu finden, deren Namen auf den Literaten Oskar Maria Graf verweist.

Darüber hinaus sollte die Förderung von Nachwuchswissenschaftler:innen ein zentrales Anliegen sein. Dies könnte durch die Vergabe von eigenen Preisen oder Stipendien, die Organisation von Workshops und die Bereitstellung von Praktikumsplätzen erreicht werden. Eine enge Vernetzung mit internationa-

len Literaturarchiven und Forschungseinrichtungen auch über die Region hinaus muss dabei parallel laufen.

Um die Arbeit des Brenner-Archivs nachhaltig zu sichern, ist außerdem eine stärkere Vernetzung mit der Stadt-, Landes- und Bundespolitik von entscheidender Bedeutung. Ziel ist es, die Relevanz des Archivs für die kulturelle Identität und das literarische Erbe Österreichs, dabei natürlich auch oder insbesondere Tirols und Innsbrucks, verstärkt in das Bewusstsein politischer Entscheidungsträger:innen zu rücken. Regelmäßige Gespräche, denkbar wäre auch eine Art Jour fixe, und gemeinsame Projekte mit politischen Vertreter:innen könnten dazu beitragen, sich der finanziellen und ideellen Unterstützung für das Archiv auch in Zukunft sicher zu sein. Ein wichtiger Schritt hierfür wäre die Entwicklung eines strategischen Kommunikationsplans, der auf die Bedürfnisse und Interessen der Politik abgestimmt ist. Dieser Plan würde die Organisation von Besichtigungen und Präsentationen für politische Delegationen sowie die regelmäßige Berichterstattung über die Aktivitäten und Erfolge des Archivs umfassen. Aber auch private Geldgeber könnten angesprochen werden. Ziel muss in einer solchen Kommunikation jedenfalls sein, das Brenner-Archiv als unverzichtbaren Bestandteil der kulturellen Infrastruktur zu positionieren.

Um die Reichweite und Attraktivität des Brenner-Archivs zu erhöhen, wird außerdem dem verstärkten Einsatz von Multimedia eine zentrale Rolle zukommen müssen. Angestoßen durch unseren Vortrag ist schon jetzt die Produktion eines neuen Imagefilms, der die Geschichte, die Bedeutung und die aktuellen Projekte des Archivs zeigen soll, geplant. Außerdem könnte die regelmäßige Produktion und Veröffentlichung von Podcast-Folgen, in denen Wissenschaftler:innen oder Kulturschaffende über ihre Arbeit und die Bedeutung der im Archiv bewahrten Werke sprechen, sinnvoll sein. Auch hier gibt es Vorlagen, wie z.B. den »Archivwürdig«-Podcast von Tobias Rettenbacher vom Stadtarchiv Innsbruck.¹ Kooperationen mit Radio- und Fernsehsendern würden außerdem immer wieder Sendungen und Beiträge über das Archiv und seine Aktivitäten ermöglichen. Die bereits bestehende Serie *Virtuelle Führungen durch das Brenner-Archiv* stellt die literarischen Schätze des Archivs vor und beleuchtet deren historische und kulturelle Hintergründe.² Die stärkere Konzentration und Verbreitung solcher multimedialen Beiträge könnte ein sehr breites Publikum ansprechen. Zusammen mit der Stadtregierung, den ansässigen Tourismusverbänden und Marketing-Agenturen könnte auch über die Entwicklung einer Stadt-App, die über historische Orte und Personen in Innsbruck aufklärt, nachgedacht werden. Die aus einem Forschungsprojekt des Brenner-Archivs entstandene digitale Tiroler Literatur-Landkarte³ könnte hier als Modell dienen.

Die Öffentlichkeitsarbeit des Brenner-Archivs wird im Jahr 2040 also durch eine noch engere Vernetzung mit akademischen und kulturellen Institutionen, eine stärkere Zusammenarbeit mit politischen Entscheidungsträger:innen sowie den intensiven Einsatz von Multimedia geprägt sein.

Social Media!?

Soziale Medien und Literaturarchive scheinen auf den ersten Blick gegensätzliche Welten zu sein. Während die eine auf Schnellebigkeit, Oberflächlichkeit und Digitalität ausgerichtet ist, lebt die andere vom meist analogen Blick in die Vergangenheit, von Materialität und wissenschaftlichem Tiefgang. Das Brenner-Archiv auf Social Media: Kann das funktionieren? Und muss es das überhaupt?

Zunächst stellt sich die Frage nach dem Sinn einer Social-Media-Präsenz des Brenner-Archivs. Im Gegensatz zu Bibliotheken, Buchhandlungen oder Verlagen ist ein Archiv nicht in diesem Ausmaß von direkter Werbung gegenüber einer Kundschaft abhängig. Genauso wenig ist das Brenner-Archiv ein Museum, das um Besucherzahlen ringen muss. Dennoch ist der Aspekt der Werbung nicht zu vernachlässigen. Wenn es nämlich um Fördergelder und die Legitimation eines Literaturarchivs in einer Zeit geht, in der Kulturbetriebe ohnehin nicht im Übermaß gefördert werden und darüber hinaus die Studierendenzahlen der Germanistik bzw. der anderen Philologien und literaturwissenschaftlichen Fächer nur mit Mühe zu halten sind, kann sich jede Form der Werbung positiv auf ein Archiv auswirken. Das übergeordnete Ziel einer Präsenz in den sozialen Medien könnte demnach darin bestehen, das Brenner-Archiv als wichtige literaturwissenschaftliche Institution in der öffentlichen Wahrnehmung zu verankern und diese Form der Auseinandersetzung mit Literatur erlebbar und auch für Laien nachvollziehbar zu machen. Die zentralen Schlagworte lauten dabei: Sichtbarkeit und Nahbarkeit.

Idealerweise kann mit Inhalten auf Social Media-Plattformen ein heterogenes Publikum erreicht werden, sowohl Laien als auch Expert:innen. Insbesondere Studierende der Universität Innsbruck könnten auf Instagram stärker auf das Brenner-Archiv und dessen unmittelbare Nähe zum Campus am Innrain aufmerksam gemacht werden als lediglich über den allgemeinen Vermerk »Literaturarchiv« (ohne Hinweis auf das »hauseigene« Brenner-Archiv) im Curriculum des Bachelorstudiums Germanistik der Universität Innsbruck. Dies sollte gut funktionieren, wenn beispielsweise auch der Account des Instituts für Germanistik das Brenner-Archiv verlinkt oder anderweitig darauf verweist, wie es zum jetzigen Zeitpunkt bereits

manchmal getan wurde. Studierenden wird auf diese Weise das Archiv als Forschungsinstitution nähergebracht, die sich möglicherweise für wissenschaftliche Abschlussarbeiten als hilfreich erweisen kann.

Indem die Vielfalt der Bestände aufgezeigt wird, könnten Studierende ermutigt werden, nicht nur das Archiv zur Recherche zu benutzen, sondern auch als Fundgrube für spannende Themen einer Abschlussarbeit oder andere wissenschaftliche (oder gar künstlerische) Projekte. Als Alternative zu arrivierten Künstler:innen können sie hier zu regionalen und teils noch unentdeckten Autor:innen forschen. Das Archiv gleicht in diesem Punkt einer Schatzkammer. Neben Studierenden der einschlägigen Fächer und Wissenschaftler:innen sollten jedoch auch Laien von den Social-Media-Inhalten angesprochen werden. Dies kann schon durch eine oberflächliche Auseinandersetzung mit einigen Themen und Inhalten des Brenner-Archivs geschehen, indem sozusagen eine Kostprobe geboten wird, die vielleicht bei manchen die Neugier auf mehr weckt.

Die Gleichzeitigkeit materieller Bestände, die als Original in den Räumen des Archivs liegen, und ihrer digitalen Präsenz als Reproduktionen – sei es nun Text, Bild oder Ton – auf Social Media sollte sich nicht von vornherein gegenseitig ausschließen, sondern vielmehr als Bereicherung verstanden werden. Auf der Website des Brenner-Archivs geschieht dies bereits, hier werden die digitalisierten Bestände Forschenden wie Interessierten, abhängig von der Urheberrechtssituation, frei zugänglich gemacht. Eine solch umfassende Abbildung der Bestände kann in den sozialen Medien selbstverständlich nicht durchgeführt werden. Social Media sollte eher als Möglichkeit der allgemeinen Bewerbung und kurzen Selbstdarstellung in der Öffentlichkeit dienen. Aber auch hier können durchaus ausgewählte Inhalte abgebildet und etwas näher beleuchtet werden.

In der Praxis bietet sich die Plattform Instagram bestimmt am besten für den Start in den sozialen Medien an. Auf Instagram lassen sich sowohl Bilder als auch Videos hochladen, wodurch ein großer medialer Spielraum bei der Vorstellung des Archivs, der Räumlichkeiten und des Wissens zur Verfügung steht. Auch die Funktion der ‚Insta-Story‘ lässt sich ideal für aktuelle Informationen (Stellenausschreibungen oder anstehende Veranstaltungen) nutzen. Hinzu kommt die mögliche Vernetzung mit den Profilen von anderen Institutionen, beispielsweise von Partnerinstitutionen, Universitäten oder Forscher:innen. Mögliche Inhalte könnten etwa Interviews in Form von Kurzvideos sein, in denen Mitarbeiter:innen des Archivs sich und ihre Arbeit vorstellen. Diese Einblicke in die archivarisches Arbeit könnten zunächst einfach und oberflächlich gehalten werden, während später in weiteren Videos, die in die Tiefe gehen, komplexere Einblicke möglich werden. Weiters könnten auch einzelne Räumlichkeiten im Brenner-Archiv vorge-

stellt werden, um dem Publikum einen konkreten Eindruck zu vermitteln. Für Außenstehende wären solche Inhalte mit Sicherheit sehr interessant und insbesondere Unsicherheiten und Berührungängste mit dem Thema Archiv könnten durch das Bekanntwerden mit den Gesichtern und Räumen des Brenner-Archivs abgebaut werden und dazu einladen, sich auf einer der nächsten Veranstaltungen vor Ort ein eigenes Bild zu machen.

Hinsichtlich der üblicherweise knappen Zeit- und Personalressourcen im Archiv stellt ein Social-Media-Auftritt als zusätzliche Aufgabe eine besondere Herausforderung dar. Eine Möglichkeit, um Angestellte des Archivs von solchen Tätigkeiten zu entlasten, stellen studentische Mitarbeiter:innen dar, die in die Erstellung der Inhalte miteinbezogen werden können. Insbesondere in den Bereichen Grafik/Layout oder bei der Erstellung von Fotos und Videos könnten studentische Mitarbeiter:innen relativ flexibel und ohne eine zu aufwändige Einarbeitungszeit eingesetzt werden und viele sind mit den digitalen Medienformaten aufs Beste vertraut.

Im Sommer 2024 hat das Brenner-Archiv auf Instagram bereits mit einigen Beiträgen zu seinen Beständen und Wissenschaftler:innen begonnen. Nun bleibt nur der Blick in die Zukunft, der zeigen wird, ob das Brenner-Archiv von Social Media profitieren kann. Wir schlagen das Hashtag *#BrennerArchiv2040* vor.

Dokumentenerbe-Nominierung für Trakls letztes Zeugnis

Ein bedeutender Schritt zur öffentlichkeitswirksamen Präsentation der wertvollen Bestände des Brenner-Archivs sowie um die archivarischen und konservatorischen Bemühungen sichtbar zu machen, wäre die erfolgreiche Bewerbung um Aufnahme der am Institut liegenden literarischen (Teil-) Hinterlassenschaft von Georg Trakl in das Nationale Dokumentenerberegister *Memory of Austria*.

Es handelt sich hierbei um eine Initiative der Kultursektion des Bundeskanzleramtes; verzeichnet werden Dokumente oder komplette Sammlungen, »die von herausragender Bedeutung und historischer Wichtigkeit für das österreichische kulturelle Gedächtnis sind«⁴ und damit der UNESCO-Mission *Memory of the World* folgen.

Die Ziele der nachhaltigen Sicherung, des universellen Zugangs sowie der Bewusstseinsbildung decken sich mit den Ansprüchen des Brenner-Archivs. Die Anerkennung des handschriftlichen Briefs von Trakl an Ludwig von Ficker aus dem Jahr 1914 mit Trakls Testament und den Gedichten *Klage* und *Grodek* als *Memory of Austria* könnte in vielerlei Hinsicht dazu beitragen, das Brenner-Archiv als Kulturinstitution zu stärken und zu fördern.

Das nationale Nominierungsverfahren besteht aus einem Individualantrag, selbst einzubringen von der beantragenden Partei oder Institution. Das entsprechende Formular lässt sich auf unesco.at herunterladen, die bürokratischen Hürden für die Nominierung sind erstaunlich gering. Um das Verfahren erfolgreich zu durchlaufen, müssen einige formelle Voraussetzungen unbedingt erfüllt sein, außerdem gibt es bestimmte Unzulässigkeiten, die absolute Hinderungsgründe für die Nominierung darstellen. Zunächst muss 1) die Authentizität der Dokumente oder Sammlung nachgewiesen werden, 2) muss es sich dabei um vollständige Dokumente handeln, die in ihrer Gesamtheit auch 3) schlüssig d.h. zusammengehörig sind. Die Sammlung muss 4) ggf. auch abgeschlossen sein. Zudem sind die Dokumente 5) konservatorisch zu sichern und diese müssen dabei dennoch 6) öffentlich zugänglich bleiben oder werden. Ausgeschlossen vom Verfahren sind solche Dokumente, welche den Komplettbestand einer einzelnen Institution darstellen oder den allgemeinen Werten der UN/UNESCO (Stichwort Menschenrechte) zuwiderlaufen oder diskriminierend sind. Auch Dokumente politischer Parteien können nicht nominiert werden. Abseits dieser Formkriterien muss natürlich argumentiert werden, weshalb die Dokumente von besonderer historischer Bedeutung für Österreich sind.⁵ Kann dies nicht schlüssig dargelegt werden, erfolgt keine Aufnahme in das Register. In einem solchen Fall kann auch keine erneute Nominierung erfolgen.

In Bezug auf den Trakl-Bestand bzw. den besagten Brief sind formell alle Kriterien erfüllt und auch die Relevanz für Österreich liegt auf der Hand – Trakl ist einer der außergewöhnlichsten Lyriker seiner Zeit, der einen frühen, exemplarischen Tod erlitt, motiviert wohl durch die schrecklichen Erfahrungen an der Front im Ersten Weltkrieg. Literaturgeschichte, persönliche Biografie und politisches Weltgeschehen sind in seinem Werk auf ganz besondere Weise vereint und ästhetisiert, insbesondere in *Grodek*, seinem letzten Gedicht vor dem (vermuteten) Suizid.

Für das Brenner-Archiv würde es sich um das erste Nominierungsverfahren handeln. Aktuell sind im nationalen Register 21 andere Institutionen mit ihren nominierten Beständen gelistet, darunter in der Kategorie ›Literarische Werkmanuskripte‹ der Nachlass von Franz Michael Felder in der Vorarlberger Landesbibliothek, das Karl Kraus-Archiv der Wienbibliothek, der Nachlass von Ingeborg Bachmann sowie der Nachlass von Robert Musil in der Österreichischen Nationalbibliothek. Eine Aufnahme des Trakl-Bestandes am Brenner-Archiv oder des besagten Briefs würde die Relevanz des Brenner-Archivs und des Kulturstandorts Tirol unter Beweis stellen und weit über das Bundesland hinaus kommuniziert werden, da die Präsentation und Bewerbung der Nominierung vom Nationalkomitee der Memory of the World sowie der Österreichischen UNESCO-Kommission übernommen werden würde. Das

Brenner-Archiv könnte damit eine zuvor nie dagewesene Reichweite in eigener Sache erlangen und internationale Forscher:innen sowie Expert:innen und Interessierte anziehen. Auch das öffentliche Bild des Archivs könnte so vitalisiert werden, da das UNESCO-Label stark die öffentliche Wahrnehmung befördert und reges Medieninteresse auf sich zieht. In Folge einer erfolgreichen Nominierung könnte auch das Logo der *Memory of the World* für die eigene Kommunikation genutzt werden, sodass das Brenner-Archiv dieses externe Label als allgemeine Auszeichnung tragen könnte. Die Nominierung könnte auch die Tiroler Kulturpolitik wieder auf die Relevanz archivarischer Tätigkeit und literaturwissenschaftlicher Forschung am Standort Innsbruck aufmerksam machen und wünschenswerterweise das Brenner-Archiv bezuschussen und fördern.

Angemerkt sei hierzu noch, dass die Österreichische Nationalkommission unter den *Memory of Austria*-Nominierungen auch Vorschläge zur Aufnahme in das internationale Dokumentenerbe machen kann, sodass der Trakl-Bestand letztlich gar UNESCO *Memory of the World* werden könnte.

Künstliche Intelligenz im Archiv

KI-Technologien beeinflussen zusehends unsere Gesellschaft, auch das Archivwesen wird bzw. ist mit ihnen konfrontiert. Worin bestehen die Möglichkeiten und Risiken der KI im Archivwesen? Von welchen Technologien, die gerade jetzt in der Diskussion stehen und die im Brenner-Archiv 2040 vielleicht implementiert sein werden, sprechen wir?

Lise Jaillant versammelt in »Archives, Access and Artificial Intelligence« wichtige Aspekte der Digitalisierung und unterschiedliche Möglichkeiten im Umgang mit AI-Technologie und den Archiven. Künstliche Intelligenz kann zur Verarbeitung großer Mengen an digitalen Archivdaten und zur Identifizierung sensibler Inhalte verwendet werden. Die Technologie hat das Potenzial, Archive zu verändern, jedoch birgt sie neue Herausforderungen, einschließlich ethischer Fragen, die dadurch aufgeworfen werden.⁶

Thomas Padilla schlägt im Umgang mit *Dark Archives* und *digital born Archives* vor, semantische Metadaten mithilfe von Computer Vision aus Videomaterialien zu generieren. Darüber hinaus können mittels maschinellem Lernen Genrebestimmungen oder Volltextzusammenfassungen von Textmaterial erstellt werden. Die Beschreibung von Audiomaterial kann mit Sprache-zu-Text-Transkription verbessert werden. Mit künstlicher Intelligenz können bisher unbekannte Links zwischen Forschungsdatenbeständen erstellt werden, die das Potenzial haben, unerwartete Forschungsfragen zu unterstützen.⁷

In ähnlicher Weise zeigt Paul Gooding auf, welch' komplexe Systeme Archive und Bibliotheken sind, die aus den Wechselbeziehungen zwischen der technischen Infrastruktur, dem Raum, dem Personal und den Benutzern entstehen. Gooding sieht in der Zusammenarbeit zwischen Datenwissenschaft, den Digital Humanities und der Bibliotheks- und Informationswissenschaft eine Möglichkeit zur Transparenz, wie Katalogdaten wiederverwendet, verarbeitet und dokumentiert werden können.

Das von Gooding aufgegriffene Konzept der *Black Box* geht dabei auf Bruno Latour zurück. Latour beschreibt eine *Black Box* als ein Gerät, das Input aufnimmt und Output liefert. Auf die komplexen internen Funktionsweisen der Wissensgenerierung kann jedoch nicht zugegriffen werden. Laut Gooding besteht bis heute eine Lücke im Verständnis darüber, wie sich die Verbindung zwischen Bibliothekssystemen, Bibliotheksressourcen und Benutzerverhalten gestaltet, und besonders wenig Aufmerksamkeit wird der Frage gewidmet, wie die Katalogdaten, die diese Erkenntnisse liefern, von Forscher:innen erstellt, verarbeitet und empfangen werden. Die Daten, auf die wir uns verlassen, um die Nutzung digitaler Bibliotheken zu verstehen, stellen zu oft eine *Black Box* dar. Mithilfe von KI-Tools könnten laut Gooding Benutzerstudien erstellt werden, die sich mit der Nutzung digitaler Bibliotheksressourcen befassen.⁸

Ein wichtiger Aspekt hierfür ist die Arbeit an *Explainable Artificial Intelligence* (XAI). Hinter diesem Begriff steht die Entwicklung von Techniken des maschinellen Lernens, die besser erklärbare Modelle produzieren. Es sind Modelle des maschinellen Lernens, welche die Transparenz erhöhen und es menschlichen Benutzern ermöglichen, Operationen der künstlichen Intelligenz in ihrer eigenen Arbeit zu verstehen, ihr zu vertrauen und sie zu verwalten. Gooding sieht darin großes Potential für die Zukunft von Archiven und für die geisteswissenschaftliche Forschung. Digitale Bibliotheksbenutzerstudien können eine große Bereicherung darstellen und die Technologie würde helfen, Fragen der Datenherkunft und etwaige Bias in der Forschung herauszufinden.⁹

Unter *Dark AI* hingegen ist künstliche Intelligenz zu verstehen, die dem menschlichen Leben nicht nützt, sondern Schaden zufügt. Jaillaint sieht ein Risiko, dass potenziell sensible Daten an die Öffentlichkeit gelangen, diese Daten in kriminelle Hände fallen oder persönliche Informationen veröffentlicht werden und gegen Datenschutzbestimmungen verstoßen wird. Automatische Bildkennzeichnungen in digitalen Sammlungen könnten zu einigen negativen Ergebnissen führen und einen erheblichen Imageschaden für Kulturinstitutionen mit sich bringen. Bis heute ist die Technik fehleranfällig und hat schon des Öfteren für Aufsehen gesorgt.¹⁰

Die Datenbanken der Tech-Giganten speisen sich aus riesigen Datenmengen, was sehr oft zu vorurteilsbehafteten Ergebnissen führt, die rassistische, sexistische und andere Stereotype erzeugen. Generell lassen Firmen

wie Google, Microsoft oder Apple keine Einblicke in die Abläufe ihrer AI-Technologie zu, was wiederum zum Phänomen *Black Box* führt. Ein Beispiel hierfür ist die Zusammenarbeit des Museum of Modern Art in New York City mit Google. Seit 1929 hat das Museum Tausende von Fotos gesammelt, den Bildern fehlten jedoch die Metadaten. Die Algorithmen von Google identifizierten automatisch 27.000 Kunstwerke und machten die Sammlungen zugänglicher. Das Museum erhielt allerdings keinerlei Einblick, wie die Auswertung funktionierte.¹¹

Generell stellt sich die Problematik, dass sich bei der Anwendung von KI-Technologien die Bias in Datensätzen reproduzieren. Padilla sieht im Versuch, diese Bias zu eliminieren, die Gefahr, dass sich diese noch verstärken. Er fordert eine kritische Reflexion der Datensätze und der erzeugten KI-Ergebnisse. Die Datensätze sollten nicht als objektiv erzeugte Daten gesehen werden, sondern als Produkt, das durch die Daten auch menschliche Vorurteile reproduziert.¹² Jaillant vereint unterschiedliche Herangehensweisen, im Zentrum ihrer Überlegungen steht, dass sie in Archiven und Bibliotheken einen Gegenpol zu den Tech-Giganten erkennt und auch die Möglichkeit, deren Macht auszugleichen. So verlasse sich die Öffentlichkeit anstelle von Bibliotheken und anderen Forschungseinrichtungen zunehmend auf kommerzielle Suchmaschinen, die verzerrte Ergebnisse liefern. Kultureinrichtungen wie Archive und Bibliotheken können durch die Fokussierung auf Ethik, Transparenz, Datenschutz und Inklusion eine Führungsrolle übernehmen.

Die Rolle, welche die Archive als Erhalter des Wissens übernehmen, ist auch die Position, die sie in einer der zentralen kulturellen Debatten des 21. Jahrhunderts übernehmen sollen. Durch alternative Ansätze für maschinelles Lernen, die auf den Aufbau und die Erhaltung ausgerichtet sind, könnten Archive und Bibliotheken zu idealen Orten für die Entwicklung verantwortungsvoller künstlicher Intelligenz werden.¹³

Digitalisierungsinitiative

Zur Digitalisierung und digitalen Transformation sowie der Frage nach dem digitalen »Original« u.Ä. haben sich Alexander Honold, Anita Eichinger, Anton Unterkircher, Markus Ender, Gabriele Klunkert, Joseph Wang-Kathrein, Ulrich Lobis und Anja Grebe in den letzten *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* (Nr. 24/2023) ausführlich geäußert.¹⁴ Deshalb wollen wir diese Diskussion nicht wiederholen, sondern bloß einen Vorschlag unterbreiten: Anzustreben ist die Gründung einer Tiroler Digitalisierungs-Taskforce. Dabei könnte es sich um eine Kooperationsinitiative der Archive, Bibliotheken, Museen und anderen Tiroler Kultureinrichtungen handeln, die mit der Anfertigung von

Digitalisaten vertraut wird und synergetische Effekte und den Transfer von Knowhow nutzt, um die Digitalisierung des noch zu großen Teilen bloß analog zugänglichen Archivguts voranzutreiben und eine einheitliche, allen wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht werdende Qualität an Digitalisaten zu produzieren.

Im Zuge dessen sollen auch die Metadaten in die entsprechenden Datenbanken eingepflegt werden. Zu überlegen wäre dabei eine gewisse Vereinheitlichung in der Erfassung und späteren Darstellung und Durchsuchbarkeit dieser Metadaten. Unter anderen hat José Calvo Tello auf das Problem der unterschiedlich gehandhabten Metadatenerfassung hingewiesen. Er plädiert dafür, sich hier aktiver zu zeigen und diese »Tragikomödie« nicht einfach hinzunehmen.¹⁵ Eine gemeinsame Tiroler Digitalisierungsinitiative könnte in diesem Sinne die Archivbestände sichern und regelgeleitet digital aufarbeiten.

In der Finanzierungsfrage ist man aber bestimmt auf die Unterstützung, d.h. Kulturförderung des Landes Tirols angewiesen, die eine solche Digitalisierungsstrategie ins Auge fassen und die zusammenarbeitenden Institutionen autonom an einer solchen arbeiten lassen müsste. Dies würde dem gesamten Archivschatz des Landes zugutekommen und wäre jedenfalls die Voraussetzung zur etwaigen späteren Veröffentlichung und digitalen Bereitstellung der Digitalisate für die Forschung und interessierte Öffentlichkeit.

Ausblick

Die kommenden Jahre und Jahrzehnte werden also bestimmt herausfordernd für das Brenner-Archiv. Aber es ist Zuversicht angesagt. Die Autor:innen wünschen der Institution bis ins Jahr 2040 und darüber hinaus viel Erfolg und Kraft, um am Puls der Zeit zu bleiben – insbesondere die hier diskutierten Bereiche Wissenschafts-/Kulturvermittlung und Öffentlichkeitsarbeit sowie Digitalisierung und KI betreffend – und dabei doch auch die archivarische Kerntätigkeit und Erforschung der Bestände voranzutreiben. Wenn sich dabei die ein oder andere hier formulierte Idee oder eine unserer allgemeinen Überlegungen als brauchbar erweist, haben die Autor:innen ihren Beitrag zum *#BrennerArchiv2040* geleistet.

Anmerkungen

- 1 <https://archivwuendig.podigee.io/> (Zugriff am 20.09.2024).
- 2 Vgl. <https://www.uibk.ac.at/de/brenner-archiv/digital/> (Zugriff am 20.9.2024).
- 3 <https://literaturtirol.at/landkarte> (Zugriff am 20.9.2024).
- 4 Österreichische UNESCO-Kommission: Dokumentenerbe. Online unter: <https://www.unesco.at/kommunikation/dokumentenerbe/memory-of-austria> (Zugriff am 16.9.2024).
- 5 Vgl. die Richtlinien des Österreichischen MoW Registers; online unter: https://www.unesco.at/fileadmin/Redaktion/Kommunikation/MoW_Austria/Memory_of_Austria_Nominierung/Oesterreichisches_Memory_of_the_World_Register_Richtlinien_2024.pdf (Zugriff am 20.9.2024).
- 6 Vgl. Lise Jaillant: Introduction. In: dies. (Hg.): Archives, Access and Artificial Intelligence. Bielefeld University Press 2022, 9.
- 7 Vgl. ebenda, 10.
- 8 Vgl. Paul Gooding: Towards a Critically Addressable Data for Digital Library User Studies. In: Lise Jaillant (Hg.): Archives, Access and Artificial Intelligence. Bielefeld University Press 2022, 109–130; hier 111.
- 9 Vgl. ebenda, 109ff.
- 10 Vgl. Jaillant (Introduction), 16.
- 11 Vgl. ebenda, 19.
- 12 Vgl. ebenda.
- 13 Vgl. ebenda, 15ff.
- 14 Dossier »Original – Kopie«, in: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 42/2023, S. 75–155.
- 15 Vgl. José Calvo Tello. Gattungen als Metadaten in der Bibliothek: Eine Tragikomödie. [Vortrag] Workshop: Digitale Gattungshermeneutik. LMU München 12.09.2024.

Dossier Kulturarchive und Gender

Kulturarchive und Gender: Ein gemeinsamer Anfang

von Arnhilt Inguglia-Höfle, Verena Lorber und
Ursula A. Schneider

Archive als Spiegel der Gesellschaft – und als Orte der Macht

Kulturarchive sind Einrichtungen zur Bewahrung und Dokumentation des kulturellen Erbes. Sie spielen eine entscheidende Rolle bei der Bildung, Aufrechterhaltung und Weitergabe des kulturellen Gedächtnisses einer Gesellschaft und ermöglichen aktuellen sowie zukünftigen Generationen den Zugang zur Vergangenheit.¹ Anders als historische Archive konstituieren sich die historisch gewachsenen Gesamtbestände der Kulturarchive über das sogenannte *Prinzip der Hochkultur* und des *Kanons*.

Den patriarchalen kulturellen Kanon aufzubrechen war bereits ein Ziel von Denkerinnen der ersten Frauenbewegung.² Dieses Anliegen setzte sich in den 1970er Jahren in der sogenannten Frauenforschung fort und fand in zahlreichen wissenschaftlichen Disziplinen, etwa in der feministischen und später genderorientierten Literaturwissenschaft, seine Weiterentwicklung. Die sich wandelnden Begriffe für die Methode und das Tun spiegeln die Entwicklungen der feministischen bzw. Gender-Theorie. Das Ziel war und ist, dem bestehenden Kanon etwas hinzuzufügen, ihn zu brechen oder ihn als Herrschaftskultur zu demaskieren. Das ist nicht leicht, denn der Kanon ist eben der Kanon, d. h. im Fall der Literatur eine Auswahl von Schriftkultur, die über Jahrtausende vor allem von Männern in Machtpositionen dominiert wurde. Waren das zu Beginn Herrschende oder Priester, die mit der Autorität ihres Amtes – hinter dem oft sogar ein Gott stand! – dem Schriftgut seinen Wert zusprachen, so wurde das Amt der Wertzusprechung zwar republikanisch und bürgerlich, aber beileibe nicht demokratisch.³ Die überwiegende Mehrheit von Frauen war und blieb über Jahrhunderte auf struktureller Ebene von der Schriftkultur ausgeschlossen. Vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert war Frauen nicht nur die Teilhabe am öffentlichen Diskurs, sondern auch der Zugang zu Bildung, Politik, Wissenschaft oder Religion verwehrt. Und ab dem frühen 19. Jahrhundert sorgte das Konzept von den »eigentlichen« Eigenschaften der Frauen und der Männer dafür, dass Frauen weiterhin größtenteils aus der öffentlichen Sphäre (wozu auch das Publizieren gehört) ausgeschlossen blieben und innerhalb der sozialen Beziehungen inner- und außerfamiliär ihre dienenden Rollen beibehielten. Virginia Woolf beschrieb die sentimental verbrämte soziale Zwangssituation von Mädchen und Frauen mit ihrem Bild des »Engels des Hauses«; wer ein »Engel des Hauses« ist, hat

weder das Bedürfnis noch die Zeit, künstlerische Werke zu schaffen und diese auch noch an die Öffentlichkeit zu bringen.⁴ Diese Vorstellungen und Ideale des 19. Jahrhunderts blieben bis heute wirkungsmächtig.

Auch durch den sogenannten *archival turn* seit Ende des 20. Jahrhunderts werden Archive mittlerweile nicht mehr als neutrale Aufbewahrungsorte verstanden, sondern als Akteur:innen, die einen maßgeblichen Einfluss auf die Konstruktion von Geschichte, Wissensproduktion und Identitätsbildung haben. Schon in den 1970er Jahren hat Michel Foucault in seinen Arbeiten auf die Bedeutung von Archiven zur Produktion und Verbreitung von Wissen hingewiesen und dazu beigetragen, den Fokus verstärkt auf die Machtaspekte von Archiven zu richten.⁵ Durch vorherrschende Auswahl- und Ausschlussmechanismen, die zugrunde liegenden Machtstrukturen, den Anspruch auf Deutungshoheit sowie die Verteilung von Kapital und Ressourcen räumt das Archiv bestimmten Geschichten, Akteur:innen, Diskursen oder Perspektiven mehr Sichtbarkeit ein als anderen. Das Bild der Gesellschaft, das durch das Archiv überliefert wird, ist somit weder objektiv noch vollständig oder vielfältig. Allzu oft wird nur eine kleine Personengruppe berücksichtigt: weiße Männer. Alle *Anderen* – so etwa Frauen, Männer aus nicht privilegierten Gesellschaftsschichten, Bewohner:innen der ehemaligen Kolonien,⁶ Migrant:innen, Exilant:innen, (offen) nicht-heterosexuelle und nicht-binäre Personen – wurden lange nicht nur weitgehend aus dem öffentlichen Leben und dem kulturellen Kanon, sondern folglich auch aus der Dokumentation und Archivierung ausgeschlossen. Dieser Ausschluss innerhalb der Archive ist strukturell bedingt und zeigt sich in den Beständen, den Sammlungsstrategien und der Wahrnehmung.

Dieser Ausschluss ist der Beginn – oder das Ende – eines Teufelskreises. Weil Frauen in den Kulturarchiven fehlen, könnte der Schluss gezogen werden, Frauen hätten nicht geschrieben, komponiert, gemalt, philosophiert, geforscht etc. Weil die Meinung herrscht(e), Frauen würden nicht (gut genug) schreiben, komponieren, malen, philosophieren, forschen etc., fehlen Frauen in den Kulturarchiven. Doch das Fehlen von Frauen kann auch anders interpretiert werden, nämlich dahingehend, dass die Archive die von Frauen verantworteten kulturellen Leistungen als nicht aufnehmenswert kategorisiert haben.

Den Kanon zu ändern wurde von Beginn an mit einer ins Positive gekehrten Strategie verfolgt: das Sichtbar-Machen von Frauen in der Geschichte und der Gegenwart.⁷ Das ist nicht so einfach, denn dagegen stehen die selbsternannten Wächter der literarischen bzw. künstlerischen »Qualität«.⁸ Erst durch die zweite Frauenbewegung in den 1960er und 1970er Jahren in den USA und Westeuropa wurde erstmals ein Bewusstsein für die Notwendigkeit und den Handlungsbedarf zur Sichtbarkeit von Frauen in historischen Archiven

geschaffen. Das Ziel war es, Lebensspuren von Frauen zu erkennen oder zu entdecken. Auch sollten die vorhandenen Quellen neu evaluiert werden, indem patriarchale Strukturen, die sich widerspiegeln, ausfindig gemacht werden. Nicht zuletzt ging das Bemühen dahin, das Sammlungsdefizit durch neue Repräsentationsformen und -quellen, wie mündliche Überlieferungen (»oral history«), zu schließen.

Aber auch die Institution Archiv als kulturelles Speichergedächtnis wurde betrachtet: Es wurde ausgesprochen, dass es kein natürlicher Prozess ist, wer oder was Eingang ins Archiv findet und somit auch in den Forschungskanon – sondern eine Entscheidung von Menschen, die sich auf (oft) unausgesprochene kulturelle Einigungen berufen. Zugleich setzten sich Kulturwissenschaftler:innen mit den Begriffen und Definitionen von Autorschaft, Kunstschaffen oder Genie und Kanon auseinander und hinterfragten diese Eigen- und Fremdzuschreibungen kritisch. Nicht überraschend konnte konstatiert werden, dass Frauen generell und andere marginalisierte Gruppen der Gesellschaft in den archivarischen Überlieferungen und damit im kulturellen Gedächtnis stark unterrepräsentiert sind.

Wenn wir den Fokus auf Frauenbestände in Kulturarchiven richten, zeigt sich, dass nicht nur die Rahmenbedingungen der sammelnden Institutionen dazu beitragen, dass sie unterrepräsentiert sind. Eine zentrale Rolle spielen – zeitlich den Institutionen jeweils vorgelagert – die Lebensbedingungen von Sammlungsbildnerinnen, zu denen gesellschaftliche Zuschreibungen und Ausschlussmechanismen gehören. Wie Ursula Schneider und Annette Steinsiek analysiert haben, beeinflussen hier drei Aspekte die Chancen, ob ein Nachlass an die Nachwelt gerät: Der zur Verfügung stehende Platz (z. B. ist ein eigenes Arbeitszimmer vorhanden, gibt es im Fall von Autor:innen Ressourcen wie eine Schreibmaschine, welches Papier kann man sich leisten – billigeres Papier ist schlechter haltbar –, gibt es Lagerraum), das Selbstverständnis (wird die eigene Arbeit als sammlungswert eingestuft, was stark von gesellschaftlichen Ausgrenzungsmerkmalen wie Gender, *class* oder *race* beeinflusst wird) und die Bewertung durch die Nachwelt (gibt es Nachkommen, die Interesse daran haben, das kulturelle Erbe zu erhalten).⁹

Aber warum hat es in den Kulturarchiven rund drei Jahrzehnte länger als in den Geschichts- und Kulturwissenschaften gedauert, bis eine geschlechterkritische Debatte überhaupt angestoßen wurde? Unsere These ist, dass praxisbezogene kulturelle Diskurse offensichtlich langsamer bzw. zögerlicher und konservativer auf wissenschaftliche Entwicklungen und schwerfälliger auf Paradigmenwechsel reagieren.¹⁰ Vielleicht weil sie auf die Evaluation der Ergebnisse der Forschungen der akademischen Disziplinen »warten« (müssen)? Denn es braucht Editionen von Komponistinnen,

um deren Musik in die Konzertsäle zu bringen. Es braucht Studien zu Malerinnen, damit Ausstellungen attraktiv für das Publikum sind; und es braucht Auseinandersetzungen mit dem literarischen Kanon und der Überlieferungspolitik, um im Literaturarchiv den Status quo kommentieren und Änderungen vorschlagen zu können.

Bestandsaufnahme in österreichischen Kulturarchiven

Auch wenn das Wissen über diese Schieflage mittlerweile vorhanden ist und zahlreiche theoretische Arbeiten sich mit den Ein- und Ausschlussmechanismen bestimmter Gruppen in Archiven beschäftigen, wird der Bedeutung der Kategorie Gender für die Praxis in den Kulturarchiven nach wie vor zu wenig Bedeutung zugemessen. Sei es, wenn es darum geht, zu entscheiden, in welche Nachlässe investiert wird, welche Nachlässe prioritär erschlossen werden und an welche Nachlässe Forschungsprojekte geknüpft werden, oder auch, wie es um die Methoden steht. Mussten 2003 noch Vorschläge für gendergerechte Formulierungen der Erschließungsregeln, die damals noch geltenden RNA (Regeln zur Erschließung von Nachlässen und Autographen), gemacht werden,¹¹ so sind diese Vorschläge mittlerweile längst angenommen worden. Aber die Arbeit ist hier noch nicht zu Ende. Eine der großen Herausforderungen der geschlechterkritischen Praxis und Methodologie in den Kulturarchiven ist der Medienwechsel vom Analogen zum Digitalen.

Metadaten etwa sind entscheidend für die Archivierung, Präsentation und Analyse von historischen Quellen und Forschungsdaten. Ohne Metadaten fehlen die entscheidenden Informationen zum Inhalt und zum inhaltlichen und materialbezogenen Kontext der Quellen. Da Ressourcen gemäß den FAIR-Prinzipien (findable, accessible, interoperable, reusable – auffindbar, zugänglich, interoperabel, wiederverwendbar) online publiziert werden sollen, sind die Metadaten besonders wichtig. Denn »[f]rei zugängliche, maschinenlesbare Metadaten ermöglichen nicht nur die Integration in Suchmaschinen und andere Findmittel, sondern verändern auch die Art und Weise, wie historische Quellen und Forschungsdaten erforscht, interpretiert und verstanden werden.«¹² Die Einbeziehung von Gender-Aspekten in die FAIR-Prinzipien kann dazu beitragen, die Sichtbarkeit und Zugänglichkeit geschlechtsspezifischer Daten und Forschungsergebnisse zu verbessern. Durch gezielte Kennzeichnung und Beschreibung werden diese Daten leichter auffindbar und nutzbar. Dies fördert die Forschung zu Gender-Themen und unterstützt Forschende sowie Interessierte dabei, auf relevante Informationen zuzugreifen und diese zu nutzen.

Initiativen wie das *Handbuch zur Erstellung diskriminierungsfreier Metadaten für historische Quellen und Forschungsdaten*, feministische Thesaura oder eine geschlechterkritische Auseinandersetzung mit der Beschlagwortung gibt es im bibliothekarischen Bereich schon länger.¹³ Ein Abgleich dieser Werke mit dem aktuellen Regelwerk RNAB (Ressourcenerschließung mit Normdaten in Archiven und Bibliotheken – das 2019 in Kraft getretene Nachfolgeregelwerk der RNA) steht noch aus.

Neue Technologien, wie der Einsatz von Künstlicher Intelligenz (KI), werden auch in den Kulturarchiven in Zukunft eine zentrale Rolle spielen, sei es bei der formalen Erschließung, der inhaltlichen Analyse oder der Wissensvermittlung. Debatten über die Verzerrungen (»Bias«) von KI-generierten Ergebnissen sind bereits angestoßen.¹⁴ Gerade historische Sammlungen bergen ein eklatantes Risiko, dass Werte und Normen ihrer Entstehungszeit perpetuiert werden. Doch das Problem, das das Nicht-Vorhandensein bzw. die Unsichtbarkeit von Frauenbeständen in den Archiven mit sich bringt, liegt noch tiefer. KI kann nur Daten analysieren, die vorhanden sind. Das heißt, diese Bestände müssen zuallererst in die Archive aufgenommen werden, sie müssen dann mit nicht unerheblichem Aufwand (personell, finanziell) elektronisch erfasst und idealerweise digitalisiert werden. Ansonsten werden sie auch im Zuge der digitalen Transformation unsichtbar bleiben und die Verzerrung wird sich auch im neuen Zeitalter unweigerlich fortsetzen.

Die Genderproblematik in den Kulturarchiven hat sich besonders augenscheinlich bei der österreichischen Arbeitstagung des Kompetenznetzwerks für Nachlässe KOOP-LITERA¹⁵ 2022 in Linz bei den Präsentationen, Diskussionen und informellen Gesprächen gezeigt. Kolleginnen formulierten dort ihre Unzufriedenheit mit der (Nicht-)Behandlung des Themas und das wiederum führte dazu, dass sich innerhalb des KOOP-LITERA-Netzwerks eine Gruppe gebildet hat, die sich nun in verschiedenen Initiativen mit diesen Fragen auseinandersetzt, allen voran: Wie ist die konkrete Situation in den Kulturarchiven in Österreich? Was bedeutet die Kategorie Gender für die eigene Arbeitspraxis?

Ein erstes Ergebnis dieser Beschäftigung mit dem Thema war das Panel »(Kultur)Archive und Gender« bei der Arbeitstagung der KOOP-LITERA Österreich im Juni 2023 in Graz. Dieses Panel war getragen von einer Gruppe, die sich Arbeitsgruppe Gender benannt hat: Ingrid Fürhapter (Franz-Michael-Felder-Archiv, Bregenz); Arnhilt Inguglia-Höfle (Literaturarchiv der ÖNB, Wien); Verena Lorber (Franz und Franziska Jägerstätter Institut, Linz); Maria Piok (Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Innsbruck); Hanna Prandstätter (Archiv der Zeitgenossen, Krems); Susanne Rettenwander (Literaturarchiv

der ÖNB, Wien); Ursula Schneider (Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Innsbruck); Kyra Waldner (Wienbibliothek im Rathaus); Gundula M. Wilscher (Archiv der Zeitgenossen, Krems) und Lina Maria Zangerl (Literaturarchiv Salzburg).

Wir möchten uns an dieser Stelle herzlich bei den Organisator:innen der Tagung im Franz-Nabl-Institut für Literaturforschung der Universität Graz 2023 bedanken, die unsere Idee von Anfang an unterstützt und uns auch einen großzügigen zeitlichen Rahmen zur Verfügung gestellt haben, um einen ersten Schwerpunkt zum Themenbereich Gender und Archive zu setzen.¹⁶ Ergebnisse dieses Panels – ergänzt durch Aufsätze von Li Gerhalter, Verena Lorber und Melanie Salvenmoser – finden sich nun verschriftlicht im vorliegenden Dossier der *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv*. Wir bedanken uns bei den Kolleg:innen, die sich für den Peer-Review-Prozess zur Verfügung gestellt haben, und danken den Herausgeber:innen der *Mitteilungen* Ulrike Tanzer und Markus Ender für diese schöne Möglichkeit, das Dossier zeitnah zu veröffentlichen.

Wir haben uns für das Panel in Graz und für das vorliegende Dossier dazu entschieden, den Fokus ausschließlich auf Frauen zu richten. Diese Reproduktion des binären Gender-Modells beruht natürlich auf dem historischen Diskurs der Zweigeschlechtlichkeit, der ja seine massiven Auswirkungen auf die Archive und die Archivbestände hat(te). Dieser Schwerpunkt auf Frauen soll in weiterer Folge im Sinne der Intersektionalitätsforschung¹⁷ um andere Perspektiven erweitert werden, etwa auf andere marginalisierte Gruppen wie homosexuelle oder nicht-binäre Personen oder Migrant:innen in den Kulturarchiven; oder um methodische Erweiterungen wie Diversität im Archiv, sprachlich heterogene Bestände oder die intersektionale Perspektive bei der Archivpraxis.

Es hat auch uns als Herausgeberinnen des vorliegenden Dossiers erstaunt, dass sich bei den Fallbeispielen ein kleiner Schwerpunkt von selbst ergab. Drei der folgenden sieben Beiträge setzen sich mit den Auswirkungen von heterosexuellen Paar-Konstellationen in der kulturellen Produktion und Überlieferung auseinander. Im ersten präsentierten Beispiel verschwand die Frau fast zur Gänze aus dem Gedächtnis des Archivs (Grete Leitgeb). Im zweiten Beispiel blieb die Frau nicht als Autorin, sondern nur als Witwe im kulturellen Gedächtnis übrig (Friderike Zweig). Das dritte Beispiel schließlich zeigt die Witwe Franziska Jägerstätter in ihrem lebenslangen Engagement, das Erbe ihres Mannes zu bewahren und weiterzutragen.

Die Beiträge dieses Dossiers

LI GERHALTER steuerte für dieses Dossier einen programmatischen Aufsatz bei. Gerhalter ist Historikerin und wissenschaftliche Leiterin der Sammlung Frauennachlässe an der Universität Wien. Daneben ist sie Vorstandsmitglied von frida, Verein zur Förderung und Vernetzung frauenspezifischer Informations- und Dokumentationseinrichtungen in Österreich. Schon lange forscht und publiziert sie über Gender im Archiv, manchmal auch mit Blick auf den Gender-Gap in Kulturarchiven. Sie nähert sich ihrem Thema aus zwei Perspektiven: der Archivperspektive und der Forschungsperspektive, gerade wenn es um die Suche nach und manchmal der Generierung von Quellen geht.

Bieten die von Gerhalter genannten Beispiele und Perspektiven eine wertvolle Grundlage für die folgenden Beiträge, so ist besonders der Unterschied zwischen den Archiven für lebensgeschichtliche Aufzeichnungen (wie historische Archive überhaupt) und den Kulturarchiven aufschlussreich: Bei ersteren fehlt zur Gänze das Auswahlkriterium der künstlerischen Qualität. Dieses ist jedoch für Kulturarchive konstitutiv (die Archivperspektive). Auch die Forschungsperspektive unterscheidet sich, denn die Frage der Forschenden zentriert sich ja zumeist auch auf das kulturelle Feld – d. h. sie interessieren sich z. B. für Zeugnisse von Autorinnen, weil sie für relevant, für gut und/oder wichtig gehalten werden im Hinblick auf ein literarisches Feld, und nicht nur, weil sie Frauen mit einem Alltag waren.

Richtungweisend für die folgenden Beiträge im Dossier ist u. a. die von Li Gerhalter hier und an anderen Stellen postulierte These, dass aufwendigere »Grabungen« notwendig seien, um allfällige versteckte Frauenbestände in den Sammlungen sichtbar zu machen.¹⁸ SUSANNE RETTENWANDER (Literaturarchiv der ÖNB, Wien), HANNA PRANDSTÄTTER (Archiv der Zeitgenossen, Krems), GUNDULA WILSCHER (Archiv der Zeitgenossen, Krems), DAVID KESSLER (Bundesforschungszentrum für Wald, Wien) und INGRID FÜRHAPTER (Franz Michael Felder Archiv, Bregenz) griffen diesen Appell auf. Unter dem Motto »Es ist Zeit, dass Bewegung in die Sache kommt.« machten sie die »Kulturtechnik des Zählens« zur Methode und führten insgesamt drei quantitative Erhebungen durch. Mithilfe einer umfassenden Umfrage wurden zunächst die Sammlungsbestände der in KOOP-LITERA Österreich vertretenen Institutionen erhoben und nach Genderkategorien aufgeschlüsselt. Die Vorträge der Jahrestagungen des Archivnetzwerks dienten als Datengrundlage der zweiten Analyse. Die dritte Untersuchung widmete sich den vom Österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF) geförderten Forschungsprojekten in den relevanten Wissenschaftsdisziplinen. Die Ergebnisse aller drei Studien machen erstmalig die wirklich erschreckenden Ungleichgewichte in den Erwerbungs-, Vortrags- und Forschungspraktiken

der österreichischen Kulturarchive anhand von aktuellen, handfesten Zahlen greif- und sichtbar.

LINA MARIA ZANGERL führt exemplarisch vor, wie groß der Arbeitsaufwand einer gendergerechten Erschließung tatsächlich ist. Ihr Beitrag kreist um den nicht mehr vorhandenen Nachlass von Friderike Maria Zweig, einer Autorin und Aktivistin, die in der Literaturgeschichte lange Jahre nur als geschiedenen Frau von Stefan Zweig – und damit Bewahrerin von Quellen zu und Erinnerungen an Zweig – Interesse gefunden hat. Durch ein Versäumnis der Literaturwissenschaft und der Archive ist ihr Nachlass unwiederbringlich verloren. Und durch ein weiteres Versäumnis der Literaturwissenschaft ist auch lange keine wissenschaftliche Beschäftigung mit den vorhandenen Quellen begonnen worden.

URSULA A. SCHNEIDER befasst sich in einem weiteren Fallbeispiel mit den literarischen Übersetzungen des Ehepaars Josef und Grete Leitgeb. Beide zeichneten für die erste deutschsprachige Übersetzung der Erzählung *Der kleine Prinz* (1950) von Antoine de Saint-Exupéry verantwortlich, das nach der Bibel am meisten verkaufte und übersetzte literarische Werk. Während die Co-Übersetzer:innenschaft im gedruckten Buch vermerkt ist, verabsäumte die archivarische Erschließung des Nachlasses Josef Leitgeb, die Beteiligung Grete Leitgeb sichtbar zu machen. Schneider analysiert, wie diese systematische Verdrängung und letztlich Unkenntlichmachung ihrer kulturellen Leistung durch das Archiv patriarchale Konzepte von ›Autorschaft‹ reproduziert und fixiert.

Der Forschungsfokus auf die vielschichtige Rolle von Frauen im Schatten ihrer berühmten Ehemänner wird im Aufsatz von VERENA LORBER um eine weitere Facette bereichert. Franz Jägerstätter, Wehrdienstverweigerer während des Zweiten Weltkriegs, wurde 2007 von der katholischen Kirche als Märtyrer seliggesprochen. Lorber untersucht, welchen Beitrag seine Witwe Franziska Jägerstätter, die ihren Mann um 70 Jahre überlebte, über Jahrzehnte in der Erinnerungs- und Gedenkarbeit, aber auch der Sammlungspraxis und der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit seiner und – erst viel später – auch mit ihrer Person gespielt hat.

Charlotte Herzfeld stand zwar nicht im Schatten eines Ehemanns, doch ist sie die bis heute übersehene Schwester der bekannten Brüder John Heartfield und Wieland Herzfelde. MELANIE SALVENMOSER nahm »Grabungen« in ihrem Nachlass vor, der 2011 vom Literaturarchiv Salzburg übernommen wurde, und zeichnet den turbulenten Lebenslauf der künstlerisch begabten Schwester nach. Charlotte Herzfelds Werk besteht aus literarischen Arbeiten und aus vergänglichen – kaum mehr überlieferten – Pflanzen-Montagen, aus Pflanzenteilen zusammengestellten neuartigen Blumen und kunstgewerblichen »Vitrinenarbeiten« mit Pflanzen.

Unter dem Titel *Ariadne und das Knäuel roter Fäden* stellt ANDREA GRUBER die frauen- und genderspezifische Informations- und Dokumentationsstelle an der Österreichischen Nationalbibliothek vor. In ihrem Praxisbericht werden historische wie auch aktuelle Entwicklungen und Herausforderungen benannt und reflektiert. Vorgestellt werden u. a. der Ariadne-Thesaurus, der seit 1992 kontinuierlich ergänzt wird und ein zentrales Werkzeug für die inhaltliche Beschreibung und Sichtbarmachung von frauen- und genderspezifischer Literatur in Bibliotheken und Datenbanken darstellt, sowie das interaktive Webportal *Frauen in Bewegung 1818–1938*, das die Geschichte und Netzwerke der Frauenbewegungen dokumentiert und visualisiert.

Von Anfang an war die Gender-Arbeitsgruppe im Rahmen von KOOP-LITERA daran interessiert, weitere Initiativen und Projekte zum Thema Gender und Kulturarchive zu planen. Neben dem alleinigen Fokus auf Frauen setzt sich dieses Dossier fast ausschließlich mit der Überlieferung des geschriebenen Worts auseinander. Auch dieser Umstand verlangt nach Fortsetzung, etwa im Hinblick auf Nachlässe von bildenden Künstler:innen, Musiker:innen, Philosoph:innen, Wissenschaftler:innen, politischen Aktivist:innen usw.

Als Ausgangspunkt und Handreichung für zukünftige Unternehmungen sollen die Ergebnisse unserer Recherchen in Form einer offenen Zotero-Bibliografie gesammelt werden. Ein mittelfristiges Ziel ist, einen Leitfaden zum Thema »Gendersensible Erschließung« im Rahmen der Kommissionen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (VÖB) zu erstellen.¹⁹ Das »Netzwerk Archiv und Gender. Verein zur Förderung von intersektionaler Gendergerechtigkeit in (Kultur-)Archiven« (mit der sprechenden Abkürzung NAG) hat sich – aus den Proponentinnen der Gender-Arbeitsgruppe – 2024 gegründet und plant erste Veranstaltungen in ganz Österreich.

Es gibt erfreulicherweise parallele Bemühungen um das Thema, die wir als Bereicherung der Diskussion begrüßen. Der 25. Workshop des Netzwerks Biographieforschung der Universität Wien im November 2024 beschäftigte sich mit Politiken des Sammelns. Der Sammelband *Out of the Box! Vom Archiv in die Musikgeschichte*, herausgegeben von Michaela Krucsay, widmet sich der musikwissenschaftlichen Überlieferung aus geschlechterkritischer Perspektive.²⁰ STICHWORT, das Archiv der Frauen- und Lesbenbewegung in Wien, widmete den Herbst-Newsletter 58/2024 in drei Beiträgen dem Thema »Feministisch/es Erinnern« und spezifischen Archivthemen.²¹ Die schweizerische zweisprachige Zeitschrift *feminfo* gab – ebenso im Herbst 2024 – ein Heft zum Thema »Sammeln / Collecter« heraus, kuratiert vom Verein Frauen*geschichten, der sich mit den Quellen der Schweizer Frauen- und feministischen Geschichte auseinandersetzt.²² Und schließlich gibt es

seit 1991 frida, Verein zur Förderung und Vernetzung frauenspezifischer Informations- und Dokumentationseinrichtungen in Österreich, der sich zwar in einem anderen Bereich der Archivlandschaft bewegt, aber doch mit ähnlichen Problemen auseinandersetzt. Eine der vielzitierten Textsammlungen im vorliegenden Band ist das von frida herausgegebene Schwerpunktheft *Archiv-, Bibliotheks- und Dokumentationspolitiken. Frauen*- und genderspezifische Zugänge* der VÖB-Mitteilungen.²³

Die »Unsichtbarkeit von Frauennachlässen« ist »ein vielschichtiges Problem [...], das tief in der historischen und aktuellen Archivpraxis verwurzelt ist«, konstatiert Lina Maria Zangerl in der Conclusio zu ihrem Fallbeispiel im vorliegenden Dossier. Nur durch gemeinsame Anstrengungen können strukturelle Benachteiligungen durch die Archivpraxis überwunden werden. Gemeinsames Ziel muss sein, der Marginalisierung in den Beständen der österreichischen Kulturarchive auf allen Ebenen entgegenzuwirken, auch im Hinblick auf die digitale Gegenwart und Zukunft, in der sich – bedingt durch den Medienwechsel und die Funktionsweise der KI – Ungleichheiten noch weiter potenzieren werden. Dieses Dossier ist ein gemeinsamer Anfang.

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu u. v. a. Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München: C.H. Beck 1999; oder etwas praxisorientierter: Georg Hofer, Bernhard Judex und Petra-Maria Dallinger: *Archive für Literatur. Der Nachlass und seine Ordnungen*. Berlin: De Gruyter 2018.
- 2 Vgl. dazu u. v. a. Virginia Woolf: *A Room of One's Own*. London: Hogarth Press 1929.
- 3 Vgl. dazu u. v. a. Nicole Seifert: *Frauen Literatur. Abgewertet, vergessen, wiederentdeckt*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2021; Peter C. Pohl und Veronika Schuchter: *Das Geschlecht der Kritik. Studien zur Gegenwartsliteratur*. München: text + kritik 2021.
- 4 Virginia Woolf: *Killing the Angel in the House. Seven Essays*. London: Penguin 1995.
- 5 Siehe dazu Michel Foucaults *Archäologie des Wissens* (1969) und *Überwachen und Strafen* (1975). Foucaults Arbeiten wurden in den folgenden Jahrzehnten weiterentwickelt, u. a. von Jacques Derrida in *Archive Fever. A Freudian Impression* (1995).
- 6 Vgl. z. B. Ann Laura Stoler, die sich in ihren Arbeiten mit Fragen des kolonialen Archivs und der imperialen Geschichte auseinandersetzt, u. a.: *Along the Archival Grain. Epistemic Anxieties and Colonial Common Sense*. Princeton: Princeton University Press 2009.
- 7 Siehe dazu unter vielen, vielen anderen zwei wegweisende Studien: Sandra M. Gilbert und Susan Gubar: *The Madwoman in the Attic. The Woman Writer and the Nineteenth-Century Literary Imagination*. Yale: Yale University Press 1979; über Frauenliteratur der deutschen Aufklärung siehe Silvia Bovenschen: *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979.
- 8 Vgl. Seifert (Anm. 3), 131–159, und dort genannte Literatur.
- 9 Vgl. Ursula A. Schneider und Annette Steinsiek: *Hopp oder Dropp? Die ökonomische Bedingtheit literarischer Überlieferung*. In: Sieglinde Klettenhammer (Hg.): *Literatur und Ökonomie*. Innsbruck; Wien; Bozen: Studienverlag 2010 (*Angewandte Literaturwissenschaft* 8), 200–220.

- 10 Dank an Christin Heitmann, Bremen, für die ausführliche Diskussion zu diesem Thema!
- 11 Vgl. Ursula Schneider und Annette Steinsiek: Wer Erkenntnisse jagen will, muss vorher gesammelt haben. In: Erna Appelt (Hg.): Geschlechterforschung: Identitäten, Diskurse, Transformationen. Forschungsergebnisse und -vorhaben des interdisziplinären Gender-Forschungsschwerpunkts an der Universität Innsbruck. Innsbruck: Broschüre des Forschungsbereichs »Frauen- und Geschlechterforschung« 2007, 43–48, hier 46.
- 12 Moritz Mähr und Noëlle Schnegg: Handbuch zur Erstellung diskriminierungsfreier Metadaten für historische Quellen und Forschungsdaten. Erfahrungen aus dem geschichtswissenschaftlichen Forschungsprojekt Stadt.Geschichte.Basel, <https://maehr.github.io/diskriminierungsfreie-metadaten/> (Zugriff am 11.11.2024).
- 13 Vgl. den Beitrag von Andrea Gruber in diesem Dossier.
- 14 Vgl. z. B. Policy für den verantwortungsvollen Einsatz Künstlicher Intelligenz an der Österreichischen Nationalbibliothek, <https://www.onb.ac.at/mehr/ueber-uns/policy-kuenstliche-intelligenz> (Zugriff am 02.12.2024). Vgl. zur Debatte u. v. a.: Philip Pfleger: KI und Frauen. »Teufelskreis« der Benachteiligung. In: orf.at, 08.03.2024, <https://orf.at/stories/3350279/> (Zugriff am 28.11.2024).
- 15 KOOP-LITERA ist laut Selbstdefinition »ein Netzwerk von [...] Institutionen, die Nachlässe erwerben, erschließen, bewahren und der Öffentlichkeit zugänglich machen«, vgl. <https://www.onb.ac.at/koop-litera/> (Zugriff am 18.11.2024).
- 16 Das Programm der Tagung findet sich auf der Website der KOOP-LITERA: <https://www.onb.ac.at/koop-litera/> (Zugriff am 18.11.2024). Ein Tagungsbericht von Verena Lorber wurde im Blog *fernetzt* der Universität Wien publiziert, siehe Verena Lorber: (Kultur-)Archive und Gender. In: fernetzt. Junges Forschungsnetzwerk Frauen- und Geschlechtergeschichte, 15.08.2024, <https://fernetzt.univie.ac.at/20230815-2/> (Zugriff am 28.11.2024). Einige Formulierungen aus diesem Text finden sich im vorliegenden Editorial.
- 17 Intersektionalität bedeutet die Gleichzeitigkeit und das Zusammenwirken verschiedener Formen der Diskriminierung, etwa aufgrund der Hautfarbe, des Geschlechts, der sozialen Klasse und der sexuellen Orientierung.
- 18 Li Gerhalter: »Die Wienerinnen laufen bei hellichtem Tag in Hosen herum.« Ein intersektionaler Blick in die Bestände von Selbstzeugnissammlungen. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 75, 2022, 1 (Schwerpunktthema »Archiv-, Bibliotheks- und Dokumentationspolitiken. Frauen*- und genderspezifische Zugänge«), 145–166, hier 151.
- 19 Die Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (VÖB) unterhält 20 Kommissionen, in denen sich Spezialist:innen mit Sonderthemen der bibliothekarischen Arbeit beschäftigen. Die Kulturarchive sind in der Kommission »Nachlassbearbeitung« vertreten, die Kommission »Genderfragen« befindet sich gerade im Aufbau, vgl. <https://voeb-b.at/kommissionen/> (Zugriff am 28.11.2024).
- 20 Der Band wird voraussichtlich 2025 bei Böhlau erscheinen.
- 21 Vgl. Gitti Geiger: Feministisch/es Erinnern; Nadja Gsaller: Über die Verfolgung weiblicher Homosexualität in der NS-Zeit und ihre Überlieferung in öffentlichen Archiven; Karin Aleksander: Gender in der Gemeinsamen Normdatei. Alle in: STICHWORT Newsletter 58, 2024, 6–18.
- 22 Vgl. feminfo 67, 2024, Schwerpunktheft »Sammeln / Collecter«, <https://www.femwiss.ch/> (Zugriff am 28.11.2024). Das Heft wird unter der Adresse <https://www.femwiss.ch/deutsch/feminfo/archiv/> open access zu lesen sein. Dank an Li Gerhalter für den Hinweis auf *feminfo*!
- 23 Susanne Blumesberger, Li Gerhalter und Lydia Jammernegg (Hg.): Archiv-, Bibliotheks- und Dokumentationspolitiken. Frauen*- und genderspezifische Zugänge. Sonderheft der Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 75, 2022, 1. Online unter <https://journals.univie.ac.at/index.php/voebm/issue/view/549> (Zugriff am 28.11.2024).

Zum Großteil ›alte weiße Männer‹? Eine intersektionale Inventur von Vor- und Nachlasssammlungen

von Li Gerhalter

Die pointierte Formulierung der »alten Männer« im Titel dieses Beitrags kommt von der Bibliothekarin Madeleine Wolensky. In einem kurzen persönlichen Bericht über ihre Arbeit als feministische Forscherin und Dokumentarin schilderte sie die Situation in den 1980er Jahren, als sie studierte, folgendermaßen:

»Als Mitarbeiterin in der Wiener AK-Bibliothek schrieb ich 1986 über deren Gründerväter, die sozialistischen Bibliophilen Victor Adler, Engelbert Pernerstorfer, Leopold Winarsky und Anton Menger, meine bibliothekarische Hausarbeit.

Leider hatte es keine Gründermütter in der Kammer für Arbeiter und Angestellte gegeben, dafür aber seit 1925 ein Referat für Frauenarbeit. Deren Leiterin Käthe Leichter gab 1930 das ›Handbuch für Frauenarbeit in Österreich‹ mit Beiträgen bedeutender Vertreterinnen der sozialdemokratischen Frauenbewegung wie Adelheid Popp, Emmy Freundlich und Therese Schlesinger heraus. Auf den Spuren dieser Frauen richtete ich dann in den späteren Achtzigerjahren mein berufliches Augenmerk weg von den Büchersammlungen alter Männer [...] hin zum rapide wachsenden Sammelgebiet ›Frauen, Frauenforschung und Feminismus‹.«¹

Die Veränderungen der emanzipatorischen Forschungsfragen dieser einzelnen Wissenschaftlerin haben in einer gesellschaftlich dynamischen Zeit stattgefunden, die sie auch widerspiegeln: Am Anfang ihrer Beschäftigung mit der historischen Arbeiter:innenbewegung setzte sie sich mit deren Akteuren auseinander – weil ihr noch keine Akteurinnen bekannt waren. Bei ihren historischen Grabungen stieß sie dann aber auf immer weitere »bedeutende Vertreterinnen« dieses sozialen Kontexts, sie erschloss »Frauen, Frauenforschung und Feminismus« konsequent als eigenständige Themen für sich und hat das »rapide wachsende« Forschungsfeld seit damals auch selbst mitgestaltet.

Wie sehr sich dieses Feld unterdessen etabliert und auch weiterentwickelt hat, zeigt sich exemplarisch an dem Medium, in dem der kurze auto/biografische Rückblick erschienen ist. Es ist ein Themenheft der *Mitteilungen der*

Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare, das mit dem Schwerpunkt »Archiv-, Bibliotheks- und Dokumentationspolitiken. Frauen*- und genderspezifische Zugänge« aus Anlass des 30-jährigen Bestehens des feministischen Netzwerks frida 2022 erschienen ist.² Was für eine Veränderung! 1986 war es einer engagierten Studentin unmöglich, Akteur:innen der frühen Sozialdemokratie in Österreich zu recherchieren. 2022 gab die bundesweite Vereinigung der österreichischen Bibliothekar:innen eine Sondernummer ihrer Zeitschrift zu feministischen Fragen der Forschungs- und Dokumentationsarbeit heraus. Zugegeben: Inzwischen waren auch mehr als ganze drei Jahrzehnte vergangen – immerhin kam es in dieser langen Zeitspanne aber zu merkbaren positiven Veränderungen. Auch das vorliegende Dossier der *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* ist sowohl ein Ergebnis als auch ein Ausdruck davon.

In diesem Text wird am Beispiel von Vor- und Nachlasssammlungen eine Standortbestimmung vorgenommen. Lässt sich die kursorisch dargestellte Entwicklung auch quantitativ einordnen? Gibt es dabei Unterschiede zwischen den künstlerisch, wissenschaftlich und politisch ausgerichteten Sammlungen für Selbstzeugnisse und den alltagshistorisch ausgerichteten? In welchem Verhältnis sind Frauen und Männer in diesen Sammlungen dokumentiert? Und wie steht es um die Angehörigen verschiedener sozialer Schichten?³

Zurück in die Zukunft: Der Paradigmenwechsel in den Sozial- und Geisteswissenschaften

Die gesellschaftspolitischen Dynamiken der 1980er Jahre wirkten sich auch auf den Forschungs- und Dokumentationsbetrieb insbesondere der Sozial- und Geisteswissenschaften aus. Hier fand seit den 1970er Jahren der vielzitierte Paradigmenwechsel statt, der (unter anderem) eine Verschiebung der Aufmerksamkeit »von quantifizierenden zu qualitativen, von systemtheoretischen zu lebensweltlichen, von makro- zu mikrohistorischen Forschungsansätzen« mit sich brachte.⁴ Der Sozialhistoriker Michael Mitterauer skizzierte die Bodenplatte dieser neuen Sichtweise mit der programmatischen Aussage »In jeder Lebensgeschichte steckt Weltgeschichte«.⁵ Er adressierte hier ein radikal gewandeltes Geschichtsbewusstsein, das nichts weniger zum Ziel hatte als ein neues offizielles Geschichtsbild. Eine große Rolle spielte dabei eine akteur:innenzentrierte Perspektive, die wiederum biografische Ansätze mit sich brachte. Die Historikerin Barbara Caine attestierte dem englischsprachigen Raum dabei einen regelrechten »biographical turn«,⁶ ab den 1980er Jahren wurde dieser »turn« dann auch in der deutschsprachigen Geschichtsforschung breiter verfolgt.⁷

Gleichzeitig wurde der Radius jener Personengruppen erweitert, die überhaupt als »geeignet« erschienen für eine biografische Auseinandersetzung.⁸ Bis dahin hatte die Schwerpunktsetzung der traditionellen Strukturgeschichte auf »große Ereignisse« und »bedeutende« Männer aus Politik, Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft oder dem Militär lange Zeit die Maßstäbe dafür geprägt, welche Menschen *nicht* historisch beforscht wurden: Frauen im allgemeinen, Männer aus nicht-privilegierten Gesellschaftsschichten, Angehörige sogenannter »Minderheiten« wie Migrant:innen, nicht heterosexuelle oder nicht-binäre Personen – oder auch sehr junge oder alte Menschen waren schlichtweg nicht von Interesse für die Geschichtswissenschaft gewesen. Entsprechend haben sie auch kaum Spuren in den hegemonialen Archiven und Museen des modernen Staates hinterlassen, Herrschaftsquellen wie etwa Gerichtsakten ausgenommen. Die Archivarin Svanhildur Bogadóttir hat diese Schlagseite der Sammlungsbestände zusammengefasst:

»[They] preserve mostly the archives of white middle-aged men, especially from the first part of the 20th century, and particularly the archives of men with power such as officials, politicians, the wealthy or those who have had a certain status in society; the same men whose history is told in a typical history book.«⁹

Mit den jetzt neu formulierten sozial-, mikro- oder frauengeschichtlichen Fragestellungen wurden genau jene historischen Akteur:innen in den Mittelpunkt gestellt, die von der Ereignis- und Strukturgeschichte bisher ignoriert worden waren. Das Interesse reichte aber noch weiter: Gefragt wurde zudem nach deren subjektiven Meinungen, Wahrnehmungen, Erfahrungen und Handlungsspielräumen. Nur: Welche Quellen gab es dazu? In den herkömmlichen Sammlungen eher keine.¹⁰ Die engagierten Forscher:innen waren also gefordert, erfinderisch zu sein und selbst neue Wissensressourcen zu erschließen oder auch überhaupt erst zu schaffen. Die gesuchten Informationen wurden dabei vorerst vor allem mit Oral-History-Interviews neu generiert. Diese Selbstermächtigung ist innerhalb der Disziplinen freilich nicht ohne Skepsis wahrgenommen worden, wie es die Historikerinnen Andrea Althaus und Linde Apel beschrieben haben: Diese Interview-Methode wäre nach Ansicht mancher Zeitgenoss:innen »wie ein »Schreckgespenst« durch die Hallen der Geschichtswissenschaften« gespuht.¹¹ Gerade das anfängliche Misstrauen führte in der Oral History schließlich zu einer theoretisch und methodisch besonders elaborierten Ausdifferenzierung.

Eine zweite Möglichkeit, die Spuren einzelner historischer Akteur:innen sichtbar zu machen, war der Blick in deren hinterlassene auto/biografische schriftliche Spuren wie Lebenserinnerungen, Tagebücher oder Briefe.¹²

Zentrale Impulse kamen hier auch aus der Volkskunde bzw. Europäischen Ethnologie, von wo der von Bernd Jürgen Warneken geprägte Begriff der »popularen Autobiographik« nachhaltig rezipiert wurde,¹³ womit hauptsächlich das Schreiben von Personen aus bildungsferneren Schichten gemeint war.

Um die grundsätzlichen Unterschiede der Informationen zu markieren, die durch Interviews generiert werden oder die in den verschiedenen auto/biografischen Formaten festgehalten sind, habe ich die Bezeichnungen »hergestellte Selbstaussagen« sowie »vorgefundene Selbstaussagen« vorgeschlagen.¹⁴ Jedenfalls sind all diese Formen als Quellen aus der alltags-, kultur- oder geschlechterhistorischen Forschung nicht mehr wegzudenken. Dabei werden die Themen- und Fragestellungen stetig weiterentwickelt¹⁵ und der Quellenwert der verschiedenen auto/biografischen Genres kritisch diskutiert und ausgelotet. Das theoretische Fundament dafür wurde insbesondere von feministischen Literaturwissenschaftler:innen erarbeitet, die differenzierte Darstellungen von Subjekt-Konstruktionen und der Formenvielfalt des auto/biografischen Schreibens vorgelegt haben.¹⁶

Wo aber haben sie alle ihre Quellen gefunden? Parallel zu und in Wechselwirkung mit den geänderten Forschungszugängen wurden in den vergangenen vier Jahrzehnten zahlreiche Sammlungsbestände neu gegründet und erfolgreich auf- und ausgebaut, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, genau die jeweils als fehlend identifizierten Quellenbestände selbst zu schaffen – und damit auch die Selbstaussagen jener Personen zu dokumentieren, die zuvor so lange außerhalb des Lichtkegels des wissenschaftlichen Interesses gestanden hatten.¹⁷ Und selbstverständlich können auch die bereits zuvor aufgebauten traditionellen Sammlungsbestände mit immer weiter geänderten neuen Forschungsfragen immer wieder neu bearbeitet werden. Welche und wessen Vor- und Nachlässe stehen hier nun inzwischen konkret zur Verfügung?

Bewegungen im Dezimalbereich: Frauen und Männer in künstlerisch, wissenschaftlich und politisch ausgerichteten Sammlungen

Für das bessere Verständnis der Selbstzeugnisbestände kann es dienlich sein, sich den unterschiedlichen Charakter von »Archiven« und »Sammlungen« kurz in Erinnerung zu rufen: »Archive« sind (nach Definition des Archivgesetzes) vereinfacht gesagt nur die Einrichtungen der staatlichen Verwaltung, die dabei verpflichtet sind, deren Abläufe zu dokumentieren. Alle anderen Dokumentationseinrichtungen wie z. B. die Literaturarchive sind nach dieser Definition »Sammlungen«. Das ist einerseits etwas spitzfindig, anderer-

seits aber insofern relevant, weil diese Einrichtungen damit selbst bestimmen können, was sie sammeln und wofür sie es verfügbar machen. Entsprechend lautet etwa die Widmung des 1988 an der Universität Graz eingerichteten Franz-Nabl-Instituts für Literaturwissenschaft folgendermaßen:

»Zentrale Aufgabe des Institutes ist es, den dichterischen Nachlass von *Franz Nabl* wissenschaftlich zu bearbeiten und für dessen publizistische Verbreitung Sorge zu tragen. [...] Einen besonderen Schwerpunkt innerhalb dieses Rahmens bildet die Bearbeitung der Werke steirischer Autoren, vor allem der zeitgenössischen Literatur, nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten.«¹⁸

Wer dabei zu den »steirischen Autoren« gezählt wird, deren bevorzugt »zeitgenössische Literatur« hier bearbeitet werden soll, liegt beim Institut (bzw. in dessen Verhandlungen mit den Förderstellen). Ob diese komfortable Situation der möglichen Selbstbestimmung auch zu einer diversen Zusammensetzung der Vor- und Nachlassbestände in künstlerisch, wissenschaftlich und politisch ausgerichteten Sammlungen geführt hat, kann hier anhand einiger Zahlen exemplarisch dargestellt werden. Verglichen wird dabei, in welchem Verhältnis Frauen und Männer in einzelnen Beständen dokumentiert sind.¹⁹ Lässt sich darin das »rapide [gewachsene] Sammelgebiet ›Frauen, Frauenforschung und Feminismus‹« nachvollziehen? Um es gleich vorab zu ›spoilern‹: Bitte nicht zu viel erwarten.

Einen frühen systematischen Geschlechtervergleich hat die Bibliothekswissenschaftlerin Dagmar Jank schon 2006 vorgelegt. Ihr Untersuchungsgegenstand waren jene Nachlasssammlungen in Deutschland, die Personen dokumentieren, die in verschiedenen Formen der Öffentlichkeit gestanden hatten. Diese sind u. a. in der *Zentralen Datenbank Nachlässe* ausgewiesen, die vom deutschen Bundesarchiv in Koblenz zusammengestellt wird. Darin waren zum Erhebungszeitpunkt um die 25.000 Personen aufgenommen. Etwa 2.000 davon waren Frauen, also ca. 8 Prozent. Entsprechend kam Dagmar Jank am Anfang des 21. Jahrhunderts zu der pessimistischen Prognose, dass auch die radikal veränderten Archivierungspraktiken der vorangegangenen Jahrzehnte »die Versäumnisse einer männlich geprägten Archiv- und Bibliothekswelt nicht wieder wett machen« werden können.²⁰

Diese rechnerische Erhebung zeigte (wie alle quantitativen Auswertungen) eine Tendenz. Diese ist dabei aber so eindeutig ausgefallen, dass sie auch noch denselben Aussagewert hätte, hätte sich Dagmar Jank um 100 Prozent verrechnet. Außerdem wurden ihre Ergebnisse durch weitere Studien bestätigt, die in den darauffolgenden Jahren für andere Kontexte vorgelegt wurden: Die Historikerin Marijana Piskova veröffentlichte 2009 Zahlen für die

bulgarischen Nationalarchive. In deren Recherchesystemen erhob sie 5.271 persönliche Nachlässe. 665 davon waren von Frauen, also 12,6 Prozent.²¹ Die Archivarin Svanhildur Bogadóttir legte 2013 eine Auswertung der öffentlichen Archive in Island vor. Bestände von Frauen machten hier »10–20« Prozent aus, »in rare cases« aber auch »only 5 percent«.²²

Für Österreich habe ich das *Verzeichnis der künstlerischen, wissenschaftlichen und kulturpolitischen Nachlässe in Österreich* ausgewertet. Dieses Register wird vom Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek koordiniert und auf der Website des Österreichischen Bibliothekenverbunds veröffentlicht. 2020 waren darin laut Angaben auf der Website »rund 6.100« Personen erfasst. Zu 3.473 von ihnen standen im dazugehörigen »Personenlexikon« auch biografische Notizen online zur Verfügung. 384 davon waren von Frauen, umgerechnet 11 (exakt 11,05) Prozent.²³ Eine wohlwollende Interpretation könnte hier eine leichte positive Veränderung feststellen. 11 Prozent sind zwar ein weiterhin skandalöser Befund, der Vergleich mit den von Dagmar Jank 2006 für Deutschland erhobenen 8 Prozent zeigt aber immerhin eine kleine Verschiebung, die es hier zwischen 2006 und 2020 gegeben hat.²⁴

Die Zahl von 2020 konnte ich bereits mehrfach veröffentlichen. Entsprechend war es für diesen Text spannend zu fragen, wie sich die Zusammensetzung seit damals verändert hat. Die neuerliche Auswertung am 8. März 2024 hat folgendes ergeben: Seit 2020 wurden 140 Personen neu in das »Personenlexikon« aufgenommen. 44 von ihnen waren Frauen, anteilmäßig 31,5 Prozent aller neuen Nennungen. Im Vergleich mit dem Gesamtanteil von 2020 (11,05 Prozent) wurden in den letzten Jahren anteilmäßig also deutlich mehr Frauen neu aufgenommen, womit es tatsächlich zu einer merklichen Veränderung in der Auswahl gekommen zu sein scheint, wer hier aktuell verzeichnet wird. Das sind doch gute Nachrichten! Gleichzeitig sind 31,5 Prozent noch immer weit weniger als 50 Prozent. Regelrecht ernüchternd ist das Ergebnis aber schließlich weiterhin in Bezug auf die Gesamtzahl aller jetzt registrierten Personen. Insgesamt gesehen hat sich der Anteil von Frauen (trotz seines verhältnismäßig größeren Zuwachses) im »Personenlexikon« kaum gesteigert. Im Frühling 2024 enthielt es insgesamt die Namen von 3.185 Männern und 428 Frauen, 88,15 zu 11,85 Prozent. Die Veränderung in den vier Jahren seit 2020 machte insgesamt gesehen also nur 0,8 Prozent aus und bewegte sich somit lediglich im Dezimalbereich.

Dass Frauen in diesen Kontexten gegenüber Männern hochgradig unterrepräsentiert sind, wird sich also vermutlich tatsächlich kaum je ganz »wett machen« lassen, wie Dagmar Jank es 2006 formuliert hat. Nachdem eine bestimmte kleine Personengruppe über die Jahrhunderte hinweg einen derart großen »Vorsprung« aufbauen konnte, werden alle anderen wohl nicht mehr aufschließen können. Dieser Ausschluss ist dabei aber kein Zufall oder gar das

Ergebnis einer geheimen Verschwörung. Er liegt schlichtweg in den traditionellen Dokumentationspolitiken der hegemonialen Sammlungseinrichtungen. Ihre selbstgestellte Aufgabe war und ist es, Personen zu dokumentieren, die (von ihnen) als »künstlerisch, wissenschaftlich oder kulturpolitisch« relevant eingestuft werden, und nicht einen Querschnitt der historischen Allgemeinheit. An dieser Stelle ist noch einmal direkt Folgendes anzusprechen: Die hier präsentierten Zahlen beziehen sich auf das (binäre) Geschlecht der dokumentierten Personen, das nur eine der möglichen Unterscheidungs- und Analysekategorien darstellt. Die soziale Schicht, die Sprache, die Herkunft, die ethnische Zugehörigkeit oder politische Zuordnung u. a. sind dabei noch gar nicht berücksichtigt. Der nicht sichtbare Teil des Eisbergs ist also vermutlich noch bei weitem größer, um das Gegenüber der oben genannten »kleinen Personengruppe« auch noch metaphorisch zu benennen.

Den Ausschlüssen der schriftlichen Produktion dieser »anderen« in den Sammlungen gehen strukturelle sozioökonomische Ausschlüsse voraus. Die Literaturwissenschaftlerinnen Ursula A. Schneider und Annette Steinsiek haben 2010 anhand von 19 ganz unterschiedlich gelagerten Beispielen eine dichte Darstellung der intersektionalen »ökonomischen Bedingtheit literarischer Überlieferung« veröffentlicht. Als deren maßgebliche Faktoren haben sie dabei pointiert die eng verschränkten Parameter »Platz«, »Selbstverständnis« und »Nachwelt« identifiziert.²⁵

Den Ausschluss wiederum konkret von Frauen aus dem literarischen Gedächtnis konnte zuletzt die Germanistin Nicole Seifert darstellen. Am Beispiel des literarischen Netzwerks Gruppe 47 hat sie den zeitgenössischen Sexismus und den latenten Militarismus der vormaligen Kriegsteilnehmer im bundesdeutschen Literaturbetrieb der 1950er und 1960er Jahre beschrieben.²⁶ Und sie stellt 17 Schriftstellerinnen (wieder) vor, die ebenfalls Mitglieder dieser Gruppe waren, von der Literaturgeschichtsschreibung bisher jedoch nicht als solche beachtet wurden. Dass diese Autorinnen als Zeitgenossinnen ja leicht auch persönlich erreichbar gewesen wären und gefragt werden hätten können, macht dieses Ignorieren umso erstaunlicher.

Dieser Befund ist entlarvend. In eine positive Aussage gedreht, stellt er aber in Aussicht, dass weit mehr Spuren von Frauen zu finden sind, wenn sie systematisch gesucht werden. Vor der Folie der einseitigen Zusammensetzung von Registern und der offenbar großen Schwerfälligkeit von Sammlungsbeständen ist das als ein potenzieller Hoffnungsschimmer zu werten. Es sind mehr historische Akteurinnen dokumentiert, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Nach ihnen muss aber gegebenenfalls tiefer gegraben werden, was aktuell auch die verschiedenen Ergebnisse des vorliegenden Dossiers der *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* beweisen. Wo aber soll mit diesen Grabungen begonnen werden?

Strukturelle Benachteiligungen: Verzeichnungspraktiken in künstlerisch, wissenschaftlich und politisch ausgerichteten Sammlungen

Die eigentümliche Tendenz der ›Unsichtbarkeit‹ von Nach- und Vorlässen von Frauen in Archivregistern ist keine neue Erkenntnis, und sie betrifft alle Formen von Archivalien, Selbstzeugnisse genauso wie literarische Arbeiten etc. Ein handfester Grund dafür sind die Verwertungslogiken gegenüber den Förderstellen, denen auch Archive und Sammlungen unterliegen. Dass die Ankaufspreise von Nachlässen bekannter Autoren gleichzeitig schwindelerregende Höhen erreichen können, macht es nur noch schlimmer.²⁷ Die anderen Bestände werden nach ihrer Übernahme in die Depots der Dokumentationseinrichtungen mitunter jedenfalls (aus verschiedensten Gründen) nicht gleichbehandelt. Die Erschließung von Archivalien ist allemal sehr zeit- und kostenaufwändig und ›bekanntere‹ Namen finden landläufig mehr Aufmerksamkeit in den Medien und auch in der Forschung. Dementsprechend können die Hinterlassenschaften von Frauen beim Verzeichnen gegenüber jenen von ›bedeutenderen‹ Männerpersönlichkeiten hintangestellt werden²⁸ und die strukturelle gesellschaftliche Benachteiligung setzt sich direkt bis in die Archivkartons fort.

Dass ihr Nachlass beim Verzeichnen hintangestellt wird, setzt nun voraus, dass eine Frau *überhaupt* als selbständige ›Bestandsbildnerin‹ klassifiziert wird. Noch öfter dürfte es vorkommen, dass sowohl ihre Werke als auch ihre Tagebücher, Haushaltsbücher, Familienchroniken, Briefwechsel etc. in den Nachlässen ihrer ›bekannteren‹ Väter, Ehemänner, Söhne etc. verschwinden. Solche Hinweise sind in der Forschungsliteratur wiederholt zu finden²⁹ und eine zuversichtliche Auslegung davon wurde oben bereits formuliert: Material von Frauen ist in den Archiven vermutlich in durchaus größerem Umfang vorhanden, die Suche danach kann jedoch mitunter aufwändig sein.

Diese optimistische Einschätzung lässt sich auch an der Vielzahl von Selbstzeugnissen festmachen, die bereits veröffentlicht worden sind. Die Erziehungswissenschaftlerinnen Anke M. Melchior und Beatrix Piezonka haben schon 1992 eine Bibliografie von publizierten Tagebüchern aus dem deutschsprachigen Raum veröffentlicht, für die sie 492 Titel recherchieren konnten.³⁰ 155 davon waren im 19. Jahrhundert und früher ediert worden, 337 bis in die 1990er Jahre. Inzwischen sind drei Jahrzehnte vergangen, in denen sich die feministischen Wissenschaften bestens etablieren konnten. Die Zahl an mittlerweile zugänglich gemachten Tagebüchern von Frauen dürfte jetzt also entsprechend noch viel größer sein. Die Historikerin Gudrun Wedel stellte in ihrem fast 1.500-seitigen Lexikon *Autobiographien von Frauen* mehr als 2.000 Autorinnen vor, die alleine im 19. Jahrhundert im deutschsprachigen

Raum geboren wurden und im Laufe ihres Lebens verschiedene auto/biografische Aufzeichnungen publiziert haben.³¹ Die Soziologin Ilse Korotin hat 2016 die mehrbändige Zusammenstellung *biografiA. biografische datenbank und lexikon österreichischer frauen* veröffentlicht, die sie gemeinsam mit einer Forscherinnengruppe in langjähriger Arbeit erstellt hat. Darin enthalten sind mehr als 19.600 biografische Datensätze zu Frauen aus Österreich (bezogen auf die jeweils geltenden Landesgrenzen) bis zum Geburtsjahr 1938.³² Nach einer Schätzung von Ilse Korotin dürften zwei Drittel dieser Frauen auch schriftliche Aufzeichnungen hinterlassen haben, was knapp 13.000 Nachlässe ausmachen würde.³³ Im Vergleich zu den zuvor genannten 428 Autorinnen, die im Jahr 2024 im »Personenlexikon« des *Verzeichnisses der künstlerischen, wissenschaftlichen und kulturpolitischen Nachlässe in Österreich* dokumentiert sind, wäre das gleich eine ganz andere Größenordnung.

Diese feministischen Dokumentationen belegen jeweils stichprobenartig, dass in den verschiedensten Archivbeständen oder durch Editionen *insgesamt* also zweifellos viele verschiedene historische Belege von Frauen erhalten sind, auch wenn sie in den Staats- und Landesarchiven bzw. den Sammlungen mit einem Fokus auf Kulturschaffende, Wissenschaftler:innen oder Politiker:innen nachhaltig unterrepräsentiert sind.

Zurück in die Vergangenheit: Verzeichnungspraktiken und Erwerbspolitiken in künstlerisch, wissenschaftlich und politisch ausgerichteten Sammlungen

Ganz allgemein sind Archive nun auch gar kein Abbild der Gegenwart. Daher können sie auch nur bedingt etwas darüber aussagen, wie z. B. der jetzige Literaturbetrieb funktioniert und wer hier die aktuellen Akteur:innen sind. Sammlungsbestände dokumentieren (zumeist) Kontexte, die bereits etwas zurückliegen. Das liegt einerseits an den Erwerbspolitiken der Sammlungen, andererseits auch daran, dass Autor:innen in den meisten Fällen erst dann etwas in ein Archiv geben, wenn sie ein gewisses Lebensalter erreicht haben.³⁴ Dasselbe gilt auch für Nachlässe in alltagshistorisch ausgerichteten Sammlungen, die zum überwiegenden Teil von Nachfahr:innen übergeben werden und nur selten von den Schreiber:innen selbst.³⁵

Gleichzeitig sind Archive auch nie ein Abbild der Vergangenheit. Es steht wohl außer Frage, dass ihre Bestände hauptsächlich dokumentieren, was zu welcher Zeit entschieden wurde, was von dem jeweils Zurückliegenden gesichert werden sollte. Die Historikerin Verena Lorber hat das folgendermaßen zusammengefasst:

»Durch vorherrschende Auswahl- und Ausschlussmechanismen, die zugrunde liegenden Machtstrukturen, den Anspruch auf Deutungshoheit sowie die Verteilung von Kapital und Ressourcen räumt das Archiv bestimmten Geschichten, Akteur:innen, Diskursen oder Perspektiven mehr Sichtbarkeit ein als anderen. Das Bild der Gesellschaft, das durch das Archiv überliefert wird, ist somit weder objektiv noch vollständig oder vielfältig.«³⁶

Diese zentrale Rolle der Sammlungsverantwortlichen und Archivar:innen bringt eine große Verantwortung mit sich. Und gleichzeitig eine Chance, sowohl gegenüber den historischen Akteur:innen und deren schriftlichen Spuren – als auch gegenüber den Forscher:innen, denen die Bestände zur Verfügung gestellt werden. An der Kreativität von deren Forschungsfragen sowie an ihrem historischen Kontextwissen liegt es wiederum, was sie an die publizistische Oberfläche holen. Auf entsprechend einseitige Rezeptionen von Schriftstellerinnen hat etwa die Germanistin Stephanie Lindner im Format »Objekt des Monats« des Franz-Nabl-Instituts hingewiesen:

»Als in den 1980er Jahren das Interesse an Literatur von Frauen in Österreich wuchs, wurden einige Autorinnen wiederentdeckt und neu aufgelegt, darunter auch Marlen Haushofer. Wie kommt es, dass Hannelore Valencaks Werk diese Aufmerksamkeit bis heute weitgehend verweigert bleibt?«³⁷

Die Germanistin Anna Fercher bezog sich im selben Medium auf die möglicherweise eingeschränkte Rezeption der in den Quellen dokumentierten Inhalte. Ihr Beispiel ist die Beschäftigung der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur mit dem Thema »Luftangriffe im Zweiten Weltkrieg«, wobei sie die diesbezügliche Einschätzung des Autors und Literaturwissenschaftlers W. G. Sebald widerlegte. Er hat hier 1997 eine »mangelnde Aufarbeitung« attestiert und damit ein direktes Beispiel für die weitgehende Ignoranz gegenüber der literarischen Produktion von Frauen geliefert:³⁸

»Tatsächlich fand aber sehr wohl eine Auseinandersetzung mit diesem Thema statt, allerdings wurde keiner dieser Texte sonderlich beachtet, weshalb [...] es sich weniger um eine Lücke der ‚Produktion als der Rezeption‘ [...] handelte. Zahlreiche diesbezügliche Romane, Erzählungen, Gedichte und Aufsätze gerieten im Laufe der Zeit in Vergessenheit. So auch eine Publikation der selbst immer mehr der Vergessenheit anheimgefallenen Grete Scheuer.«³⁹

Aus dem Bedarf heraus entstanden: Vor- und Nachlässe in alltagshistorisch ausgerichteten Sammlungen

Der Zweite Weltkrieg ist ein Thema, zu dem nach meiner Beobachtung in historischen Arbeiten als Quellen häufig Selbstzeugnisse befragt werden. Im ersten Abschnitt dieses Texts wurden die Dynamiken in den Geschichtswissenschaften seit den 1980er Jahren beschrieben und die Bewegung, die durch die neuen Herangehensweisen auch in die Dokumentationsarbeit gekommen ist. Diese alltagshistorisch ausgerichteten Sammlungen haben inzwischen Quellenbestände in einem beträchtlichen Umfang verfügbar gemacht. Wie genau sind diese zusammengesetzt und organisiert?

Im deutschsprachigen Raum bestehen derzeit drei selbständige Spezialsammlungen: Das Deutsche Tagebucharchiv in Emmendingen in Süddeutschland hat aktuell Selbstzeugnisse von 5.846 Personen verzeichnet. Die Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen (»Doku«) am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien bewahrt die Texte von zirka 4.000 Schreiber:innen. Die Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte, ebenfalls an der Universität Wien, hat ihrerseits aktuell die schriftlichen Vor- und Nachlässe von 517 Personen verzeichnet, die u. a. 1.792 Tagebuchbände, 78.895 Korrespondenzschriftstücke und 97.730 Fotografien enthalten. Im Jahr 2015 wurde mit dem European Ego-Documents Archives and Collections Network (EDAC) ein europaweites Netzwerk einschlägiger Einrichtungen gegründet, das insbesondere der Sichtbarkeit und der Vernetzung dient.

Daneben haben auch traditionsreiche hegemoniale Archiveinrichtungen die Personenkreise, die sie dokumentieren, erweitert und inhaltlich verschiedentlich ausgerichtete Spezialbestände aufgebaut. Namentlich sind das etwa alle österreichischen Stadt- und Landesarchive, das Biografie-Archiv von Walter Kempowski (jetzt als Teil des Archivs der Akademie der Künste in Berlin) oder die Feldpostsammlung im Kommunikationsmuseum Berlin, die zirka 120.000 Schriftstücke verwaltet. In der Deutschen Auswandererbriefsammlung Gotha an der Forschungsbibliothek Gotha der Universität Erfurt sind derzeit 11.085 Briefe verzeichnet, die zwischen 1820 und 1990 versendet wurden.⁴⁰ Diese Bestände wurden alle neben dem hauptsächlichen Sammlungsfokus ihrer Einrichtungen aufgebaut, was ich als Ausdruck lese für den durchschlagenden Erfolg des skizzierten »biographical turn« und eines allgemein durchlässiger gewordenen Verständnisses davon, wer oder was dokumentiert werden soll.

Eine ganz anders gelagerte Öffnung für Vor- und Nachlässe ist in den vergangenen Jahren in den Archiven der sozialen Bewegungen in Gang gekommen, von denen die meisten ebenfalls seit den 1980er und 1990er

Jahren gegründet wurden.⁴¹ Hier werden inzwischen auch persönliche Hinterlassenschaften von (ehemaligen) Aktivist:innen übernommen, obwohl das ein »ursprünglich noch nicht angedachtes Sammlungsgebiet« war,⁴² wie es Margit Hauser, die Leiterin von STICHWORT, Archiv der Frauen- & Lesbenbewegung, in Wien, beschrieben hat. Der traurige Grund dafür liegt im Lauf der Zeit, konkret im Umstand, dass ehemalige Protagonist:innen inzwischen zum Teil verstorben sind – und damit zu Nachlasserr:innen wurden. Ein etwas tröstlicher Aspekt davon kann sein, dass damit für die Zukunft auch der Aufbau von Beständen mit Selbstdokumentationen von nicht heterosexuellen oder nicht-binären Personen in Aussicht steht.

Eine weitere Veränderung, die sich im vergangenen Jahrzehnt vollzogen hat, ist die Ausweitung der Genres von Selbstzeugnissen, die in Sammlungen aufgenommen werden. In den 2010er Jahren haben einige Einrichtungen damit begonnen, auch so genannten »Home Videos« bzw. »private« oder »Amateur-Filme« aufzunehmen, wobei im Rahmen dieser Projekte in kürzester Zeit jeweils enorm umfangreiche Bestände aufgebaut werden konnten.⁴³ Neueste Formen der Selbstdarstellung oder der virtuellen Kommunikation wie E-Mails, Twitter-Nachrichten oder Weblogs stehen derzeit noch nicht im systematischen Fokus historischer Sammlungen. Zukünftige Entwicklungen sind abzuwarten – es bleibt also mit Sicherheit spannend.

Bezogen auf ihren jeweiligen Umfang können die seit dem späten 20. Jahrhundert gebildeten Bestände von Selbstzeugnissen als Erfolgsgeschichte bezeichnet werden. Dabei sind die Gründungsgeschichten der einzelnen Einrichtungen durchwegs nicht geradlinig verlaufen. Den Anfang der Sammlung Frauennachlässe hat deren Initiatorin Edith Saurer in einem Interview 2009 folgendermaßen beschrieben:

»Ich kann sagen, dass die Entstehung der ›Sammlung Frauennachlässe‹ ein Prozess ist und nicht eine Entscheidung war: ›Wir gründen jetzt eine Sammlung Frauennachlässe...‹. Wahrscheinlich konnte das gar nicht eine Entscheidung sein. [Am] Beginn stand unser Interesse an der Frauen- und Geschlechtergeschichte und das hat uns sensibilisiert für Quellen dieser Art. [Und] Quellen für die Frauen- und Geschlechtergeschichte haben wir auf jeden Fall benötigt.«⁴⁴

Edith Saurer nannte als Grund dafür, warum es die inzwischen so umfangreichen Sammlungen für Selbstzeugnisse gibt, schlicht: weil sie »benötigt« wurden. Dabei waren weder die Sammlung Frauennachlässe noch die Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen von vornherein als Archiveinrichtung konzipiert. Stattdessen stand in beiden Fällen ein be-

stimmtes Forschungsvorhaben am Anfang, für das Quellen gesucht worden sind. Die Verstetigungen als Sammlungen an der Universität Wien ergaben sich erst später.⁴⁵ Ein Ausgangspunkt für die »Doku« war u. a. ein Gesprächskreis, den der bereits zitierte Sozialhistoriker Michael Mitterauer erstmals 1982 mit Studierenden an der Volkshochschule Ottakring durchgeführt hat. Das Thema war »Ich kam vom Land in die Stadt«.⁴⁶ Die Sammlung Frauennachlässe geht u. a. auf eine Ausstellung zurück, die Edith Saurer ebenfalls mit Studierenden im alternativen Kulturzentrum WUK in Wien gemacht hat. Das Thema war »70 Jahre Frauenwahlrecht in Österreich«.⁴⁷ Das Deutsche Tagebucharchiv Emmendingen, die dritte selbständige alltagshistorisch ausgerichtete Sammlung, wurde seinerseits von vornherein als Archiveinrichtung konzipiert. Seine Gründung im Jahr 1998 fand bereits im Kontext von bestehenden erfolgreichen Projekten statt und kann auch als Folge daraus interpretiert werden.⁴⁸

Gemeinsam ist diesen Spezialsammlungen ihr großer Quellschatz – und dass sie verhältnismäßig sehr kleine Institutionen sind, was ihre finanzielle Ausstattung betrifft: Die »Doku« und die Sammlung Frauennachlässe an der Universität Wien sind fix jeweils nur mit einer Teilzeitstelle für die Betreuung besetzt, der Betrieb des Tagebucharchivs in Emmendingen wird wesentlich durch unentgeltliches Ehrenamt getragen.

Gemeinsam ist diesen Spezialsammlungen weiters, dass sie – gleichzeitig – zwei verschiedene Ansprüche verfolgen: Der wissenschaftliche Anspruch ist es, Quellen zur Verfügung zu stellen, die zuvor nicht systematisch gesammelt worden sind. Der gesellschaftspolitische Anspruch ist es, einen institutionellen Ort für Quellen von Personen zur Verfügung zu stellen, die zuvor nicht als »beforschenswert« galten. Vorausgesetzt ist dabei selbstverständlich immer, dass diese Personen auch ein eigenes Interesse daran haben. In diesem Sinne ist diese Arbeit als ein »zivilgesellschaftliches Engagement«⁴⁹ zu verstehen, wobei die Rollen aller daran Beteiligten als gleichberechtigt wahrgenommen werden, was zumindest in den Anfängen nachgerade »revolutionär« gewesen ist.⁵⁰ Nicht nur den Forschenden wurde ein Expert:innenstatus zugesprochen, auch den beforschten Menschen wurde »quasi als Experten und Expertinnen des Alltagslebens Mitspracherecht bei der Schreibung ihrer eigenen Geschichte eingeräumt«.⁵¹ Die Projekte fanden dabei sowohl innerhalb als auch außerhalb der Universitäten statt, etwa in Gesprächskreisen oder in Erzählcafés. In diesem Sinn wird dabei auch von einer »neuen Geschichtsbewegung« gesprochen,⁵² in aktuellen Zugängen der Geschichtswissenschaften auch von »Citizen Science«.⁵³

Dieses prosperierende Feld förderte jedenfalls auch populäre Veröffentlichungsformate. Ein groß angelegtes Projekt war etwa die Fernsehreihe *Mein Tagebuch* des deutschen Filmemachers Heinrich Breloer.⁵⁴ Der

Redakteur des NDR hatte Ende der 1970er Jahre damit begonnen, diaristische Aufzeichnungen zu sammeln, die dann im Fernsehen vorgestellt werden sollten. Der Zahl der Zumeldungen war erstaunlich hoch und so konnten ab 1980 zehn Teile der Reihe in den regionalen Programmen der ARD ausgestrahlt werden. 1981 wurde das Format mit dem renommierten Adolf-Grimme-Preis ausgezeichnet, 1984 erschien eine korrespondierende Buchpublikation, die 1999 in gekürzter Form unter dem Titel *Geheime Welten* noch einmal aufgelegt wurde.⁵⁵ Auch die Fernsehreihe wurde wiederholt. Solche öffentlichkeitswirksamen Unternehmungen haben auf jeden Fall sowohl in der interessierten Öffentlichkeit als auch bei den Wissenschaftler:innen dazu beigetragen, die Einschätzung zu etablieren, Selbstzeugnisse können wichtige historische Quellen sein. Und das obwohl – oder gerade weil – diese Formate nicht wissenschaftlich ausgerichtet waren.

Ein weiterer Anlass zum Sammeln von Selbstzeugnissen können politische bzw. historische Jubiläen sein, was in gewisser Weise ja auch auf die erste Initiative zur Sammlung Frauennachlässe zutrifft. In einem solchen Kontext ist am Wiener Stadt- und Landesarchiv bereits 1956 die Spezialsammlung »Kommission Wien 1945« gestartet worden. Aufgebaut wurde sie durch einen Zeitungsaufruf, 1975 und 1978 wurde sie erweitert und ihr Name auf »Wiener Historische Kommission« geändert. Der Bestand umfasst u. a. 370 lebensgeschichtliche Texte und 75 Tagebuchauszüge mit einem inhaltlichen Schwerpunkt auf die Zeit des Zweiten Weltkriegs.

Ein Einblick: Vor- und Nachlässe von Frauen und Männern in alltagshistorisch ausgerichteten Sammlungen

Aber haben sich diese alltags- und frauenhistorischen Entwicklungen auch auf die geschlechterspezifische Repräsentanz von Frauen und Männern in den Archiven ausgewirkt? Für meine Studie *Tagebücher als Quellen* (2021) habe ich exemplarisch drei Bestände von alltagshistorisch ausgerichteten Sammlungen dahingehend ausgewertet und kann auf dieser Grundlage gleich hier bestätigen: Ja, haben sie. Die konsultierten Bestände waren die Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, das Deutsche Tagebucharchiv Emmendingen und die »Wiener Historische Kommission« im Wiener Stadt- und Landesarchiv.⁵⁶ In diesem Beitrag werden deren Bestandszahlen von 2017 wiederum auch mit jenen von 2024 verglichen, um anhand der jüngsten Veränderungen gegebenenfalls mögliche weitere Tendenzen zu identifizieren:

- In der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen waren 2017 namentlich 3.326 Schreiber:innen erfasst. 57 Prozent von ihnen waren Frauen, 43 Prozent Männer. 2024 waren es ca. 4.000 Personen, 55 Prozent von ihnen Frauen, 45 Prozent Männer.⁵⁷
- Im Deutschen Tagebucharchiv Emmendingen waren 2017 namentlich 4.043 Schreiber:innen erfasst. 41 Prozent von ihnen waren Frauen, 56 Prozent Männer, 3 Prozent anonym. 2024 waren es 5.846 Personen, 44 Prozent von ihnen Frauen, 54 Prozent Männer, ca. 2 Prozent anonym.⁵⁸
- In der »Wiener Historischen Kommission« sind 539 Schreiber:innen namentlich erfasst, 41 Prozent von ihnen sind Frauen, 53 Prozent Männer, 6 Prozent anonym. Dieser Bestand wird nicht mehr erweitert, weswegen sich die Zahlen auch nicht weiter verändern.

Der Anteil von Selbstzeugnissen von Frauen in diesen Sammlungen changierte in Vergleichssample 2017 also zwischen 41 und 57 Prozent, 2024 zwischen 41 und 55 Prozent – er hat sich in den letzten Jahren also noch weiter niveliert. Welch großer Unterschied zu den 11,05 Prozent im »Personenlexikon« des *Verzeichnisses der künstlerischen, wissenschaftlichen und kulturpolitischen Nachlässe in Österreich!*

Gleichzeitig ist das Ergebnis mit 41 bis 57 Prozent breit gestreut. Um mögliche Begründungen für diese deutliche Differenz zu finden, habe ich in einem zweiten Schritt innerhalb der Bestände zwei verschiedene Genres von Selbstzeugnissen miteinander verglichen. Am Beispiel der vorhandenen Tagebücher und der retrospektiv verfassten Lebenserinnerungen wollte ich herausfinden, ob sich Frauen und Männer möglicherweise tendenziell mit anderen Formaten selbst dokumentieren. Und auch hier konnten merkbare Unterschiede festgestellt werden:⁵⁹

- Bei den Tagebüchern lag der Anteil der Schreiberinnen zwischen 39,5 Prozent in der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, 45 Prozent in der »Wiener Historischen Kommission« und 51 Prozent im Deutschen Tagebucharchiv.
- Bei den Lebenserinnerungen lag der Anteil der Schreiberinnen zwischen 36 Prozent im Deutschen Tagebucharchiv sowie auch in der »Wiener Historischen Kommission« und 58 Prozent in der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen.

Bezogen auf verschiedene Genres waren die Unterschiede zwischen den drei Beständen also noch größer als in Bezug auf alle Schreiber:innen. Den Aussagewert dieses Befundes für geschlechterspezifische Dokumentationspraktiken hat die gemeinsame Diskussion mit Günter Müller von der »Doku« bestätigt. Er vermutete als einen Grund für diese unterschiedlichen Zahlen die spezifischen Aufrufpraktiken der Einrichtungen: Alle drei sammeln Quellen, die von den Schreiber:innen aufgrund von thematisch offenen Aufrufen oder in Eigeninitiative eingereicht werden. Das machen Männer aus seiner Erfahrung heraus merklich öfter als Frauen. In der »Doku« wurden daneben von Beginn an auch mehrfach Aufrufe persönlich an eine große Gruppe potenzieller Schreiber:innen versendet, die konkret nach Erinnerungen zu einem bestimmten Thema gefragt haben. Hier antworten Frauen erfahrungsgemäß merklich öfter als Männer: In einer Zusammenstellung von acht ausgewählten Aufrufen aus dem Zeitraum von 1983 bis 2022 sind 1.791 Autor:innen verzeichnet. 1.110 davon waren Frauen, 681 Männer, 62 zu 38 Prozent.

Ein weiterer Grund, weshalb in den drei Beständen Frauen und Männer anhand ihrer Tagebücher und Lebenserinnerungen nicht gleich dokumentiert sind, liegt in den konkreten Inhalten der einzelnen Quellen. Im Bestand der »Doku« sind Männer als Tagebuchautoren überdurchschnittlich stark vertreten (39,5 Prozent Frauen zu 60,5 Prozent Männer), was Günter Müller auf den klaren Überhang von Tagebüchern von Soldaten aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg in dieser Sammlung zurückführt. Männer haben also nicht mehr Tagebücher geschrieben (oder übergeben) als Frauen – sie haben mehr *Soldatentagebücher* geschrieben (oder übergeben). Diese wurden von der »Doku« auch mit Hilfe von Aufrufen gezielt gesammelt. Im Deutschen Tagebucharchiv, das keine solchen inhaltlichen Schwerpunkte verfolgt, sind als Schreiber:innen von Tagebüchern Frauen und Männer mit 51 zu 49 Prozent beinahe exakt ausgeglichen vertreten.

Zahlen sind, wie gesagt, immer Tendenzen und sie müssen mit Kontextinformationen ausdifferenziert werden. Die hier präsentierten Ergebnisse können jedenfalls einen allgemeinen Eindruck über die geschlechterspezifische Zusammensetzung von alltagshistorisch ausgerichteten Sammlungen geben. Insgesamt gesehen sind hier Frauen und Männer verhältnismäßig ausgewogen dokumentiert. Wie steht es hier aber um die Kategorie der sozialen Schicht?

Als Ausblick: Vor- und Nachlässe von Angehörigen verschiedener sozialer Schichten in alltagshistorisch ausgerichteten Sammlungen

Um auch das gleich vorwegzunehmen: Die schichtspezifische Zusammensetzung der Vor- und Nachlassbestände lässt sich nicht so klar beziffern. Vielmehr beschäftigt sich die einschlägige Forschung von Beginn an mit der komplexen Frage, wie das auto/biografische Schreiben zu verschiedenen Zeiten sowie regional unterschiedlich sozial verortet gewesen sein könnte und in welchem Ausmaß bildungsfernere Personen bis in das 20. Jahrhundert überhaupt (welche?) Selbstzeugnisse geschrieben haben.⁶⁰ Um aber wiederum zumindest eine Tendenz fassen zu können, habe ich die Bestände des Tagebucharchivs Emmendingen, der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen und der Sammlung Frauennachlässe auch in Bezug auf ihre soziale Zusammensetzung befragt – und diese Untersuchung hat Folgendes ergeben: In den Selbstzeugnissammlungen sind durchaus verschiedene soziale Schichten repräsentiert, das aber mit klar unterschiedlichen Formaten.⁶¹ Während von Schreiber:innen aus proletarischen Zusammenhängen, etwa von Arbeiter:innen oder Dienstbot:innen, in allen drei Beständen tatsächlich nur eine Handvoll (thematisch offener) Tagebücher dokumentiert sind, sind diese Berufsgruppen in retrospektiv verfassten Lebenserinnerungen einigermaßen gut vertreten. Diese Aussage wird exemplarisch von jenem Quellenkorpus abgestützt, das Jessica Richter für ihre Studie zu Hausgehilfinnen in Österreich von 1914 bis 1938 erarbeitet hat:⁶² Sie konnte dazu verschiedene auto/biografische Formate von 27 Frauen und 16 Männern recherchieren, 22 davon waren retrospektiv verfasste lebensgeschichtliche Texte, nur ein einziges war ein Tagebuch.

Die Gründe für dieses eklatante Ungleichgewicht zwischen den Genres können vielfältig sein. Sozioökonomisch unterschiedlich gegebene Möglichkeiten und schichtspezifisch andere Selbstdokumentationskonventionen spielen dabei mit Sicherheit eine große Rolle, aber auch Sammlungspolitiken und Forschungsschwerpunkte, wie sie in diesem Beitrag skizziert worden sind. Ich gehe davon aus, dass selbst die mittlerweile sehr umfangreichen und durchwegs offenen Bestände der alltagshistorischen Sammlungen für Selbstzeugnisse kein exaktes Abbild davon geben können, was in vergangenen Zeiten von wem *geschrieben* wurde. Sie zeigen vielmehr, welche Aufzeichnungen in persönlichen Zusammenhängen aufbewahrt worden sind, welche von Forscher:innen gesucht wurden und welche von den aktuellen Besitzer:innen als passend befunden wurden, um sie an ein Archiv zu übergeben. Damit zeigt sich einmal mehr die Notwendigkeit von Flexibilität in der Forschung: Wenn von bestimmten Personengruppen etwa (noch) keine Tagebücher in den Sammlungen

verfügbar sind, müssen – und können – andere Quellen wie etwa lebensgeschichtliche Texte oder Oral-History-Interviews nutzbar gemacht werden. Selbstverständlich enthalten diese unterschiedlichen Genres auch unterschiedliche Informationen. Das darzulegen ist aber ganz einfach eine Aufgabe der sogenannten Quellenkritik.

Dass die sozialen Hintergründe der Schreiber:innen der vorliegenden retrospektiv verfassten Texte verhältnismäßig divers sein können, hängt nicht zuletzt mit dem oben vorgestellten Paradigmenwechsel in den Geschichtswissenschaften zusammen. Hier kreuzen sich schließlich auch literaturwissenschaftliche Fragen, was am Beispiel der Autorin Maria Gremel ausgeführt werden kann: Maria Gremel (geb. Schneeweiß) wurde 1901 in der Stadtgemeinde Kirchschlag im südlichen Niederösterreich geboren. Die Eltern waren ›Kleinhäusler:innen‹ und das Mädchen wurde bereits im Alter von neun Jahren Dienstmagd auf einem benachbarten Bauernhof. Von einer Berufsausbildung war keine Rede, Maria Gremel wurde sechsfache Mutter – und eine der bekanntesten Autorinnen einer populären Lebensgeschichte in Österreich.

Ihre auto/biografische Erzählung hatte sie eigentlich für die Familie angefertigt. Anfang der 1980er Jahre fand ein Exemplar davon zufällig den Weg in die Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen. Unter dem Titel *Mit neun Jahren im Dienst. Ein Leben im Stübl und auf dem Bauernhof 1900–1930* wurde der Text 1983 als erster Band der Buchreihe *Damit es nicht verloren geht ... veröffentlicht*⁶³ und zu einem Verkaufsschlager. Maria Gremel wurde für Zeitungen interviewt, war in Fernseh-talkshows, in Radiosendungen, in Veranstaltungen der Erwachsenenbildung und bei Bundespräsident Rudolf Kirchschläger zu Gast. Eine solche Bekanntheit war dem sympathischen Shootingstar der österreichischen Alltagsgeschichte-Szene auf keinen Fall in die Wiege gelegt. Genau deshalb passte Maria Gremels Lebensgeschichte aber exakt in den Fokus dieser neuen »Geschichtsbewegung«, die sich in ihren Anfängen ja gerade für »Personen aus bildungsferneren sozialen Schichten« interessierte.⁶⁴ Und das interessierte offensichtlich auch ein breites Lesepublikum.

Gerade für Frauen können ländliche Referenzbeispiele wie Maria Gremels Buch ermutigend gewesen sein, die eigene Lebensgeschichte ebenfalls als ›biografiewürdig‹ anzuerkennen. Entsprechend formulierte es Barbara Waß (geb. Krallinger) in einem Brief, den sie 1984 an Michael Mitterauer adressierte:

»Ich hab das Buch mit großem Interesse gelesen und festgestellt, daß Frau Gremel gerade jene Dinge am Herzen lagen, die auch ich im Sinn habe. [...] Nur sind die Gegebenheiten hier im Gebirge

sehr verschieden von denen in Niederösterreich. [...] Umso mehr interessierten mich die Schilderungen von Frau Gremel, erst recht, da es einige Parallelen zu meinem Leben gibt.«⁶⁵

Barbara Waß, 1944 geboren, wuchs in einer Bergbäuer:innenfamilie im Tennengebirge auf und wurde später ebenfalls eine erfolgreiche Autorin der Buchreihe der »Doku«. Der durchschlagende Erfolg, den diese Bücher und ähnliche Formate hatten, ist nicht zuletzt aus genretheoretischer Sicht bemerkenswert. Die auto/biografischen Erzählungen von ehemaligen Dienstbotinnen, Bäuerinnen, Sennerinnen oder Hebammen hatten eine Vorbildfunktion für weitere lebensgeschichtliche Texte. Mithin beeinflussten sie auch die Aufzeichnungen von Personen mit einem privilegierten sozialen Hintergrund. Das in der Literaturwissenschaft sogenannte Phänomen der Überformung,⁶⁶ also der Nachahmung, folgt üblicherweise anderen Richtungen. Was für eine Demontage der »alten weißen Männer«!

Dieser zuversichtliche Ausblick soll diesen Text abschließen. Geschlecht und soziale Schicht sind zwei Unterscheidungs- und Analysekategorien, neben u. a. der Sprache, der Herkunft und dem Alter etc. Am Beispiel der alltagshistorisch ausgerichteten Sammlungen für Vor- und Nachlässe wurde dargestellt, wie Erweiterungen in den Beständen von Dokumentationseinrichtungen gelingen können, und auch, wo möglicherweise Grenzen liegen. Der selbst definierte Sammelfokus der einzelnen Bestände (etwa auf künstlerische, wissenschaftliche und politische Protagonist:innen, auf verschiedene Formate wie »Home Videos« oder auch auf eine geografische Region etc.) kann Erweiterungen in verschiedene Richtungen klarerweise ausschließen. Es würde auch wenig Sinn machen, wenn alle Archive und Sammlungen anfangen würden, *alles* zu sammeln. Jede Einrichtung kann aber von Zeit zu Zeit Evaluierungen und klare Benennungen des eigenen Fokus anstellen: Welche Sprachen sind dokumentiert? Sind Personen mit Migrationshintergrund vertreten? Welche Genres werden dokumentiert? Welche Hierarchisierungen werden dabei verfolgt? Was sind die Geburtsjahrgänge der dokumentierten Akteur:innen? Und, wie sich gezeigt hat, immer noch aktuell: Wie ist das Verhältnis von Frauen und Männern? Nicht zuletzt gilt es, zentral zu definieren, wer eigentlich als Benutzer:innen der Sammlung adressiert wird. Für wen und wie wird das Material bereitgestellt? Eine regelmäßige Standortbestimmung ermöglicht es, auch die Ausschlüsse zu benennen, denen jede Sammlung zwangsläufig unterliegt. Das Wissen darüber ermöglicht schließlich auch das Forcieren von Veränderungen – so diese erwünscht und angestrebt sind.

Anmerkungen

- 1 Madeleine Wolensky: frida und die Büchersammlungen alter Männer. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 75, 2022, 1 (Schwerpunktthema »Archiv-, Bibliotheks- und Dokumentationspolitiken. Frauen*- und genderspezifische Zugänge«), 45–46, hier 45.
- 2 frida, der »Verein zur Förderung und Vernetzung frauenspezifischer Informations- und Dokumentationseinrichtungen in Österreich« wurde 1991 initiiert und 1992 gegründet. Derzeit (2024) sind hier 16 Einrichtungen und 33 Einzelpersonen vernetzt. Weiterführende Informationen finden sich in dem zitierten Themenheft oder auf der Website von frida, <https://frida.at/> (Zugriff am 16.10.2024).
- 3 Der Text ist aufgebaut auf den Publikationen: Li Gerhalter: Selbstzeugnisse sammeln. Eigensinnige Logiken und vielschichtige Interessenslagen. In: Petra-Maria Dallinger und Georg Hofer (Hg.) unter Mitarbeit von Stefan Maurer: Logiken der Sammlung. Das Archiv zwischen Strategie und Eigendynamik. Berlin; Boston: De Gruyter 2020 (Literatur und Archiv 4), 51–69, sowie Li Gerhalter: »Die Wienerinnen laufen bei hellichtem Tag in Hosen herum.« Ein intersektionaler Blick in die Bestände von Selbstzeugnissammlungen. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 75, 2022, 1, 145–166.
- 4 Günter Müller: »Vielleicht hat es einen Sinn, dacht ich mir«. Über Zugangsweisen zur populären Autobiographik am Beispiel der »Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen« in Wien. In: Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft – Alltag 5, 1997, 2, 302–318, hier 302.
- 5 Michael Mitterauer: Lebensgeschichten sammeln. Probleme um Aufbau und Auswertung einer Dokumentation zur populären Autobiographik. In: Hermann Heidrich (Hg.): Biographieforschung. Gesammelte Aufsätze der Tagung des Fränkischen Freilandmuseums am 12. und 13. Oktober 1990. Bad Windsheim: Fränkisches Freilandmuseum 1991, 17–35, hier 18.
- 6 Barbara Caine: Biography and History (Theory and History). Basingstoke: Palgrave 2010, 223.
- 7 Vgl. dazu u. a. Levke Harders: Historische Biografieforschung. Version: 1.0., auf: Docupedia-Zeitgeschichte, https://docupedia.de/zg/Harders_historische_Biografieforschung_vi_de_2020 (Stand 31.10.2020, Zugriff am 17.10.2024).
- 8 Vgl. Angelika Schaser: Bedeutende Männer und wahre Frauen. Biographien in der Geschichtswissenschaft. In: Irmela von der Lühe und Anita Runge (Hg.): Biographisches Erzählen. Berlin: Freie Universität Berlin 2001 (Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung 6), 137–152, hier 141.
- 9 Svanhildur Bogadóttir: Searching for Women in the Archives. Collecting Private Archives of Women. In: Sara de Jong und Sanne Koevoets (Hg.): Teaching Gender with Libraries and Archives. The Power of Information. Budapest; New York: Central European University Press 2013, 65–75, hier 73.
- 10 Vgl. dazu u. a. Christa Hämmerle: Fragmente aus vielen Leben. Ein Portrait der »Sammlung Frauennachlässe« am Institut für Geschichte der Universität Wien. In: L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft (ZFG) 14, 2003, 2, 375–378.
- 11 Andrea Althaus und Linde Apel: Oral History. Version: 1.0., auf: Docupedia-Zeitgeschichte, https://docupedia.de/zg/Althaus_apel_oral_history_vi_de_2023 (Stand 28.03.2023, Zugriff am 17.10.2024).
- 12 Die Schreibweise »auto/biografisch« wird im Anschluss an die feministische Soziologin und Literaturwissenschaftlerin Liz Stanley gebraucht. Sie hat unter diesem Terminus alle Formen »of writing a life« zusammengefasst. Vgl. u. a. Liz Stanley: The Auto/biographical I. The Theory and Practice of Feminist Auto/biography. Manchester: Manchester University Press 1995.

- 13 Bernd Jürgen Warneken: *Populäre Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1985.
- 14 Dazu weiterführend: Li Gerhalter: *Tagebücher als Quellen. Forschungsfelder und Sammlungen seit 1800*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2021, 20–21.
- 15 In der jüngeren Vergangenheit wurden etwa Forschungs- und Sammelschwerpunkte zur Migrations- oder der Homosexuellengeschichte lanciert, wobei Selbstzeugnisse hier bislang noch schwer lukriert werden konnten. Zur Migrationsgeschichte vgl. u. a. Arif Akkılıç, Vida Bakondy, Ljubomir Bratić und Regina Wonisch (Hg.): *Schere Topf Papier. Objekte zur Migrationsgeschichte*. Wien: Mandelbaum 2016.
- 16 Vgl. dazu u. a. Sidonie Smith und Julia Watson: *Reading Autobiography. A Guide for Interpreting Life Narratives*. Minneapolis: University of Minnesota Press 2010.
- 17 Aus überlieferungspragmatischen Gründen haben die Bestände dieser Sammlungen zumeist einen zeitlichen Schwerpunkt auf der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dazu u. a. Li Gerhalter: 4.500 Kilometer mit dem Auto quer durch Mitteleuropa. Sammlungen von Selbstzeugnissen, Public History und Citizen Scientists. In: Marion Grossmann, Thomas Hellmuth, Martin Tschiggerl und Thomas Walach (Hg.): *Go public! Zugänge zur Public History*. Wiesbaden: Springer VS 2024, 307–319.
- 18 Franz-Nabl-Institut, auf: www.wissenschaft.steiermark.at, Website des Amts der Steiermärkischen Landesregierung, Referat Wissenschaft und Forschung (Zugriff am 17.10.2024).
- 19 Durch die Unterscheidung in Bestände von Frauen und Männern wird ein binäres Geschlechterkonzept reproduziert, das mögliche weitere Geschlechtsidentitäten ausschließt. Untersuchungen, die über das binäre Konzept hinausgehen, sind anhand der vorliegenden Daten derzeit jedoch noch nicht möglich, für die Zukunft aber erstrebenswert. Im Zusammenhang mit historischen Beständen stellt sich dabei die Frage nach der Möglichkeit, aktuelle Konzepte von Geschlechtsidentitäten direkt zu übertragen.
- 20 Dagmar Jank: *Frauennachlässe in Archiven, Bibliotheken und Spezialeinrichtungen. Beispiele, Probleme und Erfordernisse*. In: Botho Brachmann (Hg.): *Die Kunst des Vernetzens. Festschrift für Wolfgang Hempel*. Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 2006, 411–419, hier 411–412.
- 21 Vgl. Marijana Piskova: *Memory Prescriptions. Archival Politics in the Second Half of the 20th Century*. In: Kristina Popova, Marijana Piskova, Margareth Lanzinger, Nikola Langreiter und Petar Vodenicharov (Hg.): *Women and Minorities. Ways of Archiving*. Sofia: SEMARSh 2009, 234–246, hier 241.
- 22 Bogadóttir (Anm. 9), 69.
- 23 Gerhalter (Anm. 14), 337. Siehe auch den Beitrag von Susanne Rettenwander, Hanna Prandstätter, Gundula Wilscher, David Keßler und Ingrid Fürhapter in diesem Dossier.
- 24 In der deutschen *Zentralen Datenbank Nachlässe* waren 2020 gut 28.600 Personen erfasst. Eine geschlechterspezifische Auswertung lag mir dazu nicht vor. Vgl. Gerhalter (Anm. 14), 336.
- 25 Ursula A. Schneider und Annette Steinsiek: *Hopp oder Dropp? Die ökonomische Bedingtheit literarischer Überlieferung*. In: Sieglinde Klettenhammer (Hg.): *Literatur und Ökonomie*. Innsbruck; Wien; Bozen: Studienverlag 2010 (Angewandte Literaturwissenschaft 8), 200–220.
- 26 Nicole Seifert: *Einige Herren sagten etwas dazu. Die Autorinnen der Gruppe 47*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2024.
- 27 Dazu Schneider und Steinsiek (Anm. 25). Aktuelle Beispiele sind u. a. Lothar Müller: *Rilke-Nachlass in Marbach: 10 000 Seiten*. In: *Süddeutsche Zeitung*, 1. Dezember 2022, oder Michael Wurmitzer: *Nationalbibliothek erwirbt Thomas Bernhards Nachlass um 2,1 Millionen*. In: *Der Standard*, 16. Dezember 2022 (jeweils auch online verfügbar).
- 28 Vgl. Schaser (Anm. 8), 141, oder Jank (Anm. 20), 418.

- 29 Dazu u. a. Anke M. Melchior und Beatrix Piezonka: Sozialisation in Frauentagebüchern. 3. Kommentierte Bibliographie. Siegen; Halle: Eigendruck der Universität-Gesamthochschule Siegen 1992/1995; Brigitte Klosterberg: Gedächtnisspeicher des Pietismus. Quellen zu Männer und Frauen in Archiv und Bibliothek der Franckeschen Stiftung zu Halle. In: Ulrike Gleixner und Erika Hebeisen (Hg.): Gendering Tradition. Erinnerungskultur und Geschlecht im Pietismus. Affalterbach: Didymos 2007, 253–268; Bogadóttir (Anm. 9). Vgl. dazu auch die Beiträge von Lina Maria Zangerl und Ursula A. Schneider in diesem Dossier.
- 30 Vgl. Melchior und Piezonka (Anm. 29); Anke M. Melchior: Mädchen- und Frauentagebücher seit dem Mittelalter. Eine Bibliographie von veröffentlichten Tagebüchern in deutscher Sprache. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 5, 1992, 2, 271–314.
- 31 Gudrun Wedel: Autobiographien von Frauen. Ein Lexikon. Köln; Weimar; Wien: Böhlau 2010.
- 32 Ilse Korotin (Hg.): *biografiA*. Lexikon österreichischer Frauen. 4 Bde. Wien; Weimar; Köln: Böhlau 2016. Vgl. dazu auch: Ilse Korotin: Frauen sichtbar machen. *biografiA* – Datenbank und Lexikon Österreichischer Frauen. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 75, 2022, 1, 206–225.
- 33 Vgl. Li Gerhalter: Auf zur eigenen Dokumentation von Erinnerung! Feministische Archive für auto/biografische Dokumente als Schnittstellen von Erinnerungspolitik und Forschung. In: Elke Krasny und Frauenmuseum Meran (Hg.): *Women's:Museum Frauen:Museum*. Curatorial Politics in Feminism, Education, History and Art. Wien: Löcker 2013, 285–295, hier 287. Danke an Ilse Korotin für das Zur-Verfügung-Stellen dieser Daten.
- 34 Diese Feststellung bestätigt sich anhand jener sieben Personen, von denen mit Stand Frühling 2024 Vorlässe im Franz-Nabl-Institut verwaltet wurden. Der jüngste von ihnen ist derzeit knapp 65 Jahre alt, die älteste ist Barbara Frischmuth (geb. 1941). Die derzeit 83-Jährige ist auch die einzige Frau, deren umfangreicher Vorlass in diesen Bestand aufgenommen wurde. Neben den sieben Vorlässen waren im Frühling 2024 zwei Nachlässe von Frauen und 14 von Männern verzeichnet.
- 35 Dazu ausführlich: Gerhalter (Anm. 14), 293–317.
- 36 Verena Lorber: (Kultur-)Archive und Gender. In: *fernetzt*, 15.08.2024, <https://fernetzt.univie.ac.at/20230815-2/> (Zugriff am 19.10.2024).
- 37 Stephanie Lindner: Hannelore Valencak: Vorhof der Wirklichkeit – Ein Frauenleben in der Enge der Nachkriegszeit. Franz-Nabl-Institut für Literaturforschung, Objekt des Monats, Mai 2017, <https://franz-nabl-institut.uni-graz.at/de/neuigkeiten/objekt-des-monats-mai-2017/> (Zugriff am 19.10.2024).
- 38 Dieses Ignorieren exemplarisch u. a. bei Volker Hage: Feuer vom Himmel. In: *Der Spiegel*, 1998, 3.
- 39 Anna Fercher: »Aber ich sah nur den Knochenmann«. Ein Anfang und zwei Enden der einen »Langen Nacht (1946)« von Grete Scheuer. Franz-Nabl-Institut für Literaturforschung, Objekt des Monats, Oktober 2021, <https://franz-nabl-institut.uni-graz.at/de/neuigkeiten/objekt-des-monats-oktober-2021/> (Zugriff am 19.10.2024).
- 40 Alle Angaben sind den Webseiten der Einrichtungen entnommen.
- 41 Vgl. dazu u. a. Jürgen Bacia und Cornelia Wenzel: Die Archive der Protest-, Freiheits- und Emanzipationsbewegungen. Ein Überblick. In: *Archivar. Zeitschrift für Archivwesen* 70, 2017, 2, 130–142.
- 42 Margit Hauser: STICHWORT. Bewegung archivieren. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 75, 2022, 1, 131–144, hier 138.
- 43 Siehe dazu Brigitte Semanek und Tabea Söregi: Die Liebe zum kleinen Format. Zur Sammlung und Erforschung von Schmalfilmen in »Niederösterreich privat«. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 126, 2023, 2, 253–270; oder Gabriele Fröschl: »Private Sammler/innen«. Sammlungsstrategie und Sammlungs Aufbau in Medienarchiven. In: Renee Winter, Christina Waraschitz und Gabriele Fröschl (Hg.): Aufnahme läuft. Private Videobestände – Öffentliche Archive? Wien: LIT 2016, 37–49.

- 44 Das Interview wurde in englischer Übersetzung abgedruckt: Edith Saurer: »For Women, the Act of Writing – Whether Letters or Diaries – Expresses their Identity, their Life's Ambition, the Will to Survive«. In: Popova, Piskova, Lanzinger, Langreiter und Vodenicharov (Hg.) (Anm. 21), 16–19, hier 16. Danke an Margareth Lanzinger für das Zur-Verfügung-Stellen des deutschen Manuskripts des Interviews.
- 45 Ausführliche Darstellungen von unterschiedlichen Gründungskontexten von alltags-historisch ausgerichteten Sammlungsbeständen von Selbstzeugnissen sind beschrieben in Gerhalter (Anm. 14), 284–292.
- 46 Vgl. u. a. Michael Mitterauer und Günter Müller: Aus Lebensgeschichten lernen: Zur interaktiven Sammelpraxis der »Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen«. In: Hubert Szemethy, Marianne Klemun, Martina Fuchs, Fritz Blakomer und Matthias Beitzl (Hg.): Gelehrte Objekte? Wege zum Wissen. Aus den Sammlungen der Universität Wien. Wien: Löcker 2013, 222–241.
- 47 Initiative 70 Jahre Frauenwahlrecht: Wer wählt, gewinnt? Katalog zur Ausstellung »Wer wählt, gewinnt« anlässlich des 70. Jahrestags des österreichischen Frauenwahlrechts. Wien: Eigenverlag 1989.
- 48 Vgl. Stefanie Risse: Liebes Tagebuch – Caro Diario! Europäische Tagebucharchive im Vergleich: Das Archivio Diaristico Nazionale und das Deutsche Tagebucharchiv in Emmendingen. In: L'Homme 21, 2010, 1, 89–96.
- 49 Patrizia Gabrielli: Tagebücher, Erinnerungen, Autobiografien. Selbstzeugnisse von Frauen im Archivio Diaristico Nazionale in Pieve Santo Stefano. In: L'Homme 15, 2004, 2, 345–352, hier 346.
- 50 Vgl. Günter Müller: »Vielleicht interessiert sich mal jemand...«. Lebensgeschichtliches Schreiben als Medium familiärer und gesellschaftlicher Überlieferung. In: Peter Eigner, Christa Hämmerle und Günter Müller (Hg.): Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht. Innsbruck; Wien; Bozen: Studienverlag 2006, 76–94, hier 80.
- 51 Ebenda.
- 52 Hanne Lessau: Sammlungsinstitutionen des Privaten. Die Entstehung von Tagebucharchiven in den 1980er und 1990er Jahren. In: Janosch Steuwer und Rüdiger Graf (Hg.): Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts. Göttingen: Wallstein 2015, 336–365, hier 338.
- 53 Zu der Rolle und den Interessen jener Personen, die Selbstzeugnisse für die Forschung zur Verfügung stellen, weiterführend u. a. Elissa Mailänder: »Schreiben in alle Windrichtungen und warten auf Post.« Zur materiellen Hermeneutik von Briefen und Fotografien als Erinnerungsobjekte der RAD-Generation (1939–2022). In: L'Homme 33, 2022, 1, 83–106; oder Gerhalter (Anm. 17).
- 54 Vgl. Lessau (Anm. 52), 354.
- 55 Heinrich Breloer: Geheime Welten. Deutsche Tagebücher aus den Jahren 1939 bis 1947. Frankfurt am Main: Eichborn 1999.
- 56 Weiterführende Informationen, Tortendiagramme und Interpretationen dieser Informationen mit Stand 2017 finden sich in Gerhalter (Anm. 14), 336–358.
- 57 Danke an Günter Müller für das Zur-Verfügung-Stellen dieser Daten und die gemeinsamen Diskussionen der Frage nach Gründen für die geschlechterspezifische Zusammensetzung des Bestandes der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen.
- 58 Danke an Jutta Jäger-Schenk, Hans D. Schmitz und Gerhard Seitz für das Zur-Verfügung-Stellen der Daten für 2017. Die Daten für 2024 sind der Website entnommen.
- 59 Die Ergebnisse basieren auf den Zahlen von 2017. Für 2024 lagen nicht von allen drei Beständen Angaben vor.
- 60 Dazu u. a. Harders (Anm. 7) oder Sigrid Wadauer: Die Tour der Gesellen. Mobilität und Biographie im Handwerk vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main; New York: Campus 2005, 55–84.
- 61 Weiterführend Gerhalter (Anm. 14), 317–325.

- 62 Jessica Richter: Die Produktion besonderer Arbeitskräfte. Auseinandersetzungen um den häuslichen Dienst in Österreich (1880–1938). Berlin: De Gruyter 2024.
- 63 Maria Gremel: Mit neun Jahren im Dienst. Ein Leben im Stübl und auf dem Bauernhof 1900–1930. Wien; Köln; Weimar: Böhlau 1983 (Damit es nicht verloren geht 1).
- 64 Vgl. u. a. Mitterauer und Müller (Anm. 46), 223–230.
- 65 Günter Müller: Einführung und editorische Anmerkungen. In: Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen (Hg.): Kinder – Küche – Karriere. Acht Frauen erzählen. Wien; Köln; Weimar: Böhlau 2013, 7–16, hier 7–8.
- 66 Vgl. Christiane Holm: Montag Ich. Dienstag Ich. Mittwoch Ich. Versuch einer Phänomenologie des Diaristischen. In: Helmut Gold, Christiane Holm, Eva Bös und Tine Nowak (Hg.): @bsolut privat!? Vom Tagebuch zum Weblog. Heidelberg: Wachter 2008, 10–50, hier 35.

»Es ist Zeit, dass Bewegung in die Sache kommt.«
Quantitative Erhebungen zum Genderverhältnis in der
österreichischen (Kultur-)Archivlandschaft

von Susanne Rettenwander, Hanna Prandstätter,
Gundula Wilscher, David Keßler und Ingrid Fürhapter

»Die Werke von Frauen geraten in Vergessenheit. Das gilt für Schriftstellerinnen genauso wie für Komponistinnen, Malerinnen und alle anderen Künstlerinnen. Sie geraten in Vergessenheit, weil so wenig dafür getan wird, dass sie in Erinnerung bleiben.«¹

Nicole Seifert analysiert in ihrer wegweisenden Monografie *Frauenliteratur* Kriterien und Dynamiken der Nichtbeachtung bis zum Ausschluss von Autorinnen in unterschiedlichsten Bereichen der Literaturproduktion und -rezeption, von der Aufnahme in Verlagsprogramme, der Auswahl als Schullektüre, über die Vergabe von Preisen bis hin zur Literaturkritik.² (Kultur-)Archive und damit Literaturarchive werden von Seifert nur marginal behandelt, dabei kommt gerade diesen Einrichtungen als Institutionen des kulturellen Gedächtnisses eine entscheidende Rolle zu. Denn, wie schon Schneider und Steinsiek festhielten, »[w]er Erkenntnisse jagen will, muss vorher gesammelt haben«, schließlich entscheiden Archive über die Bewahrung und Erhaltung von Dokumenten und sind damit aktiv an der Überlieferung und Zugänglichkeit von Wissen und an der Bildung des Kanons beteiligt.³

Ein erster Schritt, um Gendergerechtigkeit zu erreichen, besteht darin, strukturelle Probleme und Benachteiligungen zu erkennen und diese klar zu benennen. Als wichtige und etablierte Methode, um Missstände, gerade hinsichtlich der Repräsentanz von Gender, aufzuzeigen, kann die ebenso einfache wie effektive Kulturtechnik des Zählens herangezogen werden. Quantitative Verfahren können helfen, Zustände faktisch darzustellen und Annahmen empirisch zu überprüfen. Rückblicke und Prognosen sind auf Basis der erhobenen Daten ebenfalls möglich; nicht zuletzt können Strategien für eine Verbesserung der Situation erarbeitet werden. Unsere quantitativen Erhebungen sind in dieser Hinsicht gewiss keine Novität, sie reißen sich in die Tradition zahlreicher ähnlicher Projekte der letzten Jahre aus verschiedenen Ländern ein, die den Fokus auf die Repräsentanz von Gender im Kunst- und Kulturbereich richteten und zunächst kurz vorgestellt werden. Die in diesem Beitrag publizierten Daten sind aber die ersten, die das Genderverhältnis in signifikanten Sparten der österreichischen (Kultur-)Archivlandschaft über einen längeren Zeitraum ermitteln und darstellen.

Im Rahmen des Forschungsprojekts *#Frauen Zählen* wurde an der Universität Rostock die Pilotstudie *Sichtbarkeit von Frauen in Medien und im Literaturbetrieb* veröffentlicht, die Rezensionen und Buchbesprechungen in ausgewählten Medien hinsichtlich ihrer Repräsentanz von Gender untersuchte.⁴ Ein ähnliches Projekt stellt die quantitative Untersuchung *Geschlechterverhältnisse in der Literaturkritik* von Veronika Schuchter dar, die ebenfalls Daten zum Genderverhältnis der Kritiker:innen sowie der besprochenen Autor:innen erhob.⁵ Unter dem Hashtag *#Vorschauenzählen* formierte sich auf der Kurznachrichtenplattform X (vormals Twitter) eine Gruppe rund um die Autorin Berit Glanz und die bereits erwähnte Literaturwissenschaftlerin Nicole Seifert, die es sich zur Aufgabe machte, die Programme einschlägiger, vorwiegend deutschsprachiger, Verlage auszuzählen. Dabei wurde erfasst, wie viele Bücher von Männern, von Frauen sowie von nicht-binären Personen erschienen. Das Resultat der Auszählung ergab, dass im Frühjahr 2020 in den Programmen deutscher literarischer Verlage 50 % mehr Bücher von Männern als von Frauen und nicht-binären Personen publiziert wurden.⁶ Die Situation auf und hinter den österreichischen Theaterbühnen wurde in einer ersten Erhebung von Bérénice Hebenstreit und Michael Isenberg untersucht, an die aufbauend das Netzwerk *Kill the Trauerspiel* seine Forderung nach einer umfassenden universitären Studie zum Genderverhältnis im österreichischen Theaterbetrieb anknüpft.⁷

Auch zur Situation in (Kultur-)Archiven und anderen sammelnden Institutionen gibt es bereits Erhebungen zum Genderverhältnis der bewahrten bzw. verzeichneten Sammlungsbestände. Als Quellen wurden dafür vorwiegend publizierte Verzeichnisse oder Einträge in (Verbund-)Katalogen herangezogen. Svanhildur Bogadóttir erhob die Nachlassbestände von Frauen im isländischen Nationalarchiv und anderen isländischen Archiven und kam in ihrer Zählung, basierend auf den Eingangsbüchern der Institutionen, auf einen Anteil von 10 % bis 20 % Frauenbeständen, in einigen Institutionen nur auf 5 %.⁸

Im Jahr 2006 untersuchte die Bibliothekswissenschaftlerin Dagmar Jank die *Zentrale Datenbank für Nachlässe* des deutschen Bundesarchivs in Koblenz und kam dabei auf 25.000 verzeichnete Bestände, von denen 2.000 von Frauen stammten.⁹ Dies entspricht einem Frauenanteil von etwa 8 %. Li Gerhalter, die sich in ihrer Erhebung auf u. a. Jank und Bogadóttir bezieht, erfasste die Zahlen des von der Österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB) erstellten *Verzeichnisses der künstlerischen, wissenschaftlichen und kulturpolitischen Nachlässe in Österreich* und ermittelt 11 % Frauenanteil innerhalb der darin registrierten Bestände.¹⁰ Mit Rückgriff auf die Datenbank *biografiA. Biografische Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen* mit über 22.000 Einträgen und der Schätzung, dass rund zwei Drittel der im Lexikon ver-

sammelten Frauen auch schriftliche Zeugnisse hinterlassen haben, kommt Gerhalter auf eine Summe von 14.500 potenziellen Frauennachlässen.¹¹ Diese Berechnung stellt, wie die Autorin selbst betont, ein bloßes Planspiel dar und spiegelt keine tatsächlich erhobenen Zahlen wider, jedoch soll aufgezeigt werden, dass eine größere Anzahl an Frauenbeständen in (Kultur-)Archiven möglich (gewesen) wäre, hätte es von jeher eine inklusivere Sammlungs- und Erwerbspolitik in den Institutionen gegeben.¹² Gleichzeitig lässt diese Zahl hoffen, dass es zumindest in einigen (Kultur-)Archiven eine Art Dunkelziffer an Frauenbeständen gibt, die als nicht wichtig erachtet, nicht erschlossen und mehr oder weniger vergessen wurden. »Material von Frauen ist in den Archiven vermutlich in durchaus größerem Umfang vorhanden, die notwendigen Grabungen danach sind jedoch mitunter aufwändiger.«¹³ Ausgehend von Gerhalters Forschungsergebnissen für Österreich und ihrem daraus resultierenden Appell, die Archive genauer zu durchsuchen, wird in unseren Erhebungen mit Hinblick auf Kultur- und Literaturarchive die Hypothese aufgestellt, dass sich Bestände von Frauen häufig als kleinere Sammlungen, Konvolute und Ephemera in den Depots der Institutionen »verstecken«.

Die bisherigen Arbeiten der genannten Kolleg:innen dienten als wichtige Referenzquellen sowie als Prototypen für eine erste Ermittlung von Genderverhältnissen in der österreichischen (Kultur-)Archivlandschaft, in die – so die zweite Hypothese des Beitrags – der intersektionale Genderdiskurs bislang nur bedingt Eingang fand. So werden in diesem Beitrag die Ergebnisse von insgesamt drei Erhebungen präsentiert: Zunächst wurden die Sammlungsbestände an österreichischen (Kultur-)Archiven gezählt und ausgewertet, wobei aufgrund der Größe und Diversität der Archivlandschaft in Österreich der Fokus auf die im Archivnetzwerk KOOP-LITERA Österreich vertretenen Institutionen gelegt wurde. Zudem wurde die Themenwahl der Vorträge auf den jährlich stattfindenden Tagungen des Netzwerks untersucht. Schließlich wurde das Genderverhältnis in den vom Österreichischen Wissenschaftsfond (FWF) geförderten einschlägigen Forschungsprojekten ermittelt.

Die Erhebung zu Sammlungsbeständen an österreichischen (Kultur-)Archiven

Um das Genderverhältnis in den Sammlungsbeständen und Forschungsprojekten an ausgewählten österreichischen (Kultur-)Archiven des KOOP-LITERA Österreich Netzwerkes zu eruieren, wurde auf ein quantitatives Datenerhebungsverfahren der empirischen Sozialforschung mittels eines standardisierten Fragebogens in digitaler Form zurückgegriffen.¹⁴

Das Netzwerk KOOP-LITERA Österreich als Datenpool

KOOP-LITERA Österreich wurde im Jahr 1996/97 in Zusammenhang mit der Inbetriebnahme des Literaturarchivs der ÖNB gegründet und weitete sich ausgehend von den österreichischen Literaturarchiven auf andere nachlassverwaltende Institutionen aus. 2009/10 formierten sich Institutionen aus Deutschland, Luxemburg, Österreich und der Schweiz zur KOOP-LITERA international. KOOP-LITERA versteht sich als »unabhängiges Netzwerk, das sich betont praxisbezogen mit dem Umgang mit Nachlässen und deren Umwelten beschäftigt«.¹⁵ Als Ziele werden die Vereinheitlichung von Archivpraktiken und die Förderung des fachlichen Austauschs durch regelmäßige Abhaltung von Tagungen, die Pflege eines Internetportals, einer Mailingliste, aber auch das Betreiben einer kooperativen Erwerbungspolitik und das Beobachten des Marktes rund um Nachlässe formuliert. Bei den jährlich stattfindenden Tagungen werden archivrelevante Themen sowohl aus praktischer als auch aus theoretischer Perspektive verhandelt, wie z. B. der Umgang mit Regelwerken, Digitalisierung, Erwerbspolitiken, Bepreisung, Rechtsfragen oder aktuelle Forschungsvorhaben.¹⁶ Als fixer Bestandteil jeder nationalen KOOP-LITERA Österreich-Tagung berichten die anwesenden Vertreter:innen der Institutionen über ihre Tätigkeiten während der vergangenen Periode. Da die Teilnehmer:innenlisten dieser Sektion die aktive österreichische (Kultur-)Archivlandschaft widerspiegeln, wurde das Untersuchungskorpus der Institutionen auf Basis dieser Information gebildet.¹⁷ Diese Entscheidung erfolgte zum einen aus praktischen Gründen, da zu erwarten war, dass diese Institutionen eine höhere Bereitschaft zeigen würden, eine zeit- und arbeitsintensive Erhebung ihrer Bestände durchzuführen, und gleichzeitig mit Blick auf die realistische zeitliche Durchführbarkeit der Studie: Den befragten 15 Institutionen der KOOP-LITERA Österreich stehen im *Verzeichnis der künstlerischen, wissenschaftlichen und kulturpolitischen Nachlässe* der ÖNB derzeit immerhin 227 Institutionen gegenüber.¹⁸ Zum anderen waren auch qualitative Überlegungen ausschlaggebend, so versprach die ergänzende Auswertung der Tagungsprogramme Aussagen über Wechselwirkungen zwischen den

Beständen und den jeweils aktuellen Schwerpunkten in der Erwerbung, Bearbeitung, Beforschung und Vermittlung in den Institutionen, die also jene »Umwelten von Nachlässen« bilden bzw. aktiv mitgestalten. Von den ausgewählten 15 (Kultur-)Archiven retournierten 13 Institutionen den ausgefüllten Fragebogen, was einer Rücklaufquote von 86,7 % entspricht.

Die Parameter des standardisierten Fragebogens

Der standardisierte Fragebogen konstituierte sich aus der Abfrage folgender Parameter: zunächst (1) die Erhebung der Gesamtanzahl aller Bestände einer Institution;¹⁹ daraus präzisierend (2) die Erhebung der Gesamtanzahl von eigenständigen Frauenbeständen, (3) die Erhebung der Gesamtanzahl von eigenständigen Männerbeständen und (4) die Erhebung der Gesamtanzahl von Beständen von Männern und Frauen (z. B. Familienbestände) in den definierten Zeiträumen bis 1996, 1997 bis 2009 und 2010 bis 2022.²⁰

Ergänzend wurde die (5) Gesamtanzahl von »sonstigen« Frauenbeständen und (6) die Gesamtanzahl von »sonstigen« Männerbeständen ebenfalls in den definierten Zeiträumen erhoben. Die Kategorie der »sonstigen« Bestände fußt auf Gerhalters in der Einleitung angeführten Hypothese, dass es in den Archiven verborgene Frauenbestände gibt, die bei einer einfachen Suche in Bestandsverzeichnissen nicht gefunden werden.²¹ Mit dieser Abfrage sollten also die für die Benützung kaum sichtbaren/unsichtbaren, die von Archivar:innen nur oberflächlich oder gar nicht erschlossenen Bestände und Sonderformen wie Krypto- und Splitternachlässe, Teil- und Kleinstbestände natürlicher Personen in die quantitative Datenerhebung einfließen.

Als unmittelbare Sichtbarmachung von Frauenbeständen (z. B. für die anschließende Beforschung) und zugleich als Qualitätssicherung (einfache Überprüfbarkeit der quantitativen Datenerhebung) diente (7) die Abfrage der vollen Personennamen und – sofern möglich – des Erwerbsjahres aller eigenständigen und sonstigen Frauenbestände an der Institution.

Um auf Basis des Genderverhältnisses in den Sammlungsbeständen der österreichischen (Kultur-)Archivlandschaft die Forschungstätigkeit bzw. den Status der Erforschung zu untersuchen, wurde als letzter Punkt (8) die Gesamtanzahl der drittmittelfinanzierten Forschungsprojekte zu den Bestandsbildner:innen, aufgeschlüsselt nach Gender, an der jeweiligen Institution inkl. Projekttitel und Laufzeiten abgefragt.

Entscheidungen und Herausforderungen im quantitativen Datenerhebungsverfahren

Da es sich bei dem Datenerhebungsverfahren um den erstmaligen Versuch handelte, valide und aussagekräftige Daten direkt aus den (Kultur-)Archiven

zu generieren, um den *status quo* des Genderverhältnisses in Sammlungs- und Forschungspraxis zu bestimmen, sollen wesentliche Entscheidungen und Herausforderungen als Vorbemerkungen angeführt und kontextualisiert werden. Für Folgeprojekte gilt es, diesen Herausforderungen entgegenzutreten bzw. etwaige Unschärfen zu verringern bzw. zu eliminieren.

Während der intersektionale Genderdiskurs seit vielen Jahrzehnten akademische sowie gesellschaftliche Bereiche durchdringt,²² ist dieser – so die bereits formulierte Hypothese – in den etablierten (Kultur-)Archiven in Österreich bisher nur bedingt eingezogen. Von einer Abfrage nach Bestandsbildner:innen mit nicht-binären Geschlechteridentitäten wurde deshalb abgesehen, da diese traditionell von (Kultur-)Archiven mit Sammlungsschwerpunkten auf die Höhenkammkultur (z. B. Hochliteratur) ausgeschlossen waren. Es konnte davon ausgegangen werden, dass diese in den Sammlungsbeständen nicht/nur in Ausnahmefällen vorhanden sind. Die Notwendigkeit der Einrichtung von Spezialarchiven, die sich dezidiert weiblichen, queeren oder nicht-binären Menschen widmen, wie z. B. STICHWORT, Archiv der Frauen- und Lesbenbewegung (Gründung 1983), die Maria Lassnig-Privatstiftung (Gründung 2001) oder das Valie-Export Center Linz (Gründung 2015) belegen diesen Missstand in den etablierten (Kultur-)Archiven einmal mehr. Dass sich diese quantitative Datenerhebung aus genanntem Grund auf die reduktionistische Auffassung einer binären Geschlechterordnung (männlich und weiblich) stützen muss, soll für sich als Erkenntnis stehen.²³

Die (Kultur-)Archivlandschaft in Österreich ist heterogen. Dies liegt zuvorderst an verschiedenartigen Verwaltungsstrukturen. Während einige (Kultur-)Archive an Universitäten angebunden sind,²⁴ andere an außeruniversitäre Forschungseinrichtungen,²⁵ sind wiederum andere Literaturhäusern²⁶ oder Landesbibliotheken der jeweiligen Bundesländer²⁷ unterstellt. Je nach Verwaltungsstruktur unterscheiden sich die (finanzielle) Autonomie, die Schwerpunkte in den jeweiligen Sammelrichtlinien (z. B. Sammlungen mit jeweiligem Bundeslandbezug) sowie die personellen und infrastrukturellen Ressourcen (Datenbanken, Zugang zu Verbundkatalogen) der einzelnen Institutionen. Zu den größten Herausforderungen für einen Vergleich zählen die unterschiedlichen Inventarisierungspraktiken der Institutionen. Teilweise sind Inventarlisten und Verzeichnisse historisch (zusammen-)gewachsen und nicht mehr eindeutig rekonstruierbar. Nicht selten konnten die Erwerbs- bzw. Übernahmejahre der v. a. alten Bestände nur mit großem Aufwand recherchiert oder überhaupt nicht zugeordnet werden. Dazu kommt die der jeweiligen Institution eigentümliche archivarisches Terminologie. Wie auch im gemeinsam genutzten Regelwerk RNAB beschrieben, gilt dies vor allem für die uneinheitliche Benennung der Verzeichnisstufen.²⁸ Die in einer Institution als »Teilbestand« oder »Splitterbestand« bezeichnete Ressource

könnte in einer anderen lediglich als »Konvolut« oder »Dossier« aufscheinen, wodurch vor allem im Bereich der weniger umfangreichen Bestände eine einheitliche Zuordnung im Zählverfahren erschwert wurde.

Die Einführung der Kategorie der »sonstigen« Bestände (5 und 6) zusätzlich zu den eigenständigen Männer- und Frauenbeständen (2 und 3) brachte gewisse Unschärfen mit sich. Einerseits zeigte sich auch hier die bereits ausgeführte Problematik der unterschiedlichen institutionellen Praktiken. Während in der einen Institution auch kleinere Bestände eigens in Inventarlisten ausgewiesen sind und daher unter die eigenständigen Männer- und Frauenbestände gezählt wurden, subsumierten andere Institutionen diese unter die Kategorie der sonstigen Bestände. Andererseits ergab sich die Problematik der Erschließungstiefe: In diesen Fällen konnten lediglich jene kaum sichtbaren Bestände als sonstige Bestände ausgewiesen werden, die den Archivar:innen zumindest durch oberflächliche Erschließung geläufig waren. Unsichtbare und den Archivmitarbeiter:innen unbekannte Bestände, die nicht erschlossen sind, konnten im Umkehrschluss und logischerweise nicht in die Abfrage einbezogen werden. Etwaige Unschärfen wurden somit in Kauf genommen, um in den (Kultur-)Archiven Bewusstsein für die genannte Problematik zu schaffen, einen Trend abzuleiten und mit Gerhalters Forschungsergebnissen für Österreich abzugleichen.

Um einen zeitlich realistischen Rahmen für die Studie abzustecken, wurden einzelne Aspekte nicht bzw. nur eingeschränkt berücksichtigt. Auf die Angabe des Umfangs der Bestände, die z. B. in Bezug auf sehr große und ressourcenbindende Bestände wie etwa Friederike Mayröckers Nachlass im Literaturarchiv der ÖNB²⁹ interessant wäre, wurde aus Gründen der Vereinfachung verzichtet. Ebenso ausgespart wurde die Erhebung von Nachlieferungen und -ankäufen, die insbesondere für Vorlässe – also die Bestände von noch lebenden und arbeitenden Bestandsbildner:innen – zur alltäglichen (Kultur-)Archivpraxis gehören. So wurden z. B. im Bregenzer Franz-Michael-Felder-Archiv die einzelnen Nachlieferungen zum Nachlass von Paula Ludwig nach dem Tod ihres Sohnes Ludwig Friedel in der Zählung unter ihrem Nachlass subsumiert und als ein Bestand gewertet. In Hinblick auf Genderverhältnisse (Gender-Budgeting) wäre eine differenzierte Angabe und Offenlegung von Schenkungen oder Ankäufen (inkl. des Kaufpreises) von größter gesellschaftspolitischer Relevanz. Da diese Daten jedoch nicht alle öffentlich einsehbar sind, wurde auch dieser Aspekt ausgeschlossen.

Bei allen notwendigen Einschränkungen konnten doch signifikante Ergebnisse eruiert werden, die im Folgenden ausgeführt werden. Es handelt sich um die ersten österreichweit und anhand wissenschaftlich fundierter Methoden erhobenen Daten zu dieser Thematik.

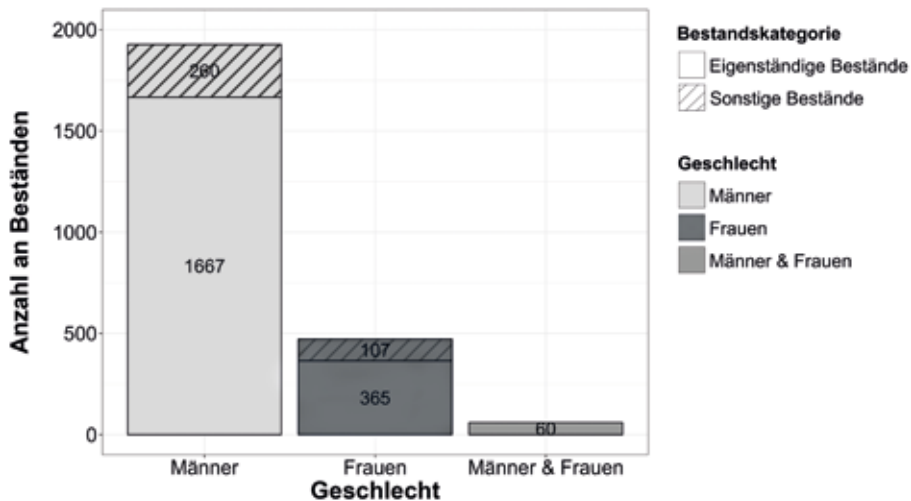


Abb. 1: Absolute Anzahl von eigenständigen bzw. sonstigen Beständen von Männern, Frauen sowie Männern & Frauen in den ausgewählten (Kultur-)Archiven im Jahr 2022.

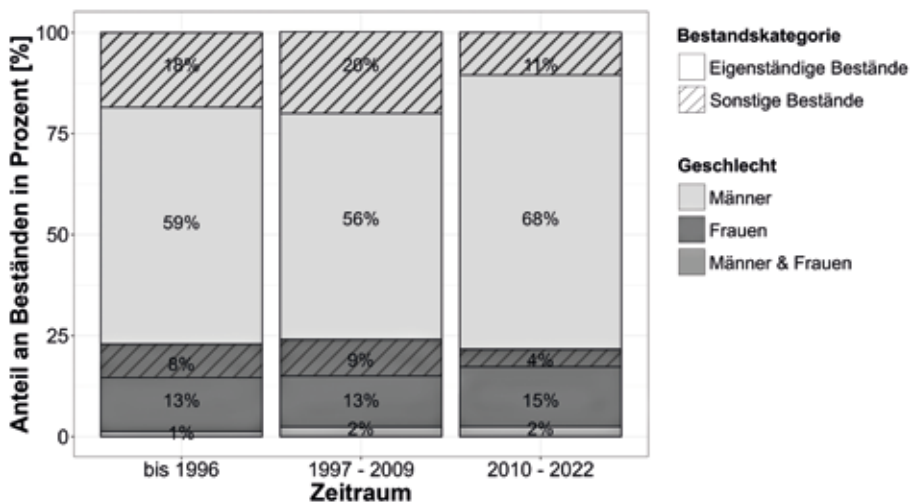


Abb. 2: Gerundetes Genderverhältnis pro Zeitraum in den Sammlungsbeständen der ausgewählten (Kultur-)Archive.

Das Genderverhältnis in den Sammlungsbeständen österreichischer (Kultur-)Archive

Das primäre Ziel der Datenerhebung war es, den Anteil von Männer- bzw. Frauenbeständen in den Sammlungsbeständen der (Kultur-)Archive im Jahr 2022 zu eruieren.

Abbildung 1 stellt die absolute Anzahl der eigenständigen und sonstigen Bestände von Bestandsbildner:innen in Bezug auf die Geschlechterzuordnung Männer, Frauen und Männer & Frauen im Jahr 2022 dar. Wie ersichtlich, wurden durch die Erhebung 2.092 eigenständige Bestände berücksichtigt, wobei 1.667 Bestände Männern (hellgrau), 375 Frauen (dunkelgrau) und 60 Bestände Männern & Frauen (grau) zugeordnet sind. Eigenständige Bestände werden damit zu 79,7 % von Männern, 17,4 % von Frauen und 2,9 % von Männern und Frauen repräsentiert.

Mit Blick auf die 14.500 von Gerhalter aufgrund der Daten von *biografiA* geschätzten Frauenbestände ist die Anzahl der an den (Kultur-)Archiven nachgewiesenen Bestände gering. Gerhalters Beobachtung, dass Frauen oft nicht als eigenständige Bestandsbildner:innen dokumentiert und dadurch kaum sichtbar bzw. unsichtbar in den Archiven versteckt sind,³⁰ führte zur bereits angestellten Hypothese, dass die Erhebung der sonstigen Bestände eine deutliche Erhöhung der Anzahl der Bestände von Frauen zur Folge haben müsste.

Unter Berücksichtigung der sonstigen Bestände (Abb. 1, strichlierte Markierung) erhöht sich die absolute Anzahl der Bestände von Männern auf 1.927, die von Frauen auf 472 und damit die Gesamtanzahl auf 2.459. Die Ergänzung von 107 Frauen- und 260 Männerbeständen bei gleichbleibenden 60 Beständen von Männern & Frauen erhöht den relativen Anteil von Frauenbeständen um 2 %. Daraus ergibt sich ein Verhältnis von 78,4 % Männer-, 19,2 % Frauenbeständen und 2,4 % Beständen von Männern & Frauen. Die Hypothese kann also eingeschränkt bestätigt werden, da sich unter Berücksichtigung der sonstigen Bestände der relative Anteil an Beständen von Frauen leicht erhöht. Die deutlich höhere Anzahl von sonstigen Männerbeständen legt die Vermutung nahe, dass diese zwar auf der Ebene der Benützung wenig sichtbar, jedoch auf internen Inventarlisten ausgewiesen sind und daher ohne größeren Zeitaufwand von den Archivmitarbeiter:innen in die Erhebung aufgenommen werden konnten. Der relative Anteil an sonstigen Frauenbeständen, gemessen an der absoluten Anzahl der sonstigen Bestände, ist mit 29,2 % deutlich größer als der relative Anteil der eigenständigen Frauenbestände mit 17,4 %. Demnach sind Frauen häufig nicht als eigenständige Bestandsbildnerinnen ausgewiesen und ihre Bestände in den (Kultur-)Archiven kaum sichtbar. Folgerichtig kann Gerhalters Vermutung,

dass sich viele unsichtbare Materialien von Frauen in den (Kultur-)Archiven befinden, bekräftigt werden. Die gezielte Suche nach diesen sowie deren Sichtbarmachung kann daher als ein effizientes Mittel zur Erhöhung des Frauenanteils angesehen werden.

Mithilfe der Vorgabe im Fragebogen, die Bestände nach den drei definierten Zeiträumen ihres Erwerbs, also ihres Ankaufs bzw. ihrer Schenkung den (Kultur-)Archiven zuzuordnen, kann eine Aussage über die Bestandsentwicklung in den Archiven gemacht werden. Da diese erhobenen Daten eine gewisse Einschränkung beinhalten – explizit aus der Erhebung ausgeschlossen wurden die Nachreichungen und späteren Ankäufe –, müssen sie mit Vorsicht interpretiert werden.

Abbildung 2 zeigt den relativen Anteil von eigenständigen und sonstigen Männer- und Frauenbeständen und Beständen von Männern & Frauen in den (Kultur-)Archiven in den definierten Zeiträumen bis 1996, 1997 bis 2009 und 2010 bis 2022. Der relative Anteil von eigenständigen und sonstigen Frauenbeständen ist über die Zeiträume hinweg relativ konstant. Seit Jahrzehnten liegt der relative Anteil von eigenständigen Frauenbeständen zwischen 13 % und 15 %, jener von sonstigen Frauenbeständen zwischen 4 % und 8 % (vgl. Abb. 2). Die Hypothese, dass der intersektionale Genderdiskurs, der vor allem während des Zeitraums 2010 bis 2022 maßgebliches Bewusstsein in Wissenschaft und Gesellschaft geschaffen hat, bisher nur bedingt in die etablierten (Kultur-)Archive eingezogen ist, bestätigt sich. Adaptierungen in den Sammelrichtlinien oder -politiken der untersuchten Institutionen oder andere gezielte Maßnahmen zur Förderung der Gendergerechtigkeit zeichnen sich über den Untersuchungszeitraum in den zur Verfügung stehenden Daten nicht ab.³¹

Die Erhebung zu den Tagungsvorträgen der KOOP-LITERA Österreich

Das festgestellte Ungleichgewicht der Genderverhältnisse auf Bestandsebene setzt sich in den weiteren Aufgabenfeldern der (Kultur-)Archive, etwa der Forschung und Vermittlung, weiter fort. Die Vermutung, dass es auch bei den Vorträgen im Rahmen der nationalen KOOP-LITERA-Tagungen eindeutige Divergenzen gibt, wurde durch die zweite Erhebung bestätigt. Die Programme der seit 1996 nahezu jährlich stattfindenden Tagungen der KOOP-LITERA Österreich sind ab dem Jahr 2001 über die Website des Netzwerks einzusehen. Da die inhaltliche Struktur der Tagungen über die Jahrzehnte konstant blieb, konnten die Programme als aussagekräftiger Datenpool für Zählungen genutzt werden. So wurden in den Tagungsprogrammen über einen Zeitraum

von 22 Jahren die Vortragstitel in Bezug auf die Repräsentanz weiblicher und männlicher Bestandsbildner:innen untersucht.³²

Das Genderverhältnis in den Vorträgen der KOOP-LITERA Österreich-Tagungen von 2001 bis 2022

Auf den KOOP-LITERA Österreich-Tagungen zwischen 2001 bis 2022 wurden insgesamt 55 Vorträge mit einer Nennung von Personennamen im Titel gehalten, wobei sich davon 50 Vorträge auf Männer, 4 Vorträge auf Frauen und 1 Vortrag auf Männer & Frauen bezogen.

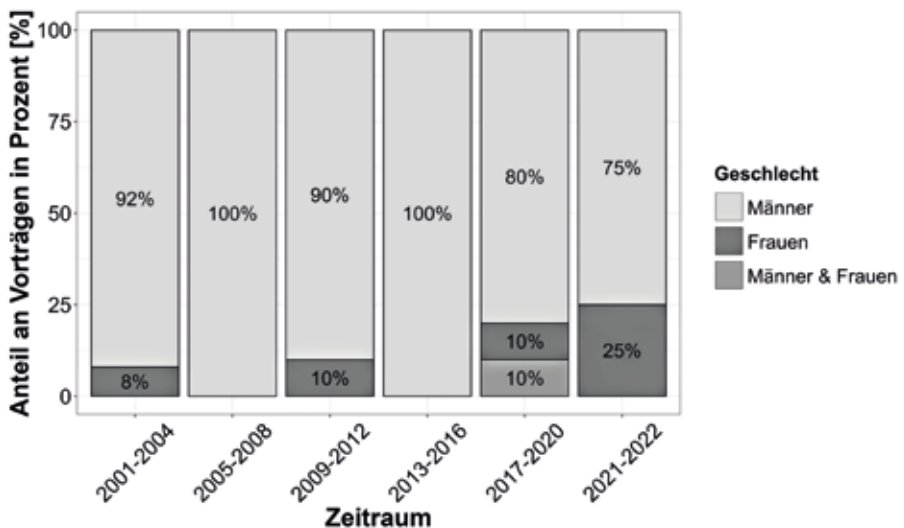


Abb. 3: Genderverhältnis in den Tagungsvorträgen der KOOP-LITERA Österreich pro Zeitraum in Prozent.

Abbildung 3 zeigt die zeitliche Entwicklung der relativen Anteile der Vorträge zu Männern, Frauen und Männern & Frauen pro Vortragszeitraum. Während sich in den Jahren 2021 und 2022 ein relativer Anteil von 25 % an Vorträgen zu Frauen festmachen lässt – ein Wert, der angesichts des Genderverhältnisses in den vor 2017 gehaltenen Vorträgen einen Höhepunkt markiert – lässt sich ebenso erkennen, dass in den Zeiträumen 2005 bis 2008 und 2013 bis 2016 kein einziger Vortragstitel einen weiblichen Personennamen aufweist (vgl. Abb. 3). Hinsichtlich der Förderung von Gendergerechtigkeit ist es

wünschenswert, dass sich der seit dem Zeitraum 2017 bis 2020 abzeichnende Trend weiterhin fortsetzt, Bestände von Frauen sukzessive mehr Beachtung geschenkt und die Prädominanz der Vorträge zu Beständen von Männern auf den KOOP-LITERA-Tagungen aufgebrochen wird.

Die Erhebung zu Forschungsprojekten des FWF

Dass die fehlende Sichtbarkeit von Frauenbeständen einerseits und das Ungleichgewicht von Männer- und Frauenbeständen in den (Kultur-)Archiven andererseits auch Auswirkungen auf deren Benutzung, Vermittlung und Erforschung haben, ist offensichtlich – wie bereits anhand der Erhebung der Tagungsprogramme der KOOP-LITERA Österreich gezeigt wurde. Um unsere Vermutung zu überprüfen, dass gerade in Bezug auf die Forschung große Unverhältnismäßigkeiten hinsichtlich des Genderverhältnisses der beforschten und edierten Bestandsbildner:innen vorliegen, wurde die dritte Erhebung durchgeführt. Bereits im Fragebogen wurden von den jeweiligen Institutionen etwaige Forschungsprojekte zu Bestandsbildner:innen ermittelt. Das retournierte Datenmaterial war allerdings nicht einheitlich und daher nicht für alle Institutionen vergleich- und auswertbar. Aufgrund dieses unbefriedigenden Befundes wurde ein zusätzlicher Datenpool hinzugezogen. Nachdem nicht alle Fördergeber und -schienen die bewilligten Projekte öffentlich ausweisen und es auf Landes- und regionaler Ebene eine Reihe kleinerer Förderprogramme gibt, wurde die Auswahl stark beschränkt. Mit der Fokussierung auf einen der wichtigsten Fördergeber im Bereich der Geisteswissenschaften, dem FWF, war sowohl die Zugänglichkeit der Daten als auch die Relevanz der Projekte gegeben. Hinsichtlich der Fragestellung zum Genderverhältnis in Bezug auf die Projektthemen wurde anhand der Namensnennung einer oder mehrerer Autor:innen und Künstler:innen im Projekttitel eine Zuordnung getroffen und ausgewertet.

Der FWF verfügt über eine Online-Projektdatenbank, die für den Zeitraum 1996 bis 2022 durchsucht wurde.³³ Die Suchkriterien wurden auf Einzelprojekte sowie auf das Förderprogramm PEEK zur Entwicklung und Erschließung der Künste eingeschränkt und auf die Wissenschaftsdisziplin »Geisteswissenschaften«, Unterkategorie »Literatur- und Sprachwissenschaften« festgelegt. Unter diesen Suchkriterien wurden 822 Projekte angezeigt. Aus diesen wurden 105 relevante literaturwissenschaftliche, editionswissenschaftliche und literatursoziologische Projekte gefiltert, die im Titel eine Nennung von Personennamen aufwiesen.

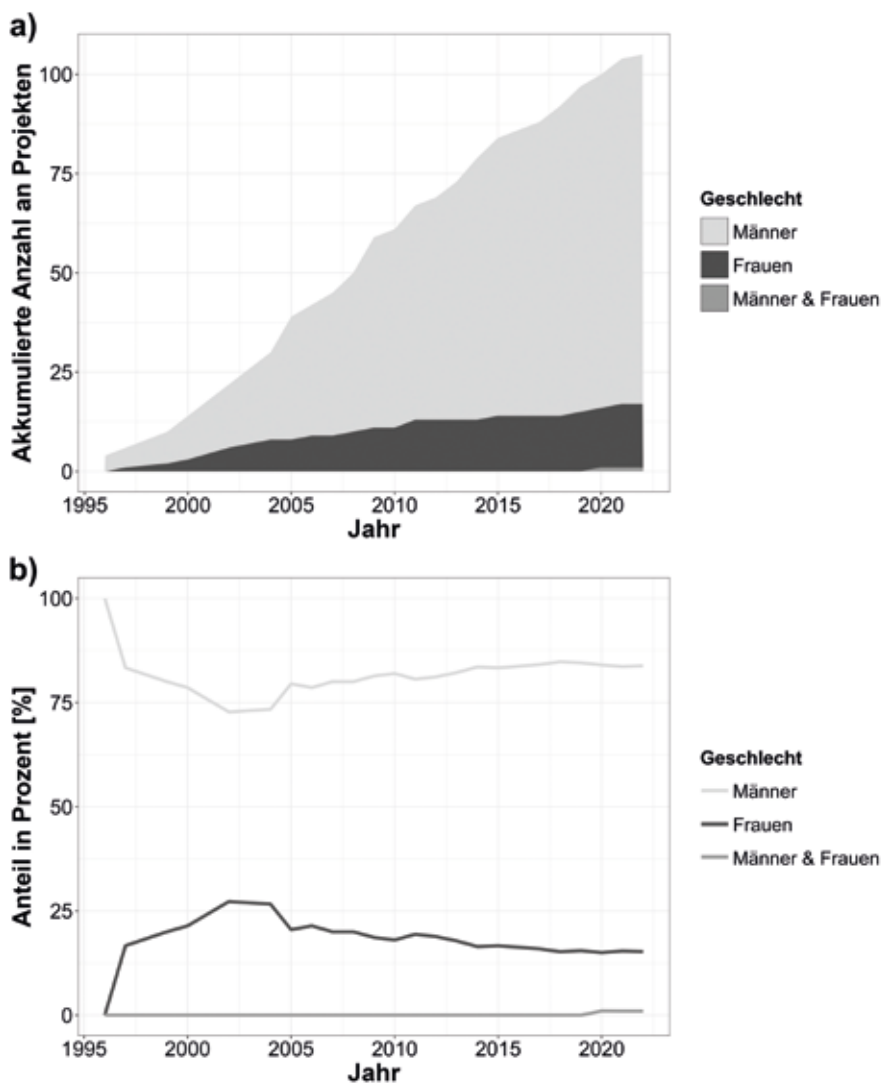


Abb. 4: Entwicklung der a) akkumulierten Anzahl und b) des relativen Anteils der vom FWF geförderten Forschungsprojekte zu Männern, Frauen und Männern & Frauen in den Jahren 1996 bis 2022.

Das Genderverhältnis in den Forschungsprojekten des FWF

Abbildung 4 stellt die Entwicklung der a) akkumulierten Anzahl und b) des relativen Anteils der vom FWF geförderten Forschungsprojekte zu Männern, Frauen und Männern & Frauen in der Zeitspanne von 1996 bis 2022 dar. Die akkumulierte Anzahl der Forschungsprojekte zeigt, dass der FWF jährlich eine konstante Anzahl an einschlägigen Forschungsprojekten fördert, wobei die Anzahl von Projekten zu Männern deutlich höher ist als jene zu Frauen. Im Jahr 2022 sind aus den insgesamt 105 Forschungsprojekten 88 zu Männern, 16 zu Frauen und 1 zu Männern & Frauen (vgl. Abb. 4 a), was einem relativen Anteil von 83,8 %, 15,2 % und 1 % (vgl. Abb. 4 b) entspricht. Wie in Abbildung 4 b ersichtlich, erreicht der relative Anteil an Projekten zu Frauen im Jahr 2002 mit 27,3 % seinen Höhepunkt, wohingegen seit 2009 dieser Anteil konstant unter 20 % verbleibt und seinen Tiefpunkt im Jahr 2020 mit 15 % erreicht. Während der FWF in seiner Stellungnahme zu Chancengleichheit und Diversität im Jahr 2023 in den Geisteswissenschaften ein Genderverhältnis unter den Antragsteller:innen von 56,5 % Männern und 43,5 % Frauen ausweist,³⁴ setzt sich auf der inhaltlichen Ebene der Forschungsprojekte unter den berücksichtigten Suchkriterien die bereits in den Sammlungsbeständen und Tagungsvorträgen festgestellte Unterrepräsentanz von Frauen weiter fort.

Fazit und Ausblick

Die vorgestellten Erhebungen sind in Bezug auf die (Kultur-)Archivlandschaft in Österreich die ersten ihrer Art und reihen sich, wie bereits eingangs erwähnt, in eine Traditionslinie ähnlicher (feministischer) Zählungen und Studien ein. Sie erfassen den *status quo* von Genderverhältnissen innerhalb des Netzwerks KOOP-LITERA Österreich und den in diesem agierenden (Kultur-)Archiven erstmalig in Zahlen. Die drei Teile der Untersuchung – Sammlungsbestände, Tagungsvorträge und Forschungsprojekte – nehmen wichtige Tätigkeits- und Aufgabenfelder von (Kultur-)Archiven in den Blick. Sie zeigen dadurch die Zusammenhänge zwischen diesen drei Bereichen auf, denn nur auffindbare und zumindest grundlegend erschlossene Bestände können beforscht werden und erhalten infolgedessen wissenschaftliche und/oder editorische Aufmerksamkeit und infolgedessen auch mehr publizistisches Echo. Die Ergebnisse zeichnen ein in Bezug auf die Repräsentanz von Frauenbeständen wenig überraschendes, aber dennoch bestürzendes Bild. Auch wenn die Erhebungen von Jank, Bogadóttir und Gerhalter³⁵ in Bezug auf Untersuchungskorpus und Datengewinnung keinen wissenschaftlich fundierten Vergleich zulassen, stehen die jeweiligen Ergebnisse miteinan-

der im Einklang. Gerhalter kommt mit Stand 2021 auf einen 11 %igen Anteil an Frauenbeständen im *Verzeichnis der künstlerischen, wissenschaftlichen und kulturpolitischen Nachlässe in Österreich*. Die vorliegende Erhebung weist mit einem relativen Anteil von 17,4 % von Frauenbeständen in den Institutionen des Netzwerks KOOP-LITERA Österreich höhere Anteile aus. Die auf Gerhalters Forschungsergebnisse aufbauende Hypothese, dass sich die Anzahl der Frauenbestände deutlich erhöhen würde, wenn die unter »sonstige« Frauenbestände subsumierten Splitter-, Klein- und Kleinstbestände mit einfließen, hat sich eingeschränkt bestätigt. Unter der Berücksichtigung der sonstigen Bestände erhöht sich der relative Anteil von Frauenbeständen zumindest auf 19,2 % (vgl. Abb. 1). Erkenntnisse sind demgemäß, dass Frauen tatsächlich häufig nicht als eigenständige Bestandsbildnerinnen ausgewiesen und ihre Vorlässe, Nachlässe und Sammlungen tendenziell wenig sichtbar in den Archiven verwahrt werden.³⁶ Gerhalters Appell, in den (Kultur-)Archiven nach »vergrabenen« Beständen von Frauen zu suchen, kann damit als eine unter vielen Maßnahmen erachtet werden, um die Anteile von Männer- und Frauenbeständen gleichermaßen sichtbar zu machen. Die weiteren Auszählungen der im Rahmen der KOOP-LITERA Österreich gehaltenen Vorträge sowie der vom FWF bewilligten Projekte zeigen die Fortführung der Unterrepräsentanz von sichtbaren und damit erforschbaren Frauenbeständen in den Institutionen auf. Es lässt sich weiters ablesen, dass sich das in jüngster Vergangenheit gestiegene Bewusstsein für intersektionale Benachteiligung (noch) nicht auf die Themenwahl der Tagungsvorträge oder der bewilligten FWF-Forschungsprojekte ausgewirkt hat. In der Zusammenschau offenbaren die Erhebungen eine sich fortsetzende Unterrepräsentanz von Frauen(beständen) in allen untersuchten Bereichen, wodurch sich nicht zuletzt unsere zweite Hypothese hinlänglich bestätigen lässt.

Das bereits im Titel aufgegriffene Plädoyer Seiferts »Es ist Zeit, dass Bewegung in die Sache kommt.«³⁷ kann in diesem Sinne als eine Aufforderung an die KOOP-LITERA Österreich und die ihr nahestehenden Institutionen gelesen werden, die eigenen Sammlungen einer internen Prüfung zu unterziehen und die Suche nach etwaigen Frauen(beständen) und anderen marginalisierten Gruppen aktiv aufzunehmen sowie Strategien und Maßnahmen gegen die jahrzehntelangen intersektionalen Benachteiligungsdynamiken in (Kultur-)Archiven zu entwickeln.

Anmerkungen

- 1 Nicole Seifert: Frauen Literatur. Abgewertet, vergessen, wiederentdeckt. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2021, 27.
- 2 Vgl. ebenda.
- 3 Ursula Schneider und Annette Steinsiek: Wer Erkenntnisse jagen will, muss vorher gesammelt haben. In: Erna Appelt (Hg.): Geschlechterforschung: Identitäten, Diskurse, Transformationen. Forschungsergebnisse und -vorhaben des interdisziplinären Gender-Forschungsschwerpunkts an der Universität Innsbruck. Innsbruck: Broschüre des Forschungsbereichs »Frauen- und Geschlechterforschung« 2007, 43–48.
- 4 Vgl. Janet Clark, Carlos Collado Seidel, Nina George, Valeska Henze, Kirsten Reimers und Elizabeth Prommer: Frauen Zählen. Sichtbarkeit von Frauen in Medien und im Literaturbetrieb. Pilotstudie. Rostock: Universität Rostock 2018, http://www.frauenzaehlen.de/docs/Literaturkritik%20und%20Gender_08_09_18.pdf (Zugriff am 05.06.2024).
- 5 Vgl. Veronika Schuchter: Geschlechterverhältnisse in der Literaturkritik. Eine quantitative Untersuchung. In: literaturkritik.de 2019, <https://literaturkritik.de/geschlechterverhaeltnisse-in-der-literaturkritik-eine-quantitative-untersuchung,25232.html> (Zugriff am 05.06.2024).
- 6 Vgl. Seifert (Anm. 1), 36.
- 7 Vgl. Bérénice Hebenstreit: Von wegen Vielfalt: So ungleich sind Österreichs Theater. In: mosaik Blog 25.04.2018, <https://mosaik-blog.at/theater-oesterreich-ungleich-geschlecht-frauen-maenner> (Zugriff am 05.06.2024); vgl. Initiative *Kill the Trauerspiel*, <https://www.killthetrauerspiel.com> (Zugriff am 05.06.2024).
- 8 Svanhildur Bogadóttir: Searching for Women in the Archives. In: Sara de Joong (Hg.): Teaching gender with libraries and archives: The power of information; teaching with gender; European women's studies in international and interdisciplinary classrooms. Budapest: Central European Univ. Press 2013, 65–75, hier 69.
- 9 Dagmar Jank: Frauennachlässe in Archiven, Bibliotheken und Spezialeinrichtungen. Beispiele, Probleme und Erfordernisse. In: Botho Brachmann (Hg.): Die Kunst des Vernetzens. Festschrift für Wolfgang Hempel. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg 2006, 411–419, hier 412.
- 10 Li Gerhalter: »Die Wienerinnen laufen bei hellichtem Tag in Hosen herum.« Ein intersektionaler Blick in die Bestände von Selbstzeugnissammlungen. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 75, 2022, 1 (Schwerpunktthema »Archiv-, Bibliotheks- und Dokumentationspolitiken. Frauen*- und genderspezifische Zugänge«), 145–166, hier 150.
- 11 Ebenda, 150–151.
- 12 Zwar bezieht sich Gerhalter hierbei nicht ausschließlich auf Kultur- und Literaturarchive, deren Erwerbs- und Sammlungspolitiken sich durchaus von jenen von z. B. Verwaltungsarchiven unterscheiden, doch die grundsätzliche, männlich dominierte, hegemoniale Ausrichtung der meisten Institutionen lässt v. a. auf struktureller Ebene Vergleiche zu.
- 13 Gerhalter (Anm. 10), 151.
- 14 Aufgrund der Inkonsistenz der retournierten Daten zu den Forschungsprojekten der einzelnen Institutionen konnten diese nicht in die Auswertung miteinbezogen werden. Um dennoch einen ersten Überblick über das Genderverhältnis der Projektthemen, an denen auch einige der (Kultur-)Archive als Projektpartner beteiligt sind/waren, zu bekommen, wurde eine eigene Erhebung der FWF-Projekte durchgeführt.
- 15 Volker Kaukoreit: Das Netzwerk KOOP-LITERA international. Entstehung, Selbstverständnis, Praxis, Perspektiven. In: annoRAK. Mitteilungen aus dem Rheinischen Archiv für Künstlernachlässe 6, 2018, 58–62, hier 58.
- 16 Vgl. ebenda.

- 17 Die Auswahl der Institutionen beruht auf einer Recherche in den online-gestellten Programmen der österreichischen KOOP-LITERA-Arbeitstagen: <https://www.onb.ac.at/koop-litera/> (Zugriff am 28.05.2024). Erfasst wurden alle Institutionen, welche in den Jahren 2003 bis 2022 in der Sektion »Berichte aus den Archiven« aufscheinen. Diese Sektion wurde 2003 eingeführt und findet sich bis 2019 in jedem online-gestellten Programm. Im Jahr 2022 sind die berichtenden Institutionen nicht im Programm aufgelistet, konnten aber rekonstruiert werden. Die Recherche spart demnach die ersten sechs Arbeitstagen 1996 bis 2003 aus, da in diesem Zeitraum die Programme entweder nicht eruiert waren (1996–2000) oder in der Sektion »Berichte aus den Archiven« die einzelnen Institutionen noch nicht aufgelistet waren (2001 bis 2002). In die endgültige Auswahl wurden alle Institutionen aufgenommen, die mehr als einen Vor- oder Nachlass beherbergen.
- 18 Vgl. Nachlassverwaltende Institutionen im Verzeichnis der künstlerischen, wissenschaftlichen und kulturpolitischen Nachlässe in Österreich, https://data.onb.ac.at/nlv_inst/nlv_institutionen.htm (Zugriff am 29.05.2024).
- 19 Ein Bestand wurde dieser Kategorie zugeteilt, wenn dieser mehr als einige wenige oder einzelne Objekte/Materialien umfasst und innerhalb der Institution als ein solcher z. B. in Archivdatenbanken, (internen) Inventarlisten oder auf der Archivwebsite ausgewiesen ist. Berücksichtigung fanden lediglich Bestände, die einer natürlichen Person (z. B. eigenständige Frauen- bzw. Männerbestände) oder mehreren natürlichen Personen (z. B. Familienbestände) zugeordnet werden konnten. (Institutionelle) Bestände von Körperschaften wie z. B. Archive von Literaturpreisen, Verlags- oder Zeitschriftenarchive wurden explizit von der Zählung ausgeschlossen.
- 20 Um die erhebenden Archivmitarbeiter:innen zeitlich nicht zu sehr zu belasten und die Erhebung durch mögliche Ausreißer – zum Beispiel Jahre, in denen nur Männer- oder nur Frauenbestände angekauft wurden – nicht zu verfälschen, aber dennoch eine Entwicklung ableiten zu können wurden die drei Zeiträume festgesetzt. Das Jahr 1996 markiert die Gründung des Netzwerkes KOOP-LITERA, das Jahr 2022 das letzte abgeschlossene Geschäftsjahr zum Zeitpunkt der Erhebung.
- 21 Vgl. Gerhalter (Anm. 10), 151; siehe auch die Beiträge von Li Gerhalter und Lina Maria Zangerl in diesem Dossier.
- 22 Franziska Schößler und Lisa Wille: Einführung in die Gender Studies. Berlin; Boston: De Gruyter 2022, 10.
- 23 Um dieses Desiderat nicht zu verschleiern, wird hinsichtlich der Datenerhebung und -auswertung bewusst auf eine nicht-binär-inklusive Sprache verzichtet.
- 24 Z. B. Archiv der Zeitgenossen, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Franz-Nabl-Institut für Literaturforschung, Literaturarchiv Salzburg, Robert-Musil-Institut für Literaturforschung / Kärntner Literaturarchiv.
- 25 Z. B. Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek.
- 26 Z. B. Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur, Österreichische Exilbibliothek.
- 27 Z. B. Adalbert-Stifter-Institut, Franz-Michael-Felder-Archiv, Handschriftensammlung der Wienbibliothek im Rathaus.
- 28 Ressourcenerschließung mit Normdaten in Archiven und Bibliotheken für Personen-, Familien-, Körperschaftsarchive und Sammlungen (RNAB), <https://d-nb.info/1271740966/34> (Zugriff am 04.07.2024).
- 29 Bei Friederike Mayröckers Nachlass, der im Jahr 2019 vom Literaturarchiv der ÖNB übernommen wurde, handelt es sich um insgesamt 450 Umzugskisten (ca. 2.000 Archivboxen) an Material, das über Jahre hinweg die Archivpraxis in Bezug auf Raum- und Personalressourcen überdurchschnittlich prägen wird. Vgl. <https://www.onb.ac.at/sammlungen/literaturarchiv/bestaende/personen/mayroecker-friederike-1924-2021> (Zugriff am 04.07.2024).
- 30 Vgl. Gerhalter (Anm. 10), 150.
- 31 Als positives Beispiel kann die Monacensia im Hildebrandthaus fungieren, die in ihrer Neuausrichtung der Sammlungspolitik einen besonderen Schwerpunkt auf ihre Sammlungslücken (Bestände von Frauen, non-binären Personen und anderen

marginalisierten Gruppen) setzt. Hierbei kann auf das kooperative Forschungsprojekt *#FemaleHeritage* und auf das *Monacensia Manifest zur Erinnerungskultur* verwiesen werden, vgl. <https://www.muenchner-stadtbibliothek.de/femaleheritage>; <https://blog.muenchner-stadtbibliothek.de/erinnerungskultur-der-vielen-kuratorische-feldforschung-monacensia-manifest/> (Zugriff am 19.09.2024).

- 32 Für die Zählung der Männer- und Frauenbestände in den Vortragstiteln der österreichischen Arbeitstagungen der KOOP-LITERA im Zeitraum von 2001 bis 2022 wurde in allen online-gestellten Programmen recherchiert, vgl. <https://www.onb.ac.at/koop-litera/> (Zugriff am 12.09.2024). Die Kategorisierung in Männer, Frauen und – im Fall einer geschlechtergemischten Nennung – Männer & Frauen wurde anhand der Vornamen getroffen. Die Rahmenprogramme der einzelnen Tagungen wurden nicht berücksichtigt (Lesungen, Ausstellungsbesuche etc.).
- 33 Vgl. FWF: Forschungsradar, <https://www.fwf.ac.at/entdecken/forschungsradar> (Zugriff am 04.07.2024).
- 34 Vgl. FWF: Chancengleichheit und Diversität, <https://www.fwf.ac.at/ueber-uns/aufgaben-und-aktivitaeten/chancengleichheit-und-diversitaet> (Zugriff am 04.07.2024).
- 35 Vgl. Jank (Anm. 9); Bogadóttir (Anm. 8); Gerhalter (Anm. 10).
- 36 Vgl. etwa, dass Frauenbestände aus den Beständen ihrer Männer herausgelöst werden müssen; siehe den Beitrag von Lina Maria Zangerl in diesem Dossier.
- 37 Seifert (Anm. 1), 52.

Zur Unsichtbarkeit von Frauennachlässen: Der Fall Friderike Zweig

von Lina Maria Zangerl

Einleitung

Die »eigentümliche Tendenz der ›Unsichtbarkeit‹ von Nach- und Vorlässen von Frauen«,¹ die Li Gerhalter beschrieben hat, stellt ein zentrales Problem in (Kultur-)Archiven dar. Besonders die Nachlässe von Schriftstellerinnen und Künstlerinnen bleiben oft unentdeckt oder werden unzureichend dokumentiert und bewahrt. In diesem Artikel wird anhand des Beispiels von Friderike Zweig die Problematik der Unsichtbarkeit von Frauennachlässen beleuchtet. Friderike Zweig war Autorin, Übersetzerin und Aktivistin, ihr Nachlass aber ist größtenteils verschollen und nur fragmentarisch überliefert. Der Beitrag veranschaulicht, wie die Archivpolitik und die historische Marginalisierung von Frauen in Gesellschaft, Politik und Öffentlichkeit zur Unsichtbarkeit ihrer Bestände beitragen und welche Maßnahmen notwendig sind, um diese Bestände sichtbar zu machen und angemessen zu dokumentieren.

Friderike Zweig

Friderike Maria Zweig, geborene Friderike Burger und geschiedene von Winternitz, wurde am 4. Dezember 1882 in Wien geboren und starb am 18. Jänner 1971. Ab 1902 veröffentlichte sie literarische und journalistische Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften und verfasste in Folge mehrere Romane, darunter *Ruf der Heimat* (1914) und *Vögelchen* (1919). Darüber hinaus arbeitete sie als Übersetzerin. Sie engagierte sich unter anderem in der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit.² Ihre Ehe mit Felix von Winternitz wurde 1914 geschieden. Sechs Jahre später heiratete sie Stefan Zweig und zog mit ihm und ihren beiden Töchtern aus erster Ehe, Suse und Alix von Winternitz, nach Salzburg in das Paschinger Schloß am Kapuzinerberg 5. Als das Haus 1937 aufgegeben werden musste – Stefan Zweig war bereits 1934 dauerhaft nach London ausgewandert –, blieb Friderike Zweig in der Stadt. Anfang 1938 unternahm sie eine Reise nach Paris, um ihre Tochter Suse zu besuchen, die dort als Fotografin arbeitete. Als die Nationalsozialisten im März in Österreich die Macht ergriffen, konnte sie nicht mehr zurückkehren. Ihr in Salzburg verbliebener Besitz – Möbel, Bücher, Briefe und Manuskripte – wurde größtenteils von der Gestapo beschlagnahmt.³ So gut wie alles davon ist heute verschollen.



Abb. 1: Friderike Maria von Winternitz mit ihrer älteren Tochter Alix, Erb:innen Stefan Zweigs, London.

Nach der Scheidung von Stefan Zweig 1938 emigrierte Friderike Zweig 1940 in die USA, wo sie drei Jahre später das Writers Service Center in New York gründete.⁴ Bei ihrem Tod 1971 in Stamford, Connecticut, hinterließ Friderike ein umfangreiches Oeuvre, das neben Romanen und zahlreichen Übersetzungen aus dem Französischen auch Gedichte, Erzählungen und biografische Arbeiten umfasst. Im Briefwechsel mit Stefan Zweig werden darüber hinaus verschiedene andere Schreibvorhaben erwähnt, die offenbar nicht vollendet oder veröffentlicht werden konnten.

Durch ihre biografischen Arbeiten über Stefan Zweig wurde Friderike Zweig öffentlich vor allem als Bewahrerin seines Erbes wahrgenommen (und kritisiert).⁵ Auch war sie mit vielen Literaturhistorikern in Kontakt, die sich in den Jahrzehnten nach seinem Tod mit dem Leben und Werk Stefan Zweigs beschäftigt haben.⁶

Während Friderike Zweigs Einfluss auf die Forschung zu Stefan Zweig evident ist, wurde ihr eigenes Schaffen sowohl zu Lebzeiten als auch nach ihrem Tod nur wenig gewürdigt. 1952 erschien auf Betreiben des Literaturwissenschaftlers und Freundes Harry Zohn anlässlich ihres 70. Geburtstags ein *Liber amicorum Friderike Maria Zweig*, zu dem Weggefährten wie Felix Braun, Franz Th. Csokor, Richard Friedenthal, Jules Romains und Alma Mahler-Werfel beitrugen. Harry Zohn und der Stefan-Zweig-Biograf Donald Prater waren bis in die jüngste Vergangenheit die einzigen, die sich in kurzen Aufsätzen mit dem Werk Friderike Zweigs beschäftigt haben.⁷ In Salzburg, wo Friderike Zweig 19 Jahre lang gelebt hat, haben sich vor allem Christa Gürtler und Sabine Veits-Falk mit ihrem Schaffen auseinandergesetzt und sie etwa in den Band *Frauen in Salzburg* aufgenommen.⁸ 2007 wurde außerdem am letzten Salzburger Wohnhaus der Autorin im Nonntal eine Gedenktafel angebracht. Seit 2020 beschäftigt sich das Zweig Zentrum Salzburg auf Initiative von Martina Wörgötter intensiv mit Friderike Zweig und hat ihr 2023 einen Sammelband gewidmet.⁹ Die Publikation dokumentiert die Ergebnisse der ersten Tagung zu dieser Autorin, die 2021 anlässlich ihres 50. Todestages in Salzburg stattfand.¹⁰

Die Beschäftigung mit Friderike Zweig und die Begründung eines Forschungsschwerpunktes zu ihr gestalten sich nicht immer einfach, vor allem, weil viele Grundlagen fehlen. Fragestellungen etwa entlang von Materialien zu entwickeln, die Leben und Werk der Autorin dokumentieren, war bisher kaum möglich, denn die Überlieferung ist dürftig.

Zur Unsichtbarkeit von Frauenbeständen

Der an anderer Stelle in diesem Band anhand von Zahlen eindrücklich dargestellte Umstand, dass Frauenbestände in (Kultur-)Archiven unterrepräsentiert sind, ist nicht neu.¹¹ Li Gerhalter hat jüngst darauf hingewiesen, dass Frauen in Sammlungen mit »»traditionellen«
künstlerisch, wissenschaftlich oder politisch ausgerichteten Bestände[n]«
deutlich schlechter repräsentiert sind als in Sammlungen mit alltagshistorischem Fokus.¹² Schon 2007 haben Ursula A. Schneider und Annette Steinsiek die wechselseitigen Bedingungen von Überlieferung und Gender mit Blick auf Literaturarchive grundlegend dargestellt und an Beispielen greifbar gemacht.¹³ Während im Rahmen der »neuen Geschichtsbewegung«
ab den 1980er Jahren unter dem Leitspruch »Grabe wo du stehst«
bewusst andere historische Quellen und Perspektiven gesucht und in (neugegründete) Archive aufgenommen wurden,¹⁴ unterliegen viele traditionsreiche Kulturarchive bis heute komplett der Logik der »großen«
und damit meist männlichen Namen und öffnen sich nur langsam für andere Bestände.¹⁵ Für Literaturarchive heißt das, sie »formieren, ob sie es nun wollen oder nicht, durch ihre Arbeit eine exklusive Gesellschaft der als archivwürdig anerkannten Autoren.«¹⁶ Das generische Maskulinum ist hier passend, denn es geht Literaturarchiven nicht oder nur selten um die Repräsentation der Vielfalt des kulturellen Lebens.¹⁷

Klar ist also: Der strukturelle Ausschluss von Frauenbeständen ist das Ergebnis langjähriger Dokumentationspolitiken, die Nachlässe von Frauen – oft unter Zuhilfenahme von Scheinargumenten wie jenem der mangelnden Qualität¹⁸ – als künstlerisch, wissenschaftlich oder kulturpolitisch weniger relevant eingestuft haben. Die Nachlassmaterialien von Frauen, deren künstlerische Beiträge ohnehin marginalisiert oder übersehen wurden, fehlen in den Archiven oder sind verschollen, weil entsprechende Erwerbungen nicht rechtzeitig oder überhaupt nicht erfolgten. Das Fehlen der Nachlässe wiederum wird oftmals zum Anlass genommen, zu beklagen, dass keine Forschung zu diesen Frauen möglich sei. Und fehlende Forschung führt zu weiterer Unterrepräsentation in den Institutionen: So schließt sich der Teufelskreis. Dieser »Zirkulation im Gegebenen«¹⁹ ist nur durch gezielte Anstrengungen beizukommen.²⁰

Diese Anstrengungen beginnen bei der Rekonstruktion der Umstände. Im Fall von Friderike Zweig ergibt sich folgendes Bild: Nach ihrem Tod hat der Stefan-Zweig-Biograf Donald Prater Friderike Zweigs Nachlass 1972/73 während eines durch die Alexander von Humboldt-Stiftung geförderten Forschungsaufenthalts in den USA in einem umfangreichen *Research Report* verzeichnet.²¹ In acht Kategorien unterteilt finden sich darin auf 52 Seiten Lebensdokumente, Werktyposkripte (wie u. a. jenes zum vermutlich letzten

Romanprojekt mit dem Titel *Riesen sind einsam*) und Korrespondenzen mit Dutzenden Autor:innen und Verleger:innen gelistet. Im *Anhang IVA und B* ist jener Teil des über 1.300 Schriftstücke umfassenden Briefwechsels mit Stefan Zweig dokumentiert, der bis zum Tod Friderike Zweigs in ihrem Besitz war.²² Diese Briefe wurden nach langen Verhandlungen mit den Erbinnen, ihren Töchtern, 1974 von der Daniel A. Reed Library der State University of New York in Fredonia angekauft, die auch einen großen Teil von Stefan Zweigs Nachlass besitzt.²³ Die meisten anderen Nachlassmaterialien Friderike Zweigs, die Prater verzeichnet hatte, sind heute nicht mehr auffindbar. Diesbezügliche Verhandlungen mit der Bibliothek waren gescheitert, mit dem Tod der Erbinnen verlieren sich alle Spuren.²⁴ War 1938 in Salzburg durch die Beschlagnahme der Gestapo schon fast der komplette Besitz Friderike Zweigs verloren gegangen, so kommt zu diesem Verlust aufgrund von Vertreibung und Vernichtung auch noch jener, der durch die Archivpolitik bedingt ist. Was auf der Ebene der Erwerbung einmal verabsäumt wurde, ist später kaum mehr wettzumachen. Die noch erhaltenen ›Reste‹ eines Nachlasses aufzufinden und zusammenzutragen, ist mit einem Aufwand verbunden, der im Rahmen herkömmlicher archivarischer Arbeit kaum zu leisten ist. Hier wird die besprochene Unsichtbarkeit von Frauenbeständen schlagend: Während man sich bisher in der Forschung oftmals damit zufriedengegeben hat, dass es von Friderike Zweig eben keinen Nachlass mehr gibt, bestätigt ein zweiter Blick in die Archive den Befund, dass eben doch Material da, aber nur sehr schwer aufzufinden ist. »Material von Frauen ist«, so Li Gerhalter, »in den Archiven vermutlich in durchaus größerem Umfang vorhanden, die notwendigen Grabungen danach sind jedoch mitunter aufwändiger.«²⁵

Der Ausschluss von Frauenbeständen aus den Literaturarchiven bildet die erste Dimension der Unsichtbarkeit. Die zweite Dimension betrifft die mangelnde Beschäftigung mit vorhandenen Dokumenten von Frauen im Archiv. Schon 2006 hat Dagmar Jank sowohl auf die Versäumnisse beim Erwerb von Frauennachlässen als auch bei deren Erschließung hingewiesen und Vorschläge für eine vertiefte Beschäftigung mit diesen Beständen gemacht.²⁶ Meist werden arbeitsökonomische Gründe ins Treffen geführt, um zu rechtfertigen, warum Bestände von Frauen in den Archiven weniger gut erschlossen und verzeichnet werden. Ursula Schneider und Annette Steinsiek halten dazu fest: »Im Archiv bestimmt die Perspektive, ob [das Material] als interessant genug beurteilt wird, um weitere Arbeit – und damit Geld – in die Aufarbeitung, Erforschung und Präsentation zu investieren.«²⁷ Und die Perspektive ist meist: Die ohnehin begrenzten Ressourcen sollten für die ›großen‹, also für die männlichen Namen eingesetzt werden. Auch hier »setzt sich die strukturelle gesellschaftliche Benachteiligung direkt fort bis in die Archivkartons.«²⁸ Und diese Benachteiligung zeigt sich wiederum an den Wechselwirkungen

zwischen Archiv, Forschung und Kulturpolitik. Wie Dagmar Jank mit Verweis auf Jutta Webers Ausführungen zur Erschließung richtig feststellt, ist die genauere Beschäftigung mit bestimmten Beständen im Archiv oft an Anregungen von außen geknüpft: Jubiläen oder Forschungsvorhaben können Anlass dafür geben, einen Bestand weiter zu bearbeiten und öffentlich zu präsentieren.²⁹ Solche Anregungen aber betreffen seltener Bestände von Frauen.

Im Fall von Friderike Zweig gab es in den letzten Jahren glücklicherweise solche Impulse, sowohl aus dem Archiv selbst als auch von außen: Die erneute Auseinandersetzung mit Friderike Zweig verdankt sich sowohl einem Ankauf des Literaturarchivs Salzburg, das 2016 ihr »Tagebuch während des Krieges«, ein Notizbuch mit Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1916 und 1917, erwerben konnte, als auch den Initiativen des Stefan Zweig Zentrums zum 50. Todestag der Autorin 2021. Der Blick auf die Erschließung ihrer Unterlagen bestätigt, dass auch für Friderike Zweig bisher wenig Anstrengungen unternommen wurden. Der Bestand an der Daniel A. Reed Library in Fredonia ist nur in einem gedruckten *Inventory of the Stefan Zweig Collection* 1993 von Franciska Safran verzeichnet worden. Dort werden die Bestandteile von und zu Friderike Zweig eigens ausgewiesen, und es findet sich auch eine kurze Anmerkung zu ihrem Nachlass:

»At the time Dr. Donald Prater prepared this Report and Inventory the Nachlass was intact at the Stamford CN residence of Friderike Zweig. During the ensuing years following her death in 1971, it is understood that much of the Collection was either sold or entrusted to private owners or public institutions.«³⁰

Um welche öffentlichen Institutionen und Privatpersonen es sich hier handeln könnte, ist auch in Fredonia heute niemandem mehr bekannt. Online war und ist die *Collection* nicht einsehbar, was es Forscher:innen deutlich erschwert, überhaupt Kenntnis von der Sammlung zu erlangen. Doch in den letzten Jahren ist auch hier eine Veränderung bemerkbar: Ein digitales *Finding Aid* zur *Stefan Zweig Collection* ist derzeit in Vorbereitung. Amanda Shepp, die zuständige Archivarin, hat sich dazu entschlossen, den erhaltenen Briefwechsel aus dem Nachlass Friderike Zweigs sowie einige wenige weitere Briefe aus ihrem Besitz künftig als eigenen Bestand unter der Bezeichnung *Friderike Zweig Papers* zu führen.

Das Bild, das sich im Literaturarchiv Salzburg (LAS) im Hinblick auf die Erschließung ergibt, ist kaum besser. Bis 2015 waren weder die vorhandenen Bestände zu Stefan Zweig, geschweige denn die wenigen erhaltenen Dokumente von Friderike Zweig, angemessen erschlossen. Erst im Zuge der Aufarbeitung einzelner Bestände unterschiedlicher Provenienz kamen auch

immer mehr Dokumente von Friderike Zweig zutage. Diese dritte Dimension der Unsichtbarkeit von Frauenbeständen – neben dem Ausschluss aus den Archiven und der fehlenden Erschließung – beschreibt Li Gerhalter eindrücklich:

»Dass ihr Nachlass beim Verzeichnen hintangestellt wird, setzt nun aber voraus, dass Frauen überhaupt als selbständige ›Bestandsbildnerinnen‹ klassifiziert werden. Noch öfter dürfte es wohl vorkommen, dass ihre Briefe, Tagebücher, Haushaltsbücher, Familienchroniken etc. in den Nachlässen ihrer ›bekannteren‹ Väter, Ehemänner, Söhne etc. verschwinden.«³¹

Die Vermutung liegt nahe, dass gerade dieser Aspekt des Verschwindens von Frauen in den Beständen von Männern im Kontext künstlerischer Nachlässe besonders häufig auftritt. Man denke etwa an die »verbreitete[n], aber bislang nicht erforschte[n] unterschiedliche[n] (und unterschiedlich hierarchische[n]) Praktiken der Kooperation wie der Vereinnahmung der Intellektualität und Kreativität von Frauen in Paarbeziehungen« im 19. und 20. Jahrhundert.³² Das Verhältnis des berühmten Mannes, dessen Nachlass ins Archiv aufgenommen wird, zu seiner Frau ist dabei von vornherein hierarchisch, weshalb Frauen »markant gehäuft als Witwen, als Bewahrerinnen auftreten«, nicht aber als »Erblasserinnen, als Urheberinnen kulturellen Erbes«.³³ Frauen, so könnte man zugespitzt sagen, gehen dadurch in die Überlieferung ein, dass sie mit einem berühmten Mann assoziiert sind. Ihnen selbst wird die herausgehobene Rolle als Urheberinnen nicht zugestanden,³⁴ aber ihre Dokumente sind in Männerbeständen doch zu finden. Und diese bergen demnach auch Potenzial für die Forschung, wie Christa Hämmerle festhält: »Eine weitere Möglichkeit für die Frauen- und Geschlechtergeschichte bot das erneute Durchsehen alter Quellenbestände, wo sich zwischen Aktendeckeln oder subsumiert unter allgemeinen Betreffen immer wieder Zeugnisse von Frauen ›versteckten‹.«³⁵ Diese Zeugnisse »sichtbar zu machen« aber braucht Ressourcen und »mehr Energie als sich des Gegebenen zu bedienen«.³⁶ Das Sichtbarmachen ist dabei auf mehreren Ebenen herausfordernd: Zunächst muss überhaupt eine gewisse Erschließungstiefe erreicht werden, um Material auffinden zu können, es braucht also gezielte und intensive Aufarbeitung. Dann bedarf es eines vertieften Verständnisses der vorgefundenen Dokumente, um sie entsprechend identifizieren und einordnen zu können. Besonders problematisch aber ist der Aspekt, dass auch das Bewusstsein und die Bereitschaft bei den Bearbeiter:innen bestehen muss, die aufgefundenen Dokumente entsprechend zu beschreiben und zu verzeichnen. Denn nur weil bei Archivarbeiten Material von Frauen gefunden wird, heißt das noch nicht, dass es auch sicht-

208

bar gemacht wird. Auch bei den erhaltenen Dokumenten Friderike Zweigs liegt die Vermutung nahe, dass sie schon früher einmal Bearbeiter:innen in die Hände gefallen sind, aber nicht weiter beachtet oder archivarisch beschrieben wurden.

Bei »Grabungen« in den Beständen zu Stefan Zweig am Literaturarchiv Salzburg waren – wenig überraschend – auch Dokumente von Friderike Zweig zu finden. Diese belegen zunächst die enge Zusammenarbeit mit Stefan Zweig, die etwa an den Korrekturen und Anmerkungen zu Stefan Zweigs Sternstunde *Die Eroberung von Byzanz* ersichtlich wird.³⁷ In mehreren Beständen sind außerdem Briefe von Friderike Zweig erhalten, im Zusammenhang des Arbeitsverhältnisses zu Stefan Zweig etwa 21 Korrespondenzstücke an die Sekretärin Anna Meingast, aber auch Briefe an gemeinsame Freunde wie Frans Masereel oder Victor Fleischer. Wesentliche Dokumente zu Friderike Zweigs eigenem Schaffen konnten wir schließlich in einem weiteren Männerbestand finden: Donald Prater hat in seinem Forschernachlass einen Stehsammler mit drei Mappen zu Friderike Zweig hinterlassen. Die bereits 1995 angekaufte und vom Bestandsbildner selbst gut geordnete Sammlung wurde viele Jahre bei Recherchen konsultiert, jedoch nie im Detail archivarisch erschlossen. So ist auch der Ordner mit der Aufschrift *Friderike Zweig* lange Zeit nicht weiter aufgefallen. Darin enthalten war neben dem Briefwechsel Praters mit Friderike Zweig und einer Sammlung von Korrespondenzstücken, Publikationen und Zeitungsartikeln auch eine Mappe mit der Aufschrift *Poems, Nachrufe, Misc. Papers*. Im darin aufbewahrten roten Schnellhefter finden sich alle im Nachlass erhaltenen Gedichte Friderike Zweigs, die zum größten Teil bisher unbekannt waren und zu den wenigen im Original überlieferten Werken der Autorin gehören.³⁸ Erst durch genaue Materialautopsie war zudem zu erkennen, dass es sich nicht, wie ursprünglich vermutet, nur um Abschriften Praters handelt, sondern dass drei Blätter auch handschriftliche Korrekturen der Autorin selbst aufweisen.³⁹ Ob Donald Prater die Mappe aus vorgefundenen und selbst angefertigten Abschriften postum zusammengestellt oder noch gemeinsam mit Friderike Zweig erarbeitet hat, bleibt unklar. Jedenfalls hat Prater ein postum erschienenes Gedicht in die Mappe mit aufgenommen. Die erhaltenen Gedichte sind auch im bereits erwähnten *Research Report* Praters in *Appendix IIA* verzeichnet. An dieser Stelle sei erwähnt, dass Praters *Report*, der die einzige bisher bekannte Quelle zum Nachlass Friderike Zweigs darstellt, erst in seinem Nachlass gefunden wurde und bis dahin außer dem Hinweis im *Inventory* der Daniel A. Reed Library kaum etwas über den Inhalt der bei Friderike Zweig erhaltenen Dokumente bekannt war. Der *Appendix IIA* gleicht dem Inhaltsverzeichnis der Gedichtmappe weitgehend, dieses gibt aber, handschriftlich ergänzt, noch die Seitenzahlen der jeweiligen Gedichte an. In beiden Dokumenten

sind jene Blätter, die die Handschrift von Friderike Zweig tragen, als »typed« ausgewiesen. Das legt die Vermutung nahe, dass es sich dabei um maschinenschriftliche Abschriften handelt, die so schon in Friderike Zweigs Nachlass zu finden waren und möglicherweise auch von ihr selbst erstellt wurden. Es ist bekannt, dass sie ihre (damals noch vollständig erhaltenen) Tagebücher und auch darin enthaltene Gedichte später wieder bearbeitet und etwa für ihre Memoiren *Spiegelungen des Lebens* verwendet hat.⁴⁰ Waren weitere handschriftliche Gedichte dem *Research Report* zufolge noch im Nachlass der Autorin vorhanden, sind sie nun immerhin als Abschriften überliefert. Gerade angesichts der vielen verlorenen Dokumente von Friderike Zweig ist die überlieferte Mappe von großem Wert und ermöglicht nun auch eine Auseinandersetzung mit Friderike Zweigs lyrischem Werk.⁴¹ Die Entdeckung der Gedichte Friderike Zweigs im Nachlass von Donald Prater zeigt, wie wichtig es ist, gezielte »Grabungen« anzustellen, um Dokumente von Frauen zu finden, und macht auch deutlich: Das Material der Autorin ist da, aber es muss geradezu herauspräpariert werden aus den Beständen von Männern.

Dokumentation des Vorhandenen

Mit Blick auf die jüdische Malerin Helene von Taussig stellen Ursula Schneider und Annette Steinsiek in ihrer Analyse zu Überlieferung und Gender fest: »Immer wieder wird im Katalog betont, es gäbe kaum Dokumente zu Helene von Taussig, doch dem geübten Auge ist klar: Es wurde auch nicht ausreichend danach gesucht.«⁴² Dasselbe gilt für Friderike Zweig: Nur wenige scheinen sich bisher die Frage gestellt zu haben, was mit ihrem Nachlass geschehen ist, und nie hat sich jemand die Mühe gemacht, zusammenzutragen und zu dokumentieren, was noch vorhanden ist. Wie bereits dargestellt, ist die Suche nach Dokumenten alles andere als einfach. Wenn kein klassischer Nachlass erhalten ist, reicht ein Blick in die Findmittel und Kataloge meist nicht aus, sondern es braucht eine vertiefte Kenntnis der Netzwerke einer Frau, um Dokumente von ihr in den Beständen anderer auffinden zu können. Auch die digitalen Suchmöglichkeiten sind hier unersetzlich, vor allem Online-Findmittel und Volltextsuche ermöglichen oft erst das Entdecken von »versteckten« Beständen. Und selbst wenn man weitere Dokumente zutage fördert, muss dennoch angenommen werden, dass nicht alles verzeichnet ist und deshalb noch mehr vorhanden sein könnte. Unternimmt man für Friderike Zweig diese Bemühungen, so lässt sich ein vorläufiges Bild der von ihr hinterlassenen Schriftstücke zusammensetzen – ein Bild, das vor allem viele Lücken zeigt.

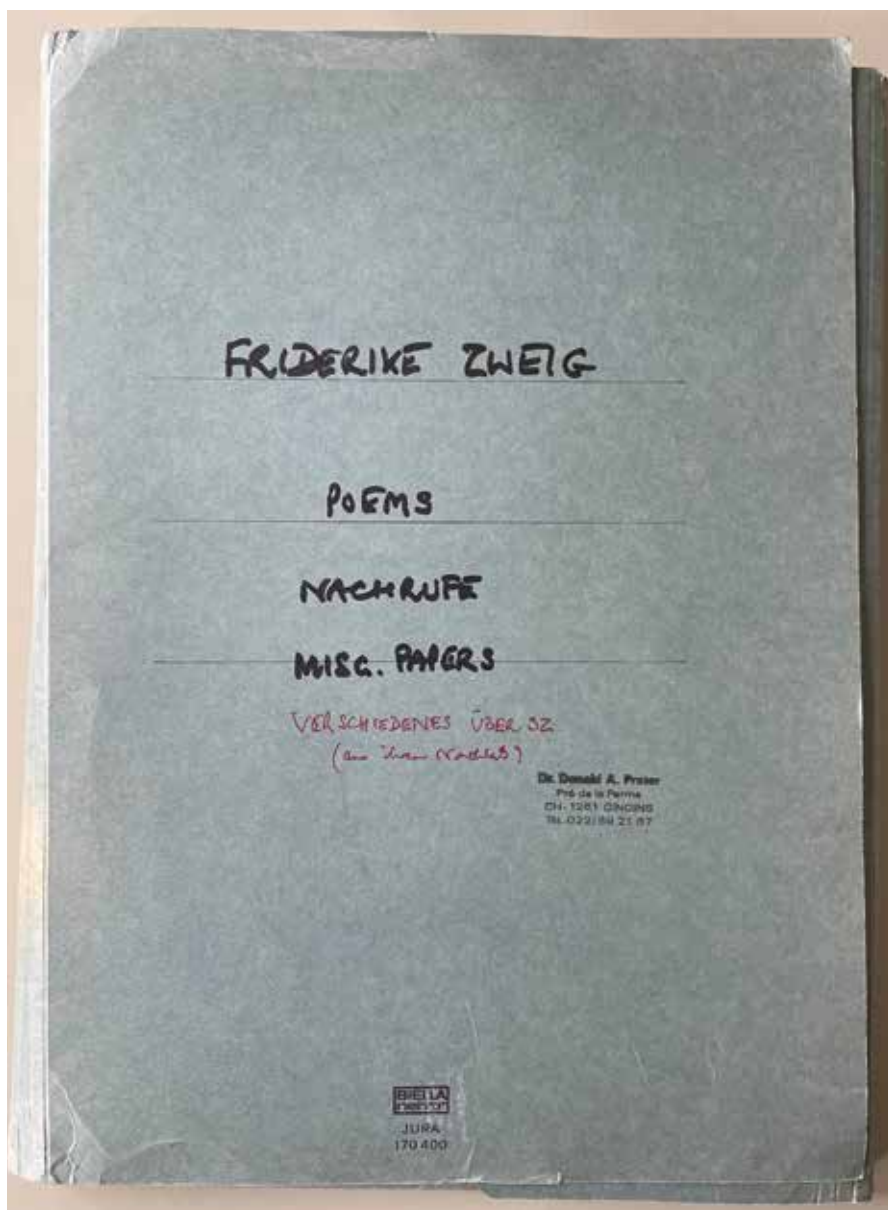


Abb. 3: Mappe aus der Sammlung Donald Praters, in der die Gedichte Friderike Zweigs aufbewahrt waren, LAS, ohne Sig.

Vor der Beschlagnahme von Friderike Zweigs Salzburger Besitz durch die Gestapo 1938 dürfte es ihrer Tochter Alix gelungen sein, zumindest die Briefe von Stefan Zweig und die Tagebücher Friderike Zweigs zu retten.⁴³ Der Briefwechsel mit Stefan Zweig ist in zwei Tranchen durch Friderike Zweig selbst sowie durch ihre Töchter in die Daniel A. Reed Library in Fredonia gelangt, wo er heute noch aufbewahrt wird. Im *Research Report* Donald Praters ist von drei Tagebüchern die Rede, die in ihrem Nachlass erhalten waren: »Erstes Tagebuch, zehnjährig begonnen / Zweites Tagebuch, bis 1900 / Tagebuch 1912–1914«.⁴⁴ Zu diesem Zeitpunkt nicht mehr im Nachlass enthalten war das einzige Tagebuch, das heute noch nachweisbar ist: Das »Tagebuch während des Krieges« hatte Friderike Zweig 1961 ihrem Freund Harry Zohn geschenkt,⁴⁵ von dessen Witwe Judith Zohn das Literaturarchiv Salzburg das Tagebuch 2016 erwerben konnte.

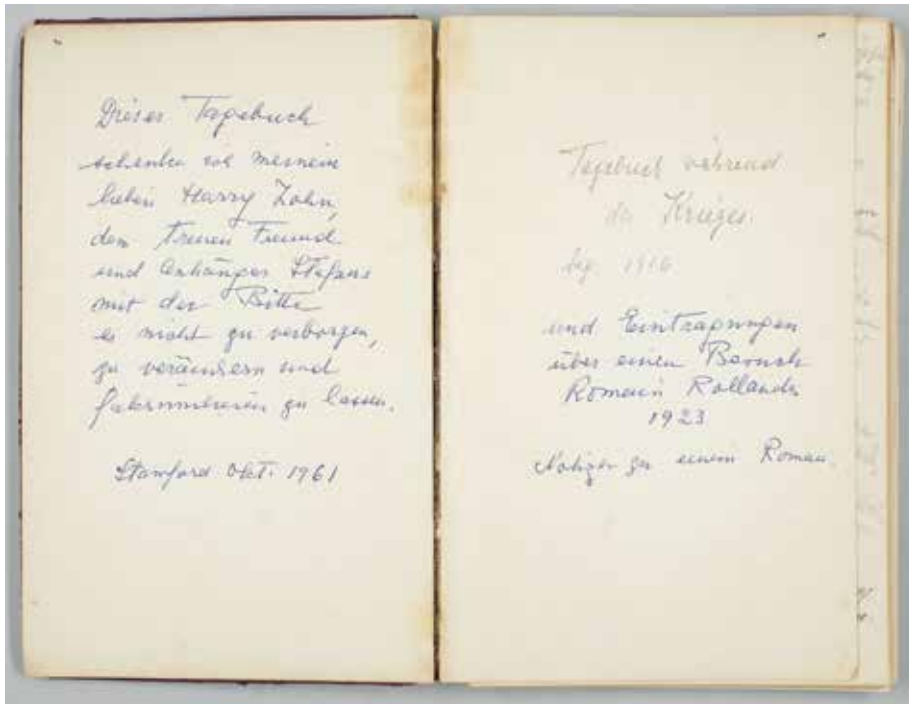


Abb. 4: Widmung an Harry Zohn in Friderike Zweigs »Tagebuch während des Krieges«, LAS, Sig. FZ-LAS/LI.

In Harry Zohns Nachlass, der heute in der Houghton Library der Harvard University aufbewahrt wird, ist ein vergleichsweise umfangreicher Bestand von Friderike Zweig überliefert.⁴⁶ Unter *III. Compositions by others* sind insgesamt 16 Mappen mit Werken von Friderike Zweig zu finden. Somit enthalten die *Harry Zohn Papers* den nach bisherigem Forschungsstand umfangreichsten Werkbestand der Autorin. Überliefert sind *Poems 1912–1917*, *Miscellaneous Compositions in German*, mehrere Originale zu ihrem Buch *Stefan Zweig. Wie ich ihn erlebte*, das Romanfragment *André und die Maedchen* von 1947, *Miscellaneous Compositions in English*, drei Redemanuskripte, vier Originale zu publizierten Artikeln, ein Typoskript *Miss Nightingale: Skizze eines großen Lebens* und das Manuskript *Reise mit Marie Antoinette* sowie Notizen zu Stefan Zweig. Wie diese Dokumente in Harry Zohns Besitz gelangt sind, geht aus der Bestandsbeschreibung der Houghton Library nicht hervor.⁴⁷ Friderike Zweig und Harry Zohn waren seit 1950 in engem Kontakt, was auch der ebenfalls im Zohn-Nachlass erhaltene, sehr umfangreiche Briefwechsel belegt.⁴⁸ Zweifelsohne enthalten diese Briefe Hinweise dazu, wie die Originale Zweigs an Zohn gekommen sind. Ein Abgleich mit Donald Praters *Research Report* jedenfalls ergibt einige Überschneidungen: Neben den Gedichten sind darin in *Appendix II* auch Manuskripte und Typoskripte zu *Stefan Zweig. Wie ich ihn erlebte*, die Texte *André und die Maedchen* und *Miss Nightingale* sowie das Redemanuskript *Stefan Zweig und sein Werk in den Vereinigten Staaten* gelistet,⁴⁹ die alle auch in den *Harry Zohn Papers* zu finden sind. Es bleibt allerdings unklar, ob es sich um die gleichen Dokumente handelt oder um andere Manuskripte und Typoskripte, da der Report oft zu wenig genau ist. So muss auch vorerst unbeantwortet bleiben, ob Harry Zohn diesen Text aus dem Nachlass bekommen oder schon früher von Friderike Zweig selbst erhalten hat.⁵⁰ Ähnlich verhält es sich mit den Gedichten, die als Teil der *Harry Zohn Papers* wie folgt beschrieben werden: »Poems 1912–1971: Single leaves in various formats: autograph manuscripts, typescripts (some carbon), clippings and a tear sheet.«⁵¹ Ob es sich um jene Originale handelt, die im Report als »Poems: in German and English [...] Holograph, typed and mimeo, with many drafts and fragments«⁵² angeführt sind, lässt sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls aber würde sich ein Abgleich der im Nachlass von Donald Prater erhaltenen roten Mappe von Gedichten mit jenen aus den *Harry Zohn Papers* gewiss lohnen.

Ein weiterer Teil der im *Research Report* verzeichneten Dokumente ist heute im Leo Baeck Institute New York zu finden, und zwar in der *Joseph Roth Collection* und damit in einem weiteren Männerbestand. Unter *Appendix VA* hatte Donald Prater alle Korrespondenzstücke von und an Friderike Zweig verzeichnet, die sich mit dem Nachlass von Joseph Roth beschäftigen. Nach Roths Tod 1939 hatte seine Übersetzerin Blanche Gidon seine in Paris er-



Abb. 5: Friderike Zweig mit Harry Zohn in den Catskill Mountains, New York, um 1954, LAS, Beilage zu FZ-LAS/Li.

haltenen Dokumente aufbewahrt und diese später auf Betreiben von Fred Grubel, dem Cousin Roths und Leiter des Leo Baeck Institutes, nach New York gegeben. Mit beiden war Friderike Zweig in brieflichem Austausch, auch weil sie Dokumente Roths besaß und umgekehrt in Roths Pariser Nachlass Bücher aus ihrer Bibliothek erhalten waren. Bis auf eine Ausnahme sind die im *Research Report* gelisteten Briefe und Karten in der *Joseph Roth Collection* des Leo Baeck Institutes unter *Series V: Zweig, Friderike, 1935–1957* vollständig erhalten und können online eingesehen werden.⁵³ Einzig eine Karte von Caroline Birman an Friderike Zweig vom 3.8.1952, die in Praters *Research Report* festgehalten wird, findet sich nicht in der *Collection*.⁵⁴ Auch hier lässt sich anhand der veröffentlichten Informationen zum Bestand nicht nachvollziehen, wie die Dokumente aus dem Nachlass Friderike Zweigs an das Leo Baeck Institute gelangt sind.⁵⁵

Einen Bestand mit dem Titel *Friderike Zweig Papers 1939–1970* führt das M. E. Grenander Department of Special Collections & Archives der New York State University at Albany.⁵⁶ Dabei handelt es sich um Kopien von Korrespondenzen Friderike Zweigs mit berühmten Zeitgenoss:innen. Den 24 Mappen sind Namen zugeordnet, die sich sämtlich auch in Praters *Research Report* unter *Appendix V – Letters from Prominent People* finden.⁵⁷ Da auch die Datierungen der Korrespondenzstücke in der Beschreibung der *Friderike Zweig Papers* meist dieselben sind wie jene im *Research Report*, kann wohl davon ausgegangen werden, dass es sich um Kopien dieser im Nachlass erhaltenen Dokumente handelt. Die Sammlung wurde 2015 erschlossen, zu ihrem Erwerb findet sich nur der Hinweis: »All items in this manuscript group were donated to the University Libraries, M. E. Grenander Department of Special Collections and Archives in 1980.«⁵⁸ Auch hier kann also nicht nachvollzogen werden, von wem die Kopien zu welchem Zeitpunkt in dieser Auswahl angefertigt wurden und über wen die Reproduktionen in die Sammlung kamen.

Weitere Briefe von und an Friderike Zweig sind in zahlreichen Archiven zu finden, neben den bereits genannten Beständen in Salzburg und Fredonia u. a. in der National Library of Israel, in der Österreichischen Nationalbibliothek, in der Wienbibliothek im Rathaus, im Deutschen Literaturarchiv Marbach, in der Monacensia München und im Deutschen Exilarchiv. Dabei handelt es sich meist um Schriftstücke in Nachlässen von Zeitgenoss:innen, die anders als die oben beschriebenen Dokumente nicht Friderike Zweigs Nachlass zuzuordnen sind.

Die heute noch nachweisbaren Dokumente aus dem Nachlass Friderike Zweigs sind also auf verschiedene Archive verteilt und oft auch in den Beständen von Männern versteckt, was eine systematische Erschließung und Erforschung erschwert. Zunächst betrifft das schon die tatsächliche Identifizierung von Material als zum Nachlass gehörig, die in vielen Fällen

noch aussteht. Es bräuchte außerdem eine koordinierte Anstrengung der bestandshaltenden Archive, um die Bestände virtuell zusammenzuführen und zugänglich zu machen. Diese Kooperationen sind oft schwierig und zeitaufwändig, was die Erschließung und Sichtbarmachung der Dokumente weiter verzögert. Die Recherche nach den Dokumenten von Friderike Zweig zeigt exemplarisch den großen Arbeitsaufwand, der mit einer gendergerechten Erschließung verbunden ist, was wiederum zur fortgesetzten Unsichtbarkeit von Frauenbeständen beiträgt.

Maßnahmen für Sichtbarkeit

Das Beispiel Friderike Zweig zeigt, dass die Unsichtbarkeit von Frauenbeständen in Archiven zum einen ein Problem historischer Dokumentationspolitik ist, zum anderen aber auch ein aktuelles Problem der Arbeitsökonomie und der Ressourcenverteilung in Archiven. Diese Herausforderungen verdeutlichen die Notwendigkeit einer strukturellen Veränderung in den Archivpraktiken, um die Beiträge von Frauen angemessen zu dokumentieren und zugänglich zu machen. Es ist entscheidend, dass Archive ihre Erwerbungs- und Erschließungsstrategien überdenken und anpassen, um die historische Marginalisierung von Frauen zu korrigieren.

Ein erster notwendiger Schritt ist eine Bewusstseinsbildung darüber, dass Archivieren keine neutrale Tätigkeit ist.⁵⁹ Will man Frauen im Archiv sichtbar machen, muss man in allen archivarischen Arbeitsbereichen aktiv handeln: In Erwerbung, Erschließung, Bewahrung und Bereitstellung müssen Frauen relevant sein, denn »Sichtbarmachen ist die Entscheidung für Relevanz«.⁶⁰ Digitale Möglichkeiten verändern und erleichtern es heute, diesem Anspruch gerecht zu werden, wie Evelyne Luef und Katharina Prager in ihrem Text *Digitale Transformation als Chance* ausloten.⁶¹ Sie identifizieren zunächst technische Aspekte, die zur Sichtbarmachung beitragen können: So erlaubt eine digitale Umgebung etwa, dass »Dokumente aus ihrem ursprünglichen Sammlungskontext herausgenommen, neu angeordnet beziehungsweise mehrfach zugeordnet oder verlinkt, anders strukturiert und gewichtet werden«⁶² können. In Normdateien wie der Gemeinsamen Normdatei (GND) können für Frauen, die oftmals noch nicht erfasst sind, Datensätze angelegt werden.⁶³ Und Volltexterstellung mittels *Optical Character Recognition* (OCR) ermöglicht, »dass auch den Quellen, die vordergründig für Frauen- und Geschlechterforschung wenig ergiebig erscheinen, wertvolle Informationen zu entnehmen sind«.⁶⁴ Aber die Autorinnen halten auch fest, dass sich Maßnahmen zur Sichtbarmachung von Frauen nicht in den technischen Möglichkeiten erschöpfen können, zumal »[g]rundsätzlich gilt, dass neue

Technologien die traditionellen Probleme von Archiven und Bibliotheken – um Macht, Relevanz, Kanon, Bias, Sprache, Gender, Teilhabe, Verlässlichkeit, Ordnung etc. – nicht einfach auflösen, sondern sie übersetzen und in neuem Licht erscheinen lassen«. ⁶⁵ Es brauche, so Luef und Prager, auch Geduld und Akribie, kontinuierliche Selbstreflexion und Vernetzung der Institutionen, um »Marginalisierungsprozesse aufzubrechen«. ⁶⁶

Für das Beispiel Friderike Zweig lassen sich einige der genannten Ansätze fruchtbar machen. Im Hinblick auf die Erwerbung haben das Literaturarchiv Salzburg ebenso wie die Daniel A. Reed Library in Fredonia in den letzten Jahren aktiv Dokumente von Friderike Zweig angekauft. ⁶⁷ Das heißt nicht nur, dass man auf dem Markt angebotene Stücke erwirbt, sondern auch, dass man beispielsweise bei Ankäufen von Dokumenten oder Sammlungen zu Stefan Zweig auch explizit nach Dokumenten von Friderike Zweig fragt, die mitunter – so etwa bei der 2023 erworbenen Sammlung von Erich Fitzbauer – durchaus umfangreich vorhanden sind. ⁶⁸ Im Bereich der Erschließung haben wir am Literaturarchiv Salzburg zum einen vorhandene Männerbestände nach Dokumenten von Friderike Zweig durchsucht und dabei im Nachlass von Donald Prater wesentliche Entdeckungen gemacht. Auch in den Bereich der Erschließung fällt die selbst auferlegte Regel, dass wir, wann immer ein Dokument Stefan Zweigs mit einer Frau in Verbindung steht, diese Frau recherchieren, ihren Namen nennen und ihn auch verzeichnen. ⁶⁹ Im Zuge dieser Arbeit erstellen wir auch neue Personendatensätze von diesen Frauen für die GND oder korrigieren, wenn nötig, vorhandene Datensätze. Die Recherchen zu Friderike Zweig in anderen (Männer-)Beständen gilt es zu dokumentieren, sei es in Artikeln wie dem vorliegenden oder in einer Bestandsbeschreibung zur Autorin, die auch auf andere Quellen hinweist als allein auf die in der eigenen Institution vorhandenen. ⁷⁰ So kann zumindest virtuell zusammengetragen werden, was in physischen Beständen an verschiedenen Orten vergraben war. Dies ermöglicht Forschenden erstmals einen Überblick über vorhandene Dokumente und erleichtert die Benutzung der verstreuten Bestände. Die Sichtbarkeit der Dokumente Friderike Zweigs verbessert sich nicht zuletzt dadurch, dass die Informationen über eine einfache Suche leichter zugänglich und gesammelt festgehalten sind. Das beugt der »eigentümliche[n] Tendenz der ›Unsichtbarkeit‹ von Nach- und Vorlässen von Frauen« ⁷¹ vor, die sich auch darin äußert, dass zwar immer wieder einzelne Teile eines Frauenbestands zum Vorschein kommen, aber dennoch oft nicht dauerhaft sichtbar bleiben. Die vorhandenen Bestände zeigen nicht, was von Frauen geschrieben wurde, sondern was erhalten blieb, weil es aufbewahrt, gesucht und als relevant genug für ein Archiv eingestuft wurde. ⁷² Auch dafür ist Friderike Zweig ein besonders gutes Beispiel, denn sie war eine bekannte Person, hat selbst publiziert sowie mehrere öffentliche Rollen

als Autorin, Friedensaktivistin und Förderin von Autor:innen eingenommen. Dennoch ist ihr Nachlass nicht in seiner ursprünglichen Form erhalten geblieben, weil er offenbar als nicht relevant genug erachtet wurde.

Als weitere Maßnahme verstoßen wir am Literaturarchiv Salzburg bewusst gegen das gebotene Provenienzprinzip⁷³ zugunsten eines Bestandes Friderike Zweig, den wir aktuell aus den verschiedenen bei uns aufbewahrten Materialien bilden und verzeichnen. Die Regelwidrigkeit und Unschärfe nehmen wir in Kauf, um das Wenige, das von Friderike Zweig erhalten geblieben ist, bestmöglich sichtbar zu machen. Die Verantwortung für die Relevanz⁷⁴ eines Bestandes lässt sich neben der Ankaufspolitik am deutlichsten durch das Herstellen einer Ordnung als zentrale Aufgabe der Archivar:innen wahrnehmen. Freilich wäre es, praktisch gesehen, auch möglich, die in den Männerbeständen verborgenen Originale auf Einzelstückeebene zu verzeichnen, was sie schon sichtbarer machen würde. Auch gäbe es etwa im Fall der Forschungssammlung von Donald Prater die Möglichkeit, die Dokumente Friderike Zweigs als Krypto-Bestand zu erfassen. Dennoch wäre Friderike Zweig in diesen Szenarien nie auf oberster Ebene genannt, ihre Dokumente trügen stets als Titel des übergeordneten Bestands den Namen eines Mannes. Gemeinsam mit unserer Kollegin Amanda Shepp von der Daniel A. Reed Library, die sich auch dazu entschieden hat, die Briefe von Friderike Zweig künftig als *Friderike Zweig Papers* zu führen, haben wir die Benennung eines eigenen Bestands als geeignetes Mittel angesehen, um diese Materialien und den Namen Friderike Zweig angemessen zu repräsentieren. Der ursprüngliche Sammlungskontext wird dokumentiert und bleibt beispielsweise in den Signaturen erhalten.⁷⁵ Die neue Ordnung aber soll den Blick auf die aus Männerbeständen ausgegrabenen Dokumente Friderike Zweigs unverstellt freigeben.

Conclusio

Die Analyse der Nachlasssituation von Friderike Zweig zeigt deutlich, dass die Unsichtbarkeit von Frauennachlässen ein vielschichtiges Problem ist, das tief in der historischen und aktuellen Archivpraxis verwurzelt ist. Die unzureichende Dokumentation und Erschließung von Beständen weiblicher Autorinnen und die daraus resultierende Marginalisierung ihrer Werke sind Herausforderungen, die nur durch gezielte Anstrengungen und strukturelle Veränderungen in den Archiven überwunden werden können.

Die Sichtbarmachung von Frauennachlässen erfordert eine bewusste Neubewertung der Erwerbungs- und Erschließungsstrategien, verstärkte Nutzung digitaler Technologien und eine intensive Kooperation zwischen Archiven. Es

ist unerlässlich, ein breites Bewusstsein dafür zu schaffen, dass Archive aktiv an der Relevanzsetzung und somit an der kulturellen Erinnerung mitwirken.

Das Beispiel von Friderike Zweig verdeutlicht, dass selbst in Fällen, in denen der Nachlass weit verstreut oder verloren scheint, durch gezielte Suche wertvolle Dokumente wiederentdeckt, zugänglich gemacht und miteinander in Beziehung gesetzt werden können. Nur durch diese Bemühungen sind Archivar:innen und Wissenschaftler:innen in der Lage, die wichtige Rolle von Frauen in der Kulturgeschichte angemessen zu würdigen und ihre Beiträge umfassend zu erforschen.

Anmerkungen

- 1 Li Gerhalter: »Die Wienerinnen laufen bei hellichtem Tage in Hosen herum.« Ein intersektionaler Blick in die Bestände von Selbstzeugnissammlungen. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 75, 2022, 1 (Schwerpunktthema »Archiv-, Bibliotheks- und Dokumentationspolitiken. Frauen* und genderspezifische Zugänge«), 145–166, hier 151.
- 2 Vgl. zur Geschichte der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit und zu Friderike Zweigs pazifistischem Engagement Christa Gürtler: Friderike Zweigs Engagement in der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit. In: zweigheft 24, 2020, 17–23; Dies: Friderike Winternitz Zweig – Intellektuelle und Friedensaktivistin. Das Engagement in der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit. In: Deborah Holmes und Martina Wörgötter (Hg.): Friderike »Zweig«. Weibliche Intellektualität im frühen 20. Jahrhundert. Würzburg: Königshausen & Neumann 2023 (Schriftenreihe des Stefan Zweig Zentrums 15), 43–57.
- 3 Vgl. Oliver Matuschek: Stefan Zweig. Drei Leben – Eine Biographie. Frankfurt am Main: S. Fischer 2006, 316.
- 4 Zu Gründung und Geschichte des Writers Service Center, einer Beratungsstelle für Exilschriftsteller:innen vgl. Harry Zohn: Friderike Maria Zweig. In: John M. Spalek und Joseph Strelka (Hg.): Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933. Bd. 2.: New York, Teil 2. Bern: Francke 1989, 1677–1693, hier 1680–1682.
- 5 Vgl. zur Kritik an Friderike Zweigs biografischen Arbeiten Deborah Holmes und Martina Wörgötter: Einleitung. In: Holmes und Wörgötter (Anm. 2), 7–16, hier 8f.
- 6 Friderike Zweig stand in Kontakt mit dem ersten Nachlassverwalter Stefan Zweigs, Richard Friedenthal, sowie in besonders engem Austausch mit dem Literaturwissenschaftler Harry Zohn. Außerdem existieren Briefwechsel mit Donald Prater, der 1981 die lange Zeit einflussreichste Biografie über Stefan Zweig veröffentlicht hat, und dem Gründer der Internationalen Stefan Zweig Gesellschaft, Erich Fitzbauer, vgl. Literaturarchiv Salzburg (LAS), Bestand Friderike Zweig, FZ-SDP/B1 und FZ-SEF/B1.
- 7 Harry Zohn: Amerikanische »Thirty-Eighters« aus Wien als doppelte Kulturträger. Mit einem Vorwort von Hubert Christian Ehalt. Wien: Picus 1994 (Wiener Vorlesungen im Rathaus 28), 28–39; Zohn (Anm. 4); Donald Prater: The Poems of Friderike Maria Zweig (1882–1971). In: Marion Sonnenfeld und Lucian Minor (Hg.): Geprägte Form. Festschrift für Robert Rie. Wien: Europäischer Verlag 1975, 89–98.
- 8 Vgl. Christa Gürtler: Schriftstellerinnen in Salzburg. Zwischen Anpassung und Eigensinn. In: Dies. und Sabine Veits-Falk (Hg.): Frauen in Salzburg. Salzburg: Stadtgemeinde Salzburg 2012 (Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg 34), 115–138.
- 9 Vgl. Holmes und Wörgötter (Anm. 2).
- 10 Vgl. Ankündigung online unter: <https://w-k.sbg.ac.at/veranstaltung/friderike-zweig-und-weibliche-intellektualitaet-im-fruehen-20-jahrhundert/> (Zugriff am 07.10.2024).

- 11 Vgl. den Beitrag von Susanne Rettenwender, Hanna Prandstätter, Gundula Wilscher, David Kefler und Ingrid Fürhapter in diesem Dossier.
- 12 Gerhalter (Anm. 1), 162.
- 13 Vgl. Ursula A. Schneider und Annette Steinsiek: Wer Erkenntnisse jagen will, muss vorher gesammelt haben. Überlieferung und Gender. In: Erna Appelt (Hg.): Geschlechterforschung: Identitäten, Diskurse, Transformationen. Forschungsergebnisse und -vorhaben des interdisziplinären Gender-Forschungsschwerpunktes an der Universität Innsbruck. Innsbruck: Broschüre des Forschungsbereichs »Frauen- und Geschlechterforschung« 2007, 43–48, hier 44.
- 14 Vgl. dazu Hanne Lessau: Sammlungsinstitutionen des Privaten. Die Entstehung von Tagebucharchiven in den 1980er und 1990er Jahren. In: Janosch Steuwer und Rüdiger Graf (Hg.): Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts. Göttingen: Wallstein 2015, 336–365; Gerhalter (Anm. 1), 153–155.
- 15 Wegweisend etwa das Projekt *#FemaleHeritage* der Monacensia München, vgl. <https://www.muenchner-stadtbibliothek.de/femaleheritage> (Zugriff am 07.10.2024).
- 16 Dietmar Schenk: Getrennte Welten? Über Literaturarchive und Archivwissenschaft. In: Petra-Maria Dallinger, Georg Hofer und Bernhard Judex (Hg.): Archive für Literatur. Der Nachlass und seine Ordnungen. Berlin, Boston: De Gruyter 2018 (Literatur und Archiv 2), 13–29, hier 25.
- 17 Vgl. ebenda, 26.
- 18 Vgl. Schneider und Steinsiek (Anm. 13), 44.
- 19 Ebenda, 44.
- 20 Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Rainer Hering mit Blick auf Frauennachlässe in staatlichen Archiven in Deutschland; vgl. Rainer Hering: Frauen ins Archiv! Über die Notwendigkeit Nachlässe von Frauen zu archivieren. In: Archivalische Zeitschrift 99, 2022, 427–448, hier 447.
- 21 Donald Prater: Report on Research Trip to U.S.A., Typoskript, [1973], LAS, Nachlass Donald Prater, ohne Signatur.
- 22 Die 1951 von ihr veröffentlichten Briefe der beiden hatte Friderike Zweig schon 1967 selbst an die Daniel A. Reed Library der State University New York in Fredonia verkauft. Vgl. Stefan Zweig – Friderike Zweig. Ein Briefwechsel 1912–1942. Bern: Alfred Scherz 1951.
- 23 Ein *Finding Aid* zum Bestand, das auch die Geschichte der Ankäufe und Verhandlungen rund um den Nachlass von Friderike Zweig ausführlich darstellt, ist aktuell an der Daniel A. Reed Library in Vorbereitung. Weitere Briefe aus den späten Jahren des Briefwechsels von Friderike und Stefan Zweig werden von den Erb:innen Stefan Zweigs aufbewahrt.
- 24 Alexia Elisabeth von Winternitz, später Elizabeth Stoerk, starb am 16. Mai 1986, Susanne von Winternitz, später Hoeller, am 28. Januar 1998.
- 25 Gerhalter (Anm. 1), 151.
- 26 Vgl. Dagmar Jank: Frauennachlässe in Archiven, Bibliotheken und Spezial-einrichtungen. Beispiele, Probleme und Erfordernisse. In: Botho Brachmann (Hg.): Die Kunst des Vernetzens. Festschrift für Wolfgang Hempel. Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 2006, 411–419. Jank hat die Situation in Deutschland 2006 erhoben; welche und wie viele vorhandene Frauenbestände heute in Literaturarchiven auch in Österreich und der Schweiz bisher (wie tief) erschlossen sind, sollte Gegenstand weiterer Untersuchungen sein.
- 27 Schneider und Steinsiek (Anm. 13), 47.
- 28 Gerhalter (Anm. 1), 151.
- 29 Vgl. Jank (Anm. 26), 418; Jutta Weber: Jenseits des Kanons – Jenseits der Vernetzung. Die Person für sich. In: Christiane Caemmerer, Walter Delabar und Marion Schulz (Hg.): Die totale Erinnerung. Sicherung und Zerstörung kulturhistorischer Vergangenheit und Gegenwart in den modernen Industriegesellschaften. Bern u. a.: Peter Lang 1997 (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, 45), 113–126, hier 118.
- 30 Inventory of the Stefan Zweig Collection in Reed Library, edited and compiled by Franciska Safran, Introduction by John P. Saulitis, 1993, Reed Library State University College Fredonia, New York, unveröffentlicht, 199.

- 31 Gerhalter (Anm. 1), 151.
- 32 Johanna Gehmacher: Arbeitspaare. Kreativität, Hausarbeit, Geschlecht. In: Holmes und Wörgötter (Anm. 2), 59–76, hier 61.
- 33 Schneider und Steinsiek (Anm. 13), 48. Gleiches gilt auch für andere Frauen im Umfeld von berühmten Männern, wie Töchter, Schwestern oder Sekretärinnen. Vgl. auch die Beiträge von Verena Lorber, Melanie Salvenmoser und Ursula A. Schneider in diesem Dossier.
- 34 Christa Hämmerle: »Und etwas von mir wird bleiben...« Von Frauennachlässen und ihrer historischen (Nicht)Überlieferung. In: Montfort. Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs 55, 2003, 2, 154–174, hier 155.
- 35 Ebenda, 156.
- 36 Schneider und Steinsiek (Anm. 13), 44.
- 37 Stefan Zweig: Der Fall von Byzanz, Konvolut [Sternstunden der Menschheit: Die Eroberung von Byzanz], LAS, SZ-AAP/W6. In: Stefan Zweig digital, Hrsg. Literaturarchiv Salzburg, <https://stefanzweig.digital/o:szd.werke/sdef:TEI/get?locale=de#SZDMSK.12> (Zugriff am 07.10.2024). Vgl. zur Arbeitsbeziehung von Friderike und Stefan Zweig auch Simone Lettners grundlegenden Aufsatz: Konkurrenz, Subordination oder Co-Autorschaft: Das Arbeitsverhältnis von Friderike ‚Zweig‘ und Stefan Zweig. In: Holmes und Wörgötter (Anm. 2), 77–95.
- 38 Vgl. am Literaturarchiv Salzburg auch das kurze Fragment zum Roman *Vögelchen* auf den letzten beiden Seiten von Friderike von Winternitz: Tagebuch während des Krieges, LAS, Bestand Friderike Zweig, FZ-LAS/L1.
- 39 Vgl. Friderike Maria Zweig: Poems, LAS, Bestand Donald Prater, FZ-SDP/W1, Blätter 9, 14 und 18.
- 40 Vgl. Lina Maria Zangerl: Erzählerin zweier Leben: Friderike von Winternitz' Tagebuch während des Krieges. In: Holmes und Wörgötter (Anm. 2), 97–116.
- 41 Vgl. Martina Wörgötter: Lyrisches Leben. Zur Autorschaft in den Gedichten Friderike ›Zweigs‹. In: Figurationen des Übergangs, 2024, 1–22, <https://transition.hypotheses.org/2204> (Zugriff am 14.10.2024).
- 42 Schneider und Steinsiek (Anm. 13), 46.
- 43 Vgl. Matuschek (Anm. 3), 316.
- 44 Prater (Anm. 21), 9.
- 45 Vgl. die handschriftliche Widmung des Tagebuchs, Winternitz (Anm. 38), Vorsatzblatt.
- 46 Vgl. Harry Zohn Papers, Houghton Library, Harvard College Library, MS Ger 294, <https://hollisarchives.lib.harvard.edu/repositories/24/resources/3103> (Zugriff am 07.10.2024).
- 47 Vgl. Collection Overview, <https://hollisarchives.lib.harvard.edu/repositories/24/resources/3103> (Zugriff am 07.10.2024).
- 48 Vgl. unter I. Correspondence, A: Correspondence with individuals: 10 Mappen Briefe Friderike Zweig an Harry Zohn 1951–1971, https://hollisarchives.lib.harvard.edu/repositories/24/archival_objects/833866 sowie 11 Mappen Briefe von Harry Zohn an Friderike Zweig 1950–1970, https://hollisarchives.lib.harvard.edu/repositories/24/archival_objects/833867 (Zugriff am 07.10.2024).
- 49 Prater (Anm. 21), 8f.
- 50 Aus der im Nachlass erhaltenen Korrespondenz geht auch hervor, dass Harry Zohn mit beiden Töchtern Friderike Zweigs und mit Donald Prater in Briefkontakt stand, vgl. I. Correspondence, A: Correspondence with individuals, Hoeller, Susanne. Letters to Harry Zohn, 1972 and undated, https://hollisarchives.lib.harvard.edu/repositories/24/archival_objects/833759; Prater, Donald A. Letters to Harry Zohn, 1961–2000, https://hollisarchives.lib.harvard.edu/repositories/24/archival_objects/833808; Stoerk, Elisabeth M. Letters to Harry Zohn, 1952–1975, https://hollisarchives.lib.harvard.edu/repositories/24/archival_objects/833835 (Zugriff am 07.10.2024).
- 51 Zweig, Friderike Maria Burger Winternitz, 1882–1971. Poems, 1912–1971, https://hollisarchives.lib.harvard.edu/repositories/24/archival_objects/833571 (Zugriff am 07.10.2024).
- 52 Prater (Anm. 21), 9.

- 53 Joseph Roth Collection 1897–1995, LBI Archives, AR 1764, <https://archives.cjh.org/repositories/5/resources/6801> (Zugriff am 07.10.2024).
- 54 Vgl. Prater (Anm. 21), 40.
- 55 Vgl. Collection Overview, <https://archives.cjh.org/repositories/5/resources/6801> (Zugriff am 07.10.2024).
- 56 Vgl. German and Jewish Intellectual Émigré Collections, Friderike Zweig Papers, 1939–1970, M. E. Grenander Department of Special Collections & Archives, ger103, <https://archives.albany.edu/description/catalog/ger103> (Zugriff am 07.10.2024).
- 57 Vgl. Prater (Anm. 21), 31–39.
- 58 Acquisition Information, <https://archives.albany.edu/description/catalog/ger103> (Zugriff am 07.10.2024).
- 59 Zur Kritik an der Vorstellung archivarischer Neutralität aus feministischer Sicht siehe neben den oben zitierten Texten von Gerhalter, Jank und Schneider/Steinsiek vor allem auch die Schriften von Terry Cook und Joan Schwartz, u. a. Terry Cook: Fashionable Nonsense or Professional Rebirth: Postmodernism and the Practice of Archives. In: *Archivaria* 51, 2001, 14–35; Joan M. Schwartz und Terry Cook: Archives, Records, and Power: The Making of Modern Memory. In: *Archival Science* 2/2002, 1–19; Joan M. Schwartz und Terry Cook: Archives, Records, and Power: From (Postmodern) Theory to (Archival) Performance. In: *Archival Science* 2, 2002, 171–185.
- 60 Schneider und Steinsiek (Anm. 13), 48.
- 61 Evelyn Luef und Katharina Prager: Digitale Transformation als Chance. Gedanken zu frauen- und genderspezifischen Zugängen in der Wienbibliothek im Rathaus. In: *Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare* 75, 2022, 1, 193–205.
- 62 Ebenda, 199.
- 63 Vgl. ebenda, 200.
- 64 Ebenda, 201.
- 65 Ebenda, 195.
- 66 Ebenda, 201f.
- 67 Das Literaturarchiv Salzburg hat 2016 das erwähnte »Tagebuch während des Krieges« angekauft sowie zwischen 2016 und 2023 Briefe an Käthe Braun-Prager, Erich Fitzbauer, Victor Fleischer und Romain Rolland; in Fredonia wurden zuletzt 2022 Briefe Friderike Zweigs an Toni Strassman und Shea Tenenbaum angekauft.
- 68 46 Briefe und Karten von Friderike Zweig an Erich Fitzbauer, LAS, FZ-SEF/B1.
- 69 Vgl. die Volltextsuche und das Personenregister auf www.stefanzweig.digital (Zugriff am 07.10.2024).
- 70 Sowohl die Bestandsbeschreibung des Literaturarchivs Salzburg als auch das gerade entstehende *Finding Aid* der Daniel A. Reed Library in Fredonia verweisen etwa auf den umfangreichen Bestand von Dokumenten Friderike Zweigs in den *Harry Zohn Papers* in der Houghton Library.
- 71 Gerhalter (Anm. 1), 151.
- 72 Vgl. ebenda, 160.
- 73 Der Standard *Ressourcenerschließung mit Normdaten in Archiven und Bibliotheken* (RNAB) definiert: »Die übergeordnete Ressource Bestand ist ein Komplex von Ressourcen gleicher Provenienz. Er wird in der Regel von einer oder einem, gelegentlich auch von mehreren Bestandsbildnerinnen oder Bestandsbildnern überliefert. [...] Bestände sollen in der Regel nach dem Provenienzprinzip als geschlossene Einheiten behandelt werden.« *Ressourcenerschließung mit Normdaten in Archiven und Bibliotheken* (RNAB) für Personen-, Familien-, Körperschaftsarchive und Sammlungen. Richtlinie und Regeln Version 1.1 (Februar 2022), <https://d-nb.info/1271740966/34> (Zugriff am 07.10.2024).
- 74 Vgl. Schneider und Steinsiek (Anm. 13), 48.
- 75 Die Mappe mit Gedichten etwa trägt die Signatur FZ-SDP/W1 für Friderike Zweig – Sammlung Donald Prater.

»Gretl und«.

Übersetzung, Co-Autor:innenschaft und die Reproduktion patriarchaler Konzepte von »Autorschaft« durch das Literaturarchiv am Beispiel von Grete und Josef Leitgeb's Übersetzung von Antoine de Saint-Exupéry: *Der kleine Prinz* (1950)

von Ursula A. Schneider

Ein trügerisches Typoskript

Die Erzählung *Le petit prince* (*Der kleine Prinz*) von Antoine de Saint-Exupéry (1900–1944) ist laut Wikipedia mit 145 Millionen verkauften Exemplaren in 535 Sprachen und Dialekten das nach der Bibel am meisten verkaufte und am meisten übersetzte literarische Werk.¹ Das Buch erschien am 06.04.1943 zugleich in Paris und in New York (in der Übersetzung von Katherine Woods). Beide Ausgaben enthielten die berühmt gewordenen Illustrationen des Autors. Die erste deutschsprachige Übersetzung erschien 1950 im Verlag Arche in Zürich und im Verlag Rauch in Bad Salzbig im deutschen Rheinland,² in der damaligen amerikanischen Besatzungszone, ebenfalls mit den Illustrationen Saint-Exupéry's.



Abb. 1: Erstausgabe 1950, aus dem Besitz der *Bibliothèque de l'Institut Français* Innsbruck.

Das Impressum vermerkte und vermerkt bis heute: »Übertragung ins Deutsche von Grete und Josef Leitgeb«. 2024 gab der Karl Rauch Verlag an, von dieser »klassischen Übersetzung« über 15 Millionen Bücher in unterschiedlichen Ausgaben verkauft zu haben.³ Außerdem bietet der Verlag eine ganze Saint-Exupéry-Reihe an: Hörbücher, Mini-Format-Bücher, Geschenkboxen usw.; im Internet gibt es Kalender, Einkaufstaschen oder Kaffeebecher mit Zitaten aus dieser Übersetzung zu kaufen. Die 15 Millionen verkauften Exemplare im Karl Rauch Verlag machen die deutsche Übersetzung des *Kleinen Prinzen* durch Grete und Josef Leitgeb zum erfolgreichsten literarischen Werk, dessen Manuskript im Forschungsinstitut Brenner-Archiv (FIBA) aufbewahrt wird.

Erst nach Ablauf der Rechte auf Antoine de Saint-Exupéry kamen andere Übersetzungen auf den deutschsprachigen Markt; 2015, im ersten Jahr der Gemeinfreiheit, waren es sieben.⁴ Auch die Erstübersetzung ist weiterhin im Handel verfügbar. Sie prägte Generationen von Leser:innen und ist wortwörtlich »ins kollektive Gedächtnis eingegangen«.⁵

Das Manuskript der Übersetzung ist ein Typoskript (ein blauer Durchschlag) von 55 Blatt, paginiert, gelocht, ohne Titel, ohne Verfasser:innen-Angabe, mit nur wenigen und geringfügigen Korrekturen, die keinen seriösen Hinweis auf eine spezifische Handschrift zulassen. Es befindet sich im (Teil-)Nachlass Josef Leitgeb, der 2001/2002 aus den Händen der Kinder Leitgeb übernommen wurde.⁶

Josef Leitgeb (1897–1952), ein Tiroler Lyriker und Prosaist, ab den 1920er Jahren Mitglied des »Brenner-Kreises« um Ludwig Ficker, war Volksschullehrer, dann Hauptschullehrer und promovierte später in Jus an der Universität Innsbruck.⁷ Seine Mitarbeit an der gegen den Nationalsozialismus gerichteten Zeitschrift *Der Sumpf* 1932 (»zum Teil unter dem Pseudonym Paul Pasquill«)⁸ wird in Artikeln gerne erwähnt; unerwähnt bzw. unproblematisiert bleiben in Kurz-Biografien Leitgeb gerne seine zahlreichen Veröffentlichungen im nationalsozialistischen Deutschland. Seine Ressentiments dem NS-Regime gegenüber dürfte Leitgeb spätestens 1935 aufgegeben haben, als er sich beim Lyrikpreis der Berliner Zeitschrift *Die Dame* bewarb und den zweiten Preis erhielt. In dieser »arisierten« ehemaligen Ullstein-Zeitschrift konnte Leitgeb von da an etliche literarische Veröffentlichungen (Lyrik und Prosa) platzieren. 1940 reichte er das Gedicht *Deutsches Heer 1940 (den Kameraden)* für den Lyrikpreis ein und erhielt den ersten Preis. Zu diesem Anlass wurde er in der *Dame* ganzseitig in der Uniform der Wehrmacht abgebildet.⁹

Für Leon Werth

Ich bitte die Kinder um Verzeihung, dass ich dieses Buch einem Erwachsenen widme. Ich habe eine ernstliche Entschuldigung dafür: dieser Erwachsene ist der beste Freund, den ich in der Welt habe. Ich habe noch eine Entschuldigung: dieser Erwachsene kann alles verstehen, sogar die Bücher für Kinder. Ich habe eine dritte Entschuldigung: dieser Erwachsene wohnt in Frankreich, wo er hungert und friert. Er braucht sehr notwendig einen Trost. Wenn alle diese Entschuldigungen nicht ausreichen, so will ich dieses Buch dem Kinde widmen, das dieser Erwachsene einst war. Alle grossen Leute sind einmal Kinder gewesen (aber wenige erinnern sich daran). Ich verbessere also meine Widmung:

Für Leon Werth,
als er noch ein kleiner Knabe war.

I

Als ich sechs Jahre alt war, sah ich einmal ein prächtiges Bild, in einem Buch über den Urwald, das hiess "Erlebte Geschichten". Es stellte eine Riesenschlange dar, wie sie ein Wildtier verschlang. Hier ist eine Kopie der Zeichnung.

In dem Buche hiess es: "Die Boas verschlingen ihre Beute als Ganzes, ohne sie zu zerbeissen. Daraufhin können sie sich nicht mehr rühren und schlafen sechs Monate, um zu verdauen."

Ich habe damals viel über die Abenteuer des Dschungels gegrübelt und es ist mir gelungen, meine erste Zeichnung mit einem Farbstift zu machen. Meine erste Zeichnung Nr. 1. So sah sie aus:

Ich habe den grossen Leuten mein Meisterwerk gezeigt und habe sie gefragt, ob ihnen meine Zeichnung nicht Angst mache.

Sie haben mir geantwortet: "Worum soll uns ein Hut Angst machen?"

Meine Zeichnung stellte nicht einen Hut dar. Sie stellte eine Riesenschlange dar, die einen Elefanten verdaut. Ich habe dann das Innere der Boa gezeichnet, damit es die grossen Leute verstehen. Sie brauchen

13/4-53

Eine NSDAP-Mitgliedschaft Leitgeb's konnte nicht bestätigt werden.¹⁰ Nach Kriegsende wurde er »Stadtschulinspektor in Innsbruck«, 1946 »Präsident der Innsbrucker Volkshochschule«, 1948 für die lokale Literatur einflussreicher Mit-Herausgeber des vom Land Tirol finanzierten Jahrbuchs *Wort im Gebirge. Schrifttum aus Tirol*, 1950 erhielt er den Großen Österreichischen Staatspreis



Abb. 3: *Die Dame*, H. 23, 1940, 7; Foto: Barbara Lüdecke.

für Literatur, 1952, kurz vor seinem Tod, den Berufstitel Professor.¹¹ Das FIBA hat Leitgeb mit einer 5-bändigen Werkausgabe gewürdigt.¹² Josef Leitgeb's Werk ist seit dem 01.01.2023 gemeinfrei.

Die Bestandsverzeichnisse des FIBA sind auf seiner Homepage publiziert (unter »Bestände«, die Bestände nach Bestandsbildner:innen alphabetisch).¹³ Das Typoskript der Übersetzung von *Der kleine Prinz* ist im Bestandsverzeichnis Josef Leitgeb unter »Werke« repräsentiert; es gibt keinen Hinweis darauf, dass es weitere Co-Autor:innen gibt, was bedeutet, dass Josef Leitgeb als alleiniger Autor nachgewiesen wird.



Abb. 4: Nachlassverzeichnis Josef Leitgeb, <https://www.uibk.ac.at/de/brenner-archiv/bestaende/leitgeb/> (Zugriff am 10.11.2024).

Das entsprechende Katalogisat im Verbundkatalog (AC14428475A) folgt inhaltlich dem Verzeichnis des FIBA, mit dem Unterschied, dass hier immerhin der Autor Saint-Exupéry genannt wird. Grete Leitgeb, die in über 15 Millionen verkauften Exemplaren des Buches als Co-Übersetzerin aufscheint, fehlt in beiden Fällen. Eine nähere Betrachtung der Begleitumstände der Werkentstehung zeigt: Das Ausmaß der Fehl-Repräsentation geht noch viel weiter.

Rekonstruktion des Entstehungskontextes. Eine Spurensuche

Mein Interesse an der Übersetzung des *Kleinen Prinzen* durch Grete und Josef Leitgeb geht auf eine Bemerkung des Gründers und ersten Leiters des Brenner-Archivs Walter Methlagl zurück. Vor vielen Jahren sagte Methlagl nebenbei, Josef Leitgeb habe mit seiner Frau Grete den *Kleinen Prinzen* von Saint-Exupéry übersetzt; er fügte hinzu: Josef Leitgeb konnte kein Französisch, seine Leistung hätte darin bestanden, ihre Übersetzung stilistisch zu überarbeiten. Diese Aussage habe ich nicht vergessen. Es schien unglaublich: Hat Josef Leitgeb tatsächlich das Französische nicht beherrscht? Oder wenn doch: Wie gut waren seine Sprachkenntnisse? Und vor allem: Was war Grete Leitgeb's Rolle? Woher konnte sie Französisch? Was hat sie noch anderes geschaffen an literarischen Werken und Übersetzungen?

Für den vorliegenden Beitrag machte ich mich auf die Spurensuche. Walter Methlagls Angabe zu den Sprachkenntnissen Josef Leitgeb's findet sich in der Sekundärliteratur wieder. Roger Vorderegger zitiert in einem Aufsatz im verdienstvollen Band *Bonjour Autriche* über die Kultur der Zeit der französischen Besetzung in Tirol 1945–1955 die Diplomarbeit von Johanna Agnes Müller. Diese weise »materialreich nach, dass Josef Leitgeb, der kein Französisch konnte, mit seiner dichterischen Umformulierung der Erstübersetzung seiner Frau immer näher beim Original lag als sie«. ¹⁴ Diese Spur führt zu Müller, die sich im Hinblick auf die Französischkenntnisse Josef Leitgeb's und die Umstände der Übersetzung auf (leider zum Teil unzureichend nachgewiesene) Interviews mit und Briefe von Zeitzeug:innen bezieht. Der Sohn Eckart Leitgeb gab ihr gegenüber an, die »Französischkenntnisse« seines Vaters hätten »sich [...] nur auf ein Minimum« beschränkt. ¹⁵ Die Schriftstellerin Gertrud Fussenegger wird aus einem Brief wie folgt zitiert:

»Ich war etwas erstaunt, daß er aus dem Französischen übersetzt, ohne Französisch zu können und indem er sich auf die Grundübersetzung seiner Frau verläßt. Ich dachte dann: die beiden sind so sehr miteinander vertraut, daß ihnen das bis in die Nuance gelingen wird.« ¹⁶

Wie die gemeinsame Arbeit an den Übersetzungen vonstattenging, ist in den publizierten Erinnerungen von Renate Lichtfuß, ab 1954 Leiterin der *Bibliothèque* des kulturpolitisch einflussreichen *Institut Français* in Innsbruck, belegt: »Grete Leitgeb übersetzte den *Kleinen Prinzen* von Saint-Exupéry, dem dann ihr Mann die dichterische Gestaltung gab.« ¹⁷ Sandra Unterweger beschreibt die Arbeitsweise des Ehepaares Leitgeb am Beispiel des ersten von ihnen gemeinsam übersetzten Saint-Exupéry-Textes *Lettre à un otage* (dt. *Brief*

an einen Ausgelieferten, später unter dem Titel *Bekenntnis einer Freundschaft*). Unterweger bezieht sich auf ein »Tagebuch Josef Leitgeb«, eigentlich Tagesnotizen, die am FIBA lediglich in der Kopie einer Abschrift vorliegen:

»Am 1. Mai 1946 begann Leitgeb mit der Arbeit an der Überarbeitung des Textes, den seine Frau in nur einer Woche übersetzt hatte. Am 7. Mai 1946 hatte Leitgeb die Bearbeitung bereits abgeschlossen, seine Frau Grete schrieb den Text ins Reine.«¹⁸

Maurice Besset, später Leiter des *Institut Français*, las und korrigierte die gemeinsame Übersetzung.¹⁹ Sie erschien 1948 mit der Angabe »Ins Deutsche übertragen von Josef Leitgeb« ebenfalls bei Rauch in Boppard am Rhein,²⁰ sowie in der Zeitschrift *Wort und Tat*, dort mit derselben Angabe im Nachsatz.²¹ Josef Leitgeb hielt im Rahmen einer Veranstaltung vermutlich des *Institut Français* am 19.08.1947 im Stubaital eine Autorenlesung, bei der er Teile der Übersetzung vortrug.²² Ludwig Ficker schrieb einen begeisterten Brief an ihn (»Was davon in der Reminiscenz Saint-Exupérys, dieses wahren Avantgardisten, bezaubernd vorbildlich in Erscheinung tritt, hat in dem Deutsch Ihrer Nachschöpfung offenbar überzeugende Resonanz und damit bezwingenden Ausdruck gefunden [...]«).²³

Wer war Grete Leitgeb?

Diese Frage hat sich bisher noch nie jemand gestellt. Grete Leitgeb wurde als Margarethe²⁴ Ritter am 12.02.1903 in Innsbruck geboren.²⁵ Sie war die »Tochter [des] aus Liechtenstein stammenden Innsbrucker Rechtsanwalts«²⁶ und ehemaligen Liechtensteinischen Premierministers²⁷ Dr. Martin²⁸ Ritter und der Auguste Fischer, verh. Ritter.²⁹ Die Ritters lebten im Zentrum von Innsbruck, in der Anichstraße 4, wo Martin Ritter auch seine Kanzlei hatte.³⁰ Grete Ritter hatte mindestens einen Bruder, Fritz³¹, geb. 1900. Sie absolvierte in der Schweiz das französische Abitur,³² war also vermutlich in einem für das Großbürgertum standesgemäßen Mädchenpensionat in der französischen Schweiz erzogen worden und damit zweisprachig. Nach dem Abitur studierte sie in Innsbruck Französisch und Englisch. Möglicherweise um die Einwilligung der Familie des Juristen und ehemaligen Premierministers zur Heirat zu erhalten, studierte der nicht standesgemäße Josef Leitgeb, Sohn eines Bahnbeamten und selbst Volksschullehrer, Jus. Sie heiratete ihn im Jahr seiner Promotion 1925.³³ Fotos des bekannten Fotostudios Defner von 1928 zeigen eine ernste junge Frau mit der modernen städtischen Frisur: Bubikopf und Wasserwelle. Sie trägt eine einfache Bluse und keinen Schmuck.³⁴



Abb. 5: Foto Defner 1928, FIBA, Nachl. Erich Lechleitner, Sig. 128-066-015.

Die Kinder Christoph (1927), Eckart (1930) und Brigitte (1936) wurden geboren.³⁵ Grete Leitgeb's Bruder Fritz floh 1938 nach Vaduz in Liechtenstein.³⁶ Ihr Mann Josef Leitgeb war zwischen 1939 und 1943 bei der Deutschen Wehrmacht eingezogen, v. a. als Funker. Er kam 1943 zurück nach Innsbruck, wo er Leiter einer militärinternen Sendestation zur Übermittlung von Nachrichten wurde.³⁷ Ob sie die politische Anpassungsfähigkeit ihres Mannes teilte oder die Ansichten ihres Bruders, wissen wir nicht. Ihre Erziehung war sicherlich schweizerisch/liechtensteinisch und frankophil. Ebenso wenig wissen wir, ob sie die männliche Kulturideologie ihres Mannes³⁸ und sein im Leben und in der Literatur betontes traditionelles Verständnis einer Geschlechterordnung und sein sexualisiertes Frauenbild³⁹ teilte oder anzog. In den NSDAP-Akten im Deutschen Bundesarchiv ist Grete Leitgeb, geb. Ritter, nicht erfasst.⁴⁰ Der älteste Sohn Christoph wurde 1945 zur Deutschen Wehrmacht eingezogen und blieb vermisst. Die Abschriften der Tagesnotizen ihres Mannes aus

den Jahren 1945–1950 zeigen, dass Grete Leitgeb eine passionierte Pianistin war. Ihr Mann, der Cello spielte, musizierte mit ihr zu zweit, in Trios oder Quintetten. Sie hatte mehrere Partner:innen für das vierhändige Spiel. Ihre musikalischen und kulturellen Aktivitäten fanden selbst im Frühjahr 1945 ununterbrochen statt. Ebenso werden Haushaltstätigkeiten erwähnt: Kochen und Backen, Fleisch Einwecken, Waschatag.⁴¹ Sie erzog mit einiger Sicherheit die Kinder selbst. Die Tagesnotizen ihres Mannes berichten, wenn auch selten, von Bergtouren, die sie gemeinsam mit Freund:innen unternahm. Die Leitgebts wohnten in einer Villa am Hohen Weg in Innsbruck-Mühlau,⁴² deren Eigentümerin sie war: Das *Verzeichnis der Hauseigentümer in Mühlau* nennt als Besitzerin »Leitgeb Margarethe, Hauptschullehrersgattin«.⁴³ Der einflussreiche *Directeur de l'Institut Français* in Innsbruck, der junge Maurice Besset – 1921 geboren und damit nur sechs Jahre älter als der im Krieg vermisste Sohn Christoph –, wohnte zu Beginn des Aufenthalts in Innsbruck im selben Haus.⁴⁴ Zur gleichen Zeit wohnte auch Grete Leitgebts Vater (vielleicht auch ihre Mutter) an dieser Adresse.⁴⁵ Sie selbst war eine »treue Besucherin der Institutsbibliothek« des *Institut Français*, das sich in fußläufiger Nähe zum Wohnort auf der anderen Innseite befand, und sie besuchte »Sprach- und Literaturkurse am Institut«.⁴⁶ Ihr Französisch war »sehr fundiert«.⁴⁷ Grete Leitgeb starb 99-jährig am 25.04.2002 – sie war 50 Jahre lang Witwe des Dichters. Erst kurz vor ihrem Tod übergab sie eine Auswahl an Materialien aus dem Nachlass von Josef Leitgeb an das Archiv.⁴⁸ In Briefen aus den Jahrzehnten nach seinem Tod spricht sie – ohne danach gefragt zu werden – immer wieder trauernd von ihm.⁴⁹

... nochmal zum Manuskript ...

Dies deckt sich mit den in der Sekundärliteratur zitierten Aussagen, dass die Beziehung zwischen Grete Leitgeb und ihrem Mann sehr eng gewesen sein muss.⁵⁰ Johanna Agnes Müller schreibt in ihrer Diplomarbeit (leider ohne Nachweis), dass Grete Leitgeb ihren Mann, der sich 1946–1950 immer wieder in Schaffenskrisen befand, zur »Übertragung der Werke Saint-Exupérys und [André, US] Gides animiert« habe.⁵¹ Vielleicht spielte dabei auch eine Rolle, dass die

»französische Besatzungszeit in Tirol und Vorarlberg [...] eine Zeit des kulturellen Aufbruchs [war]. Das [...] Fehlen von festen Gefügen und das Vakuum nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft schuf [...] auch Möglichkeiten für Kunst und Literatur, sich neu zu orientieren und neu zu erfinden.«⁵²

Nach dem erwähnten *Lettre à un otage* von Saint-Exupéry (1946) übersetzten die Eheleute Leitgeb – in der gleichen Arbeitsteilung wie oben beschrieben – 1948 die Erzählung *Theseus* von André Gide.⁵³ Von dieser Übersetzung berichtet Josef Leitgeb in seinen Tagesnotizen, dass Grete Leitgeb sie am 17. Jänner 1948 »dem Frl. Wöss« diktiert habe.⁵⁴ Das bedeutet, dass sie auch bei diesem Werk nach Abschluss ihrer Erstübersetzung am weiteren Entstehungsprozess beteiligt war. Das, was sie der Sekretärin der Innsbrucker Volkshochschule diktierte, wird wohl das Manuskript der Überarbeitung ihres Mannes gewesen sein. Dass die beiden die Überarbeitung (wie bereits im Falle der *Briefe an einen Ausgelieferten*) gemeinsam durchgesprochen hatten, ist anzunehmen. Auch musste Grete Leitgeb, um sie diktieren zu können, Wort für Wort kennen und – wir nehmen es aufgrund der beschriebenen Arbeitsweise der Leitgeb's an – gutheißen.

Dieses von Frau Wöss getippte Typoskript ist mit einiger Sicherheit das, was im Bestand Josef Leitgeb unter der Sig. 024-003-1-82 zu finden ist.⁵⁵ Es trägt in Josef Leitgeb's Handschrift in schwarzer Tinte Verbesserungen sowie die Verfasserangabe »Ins Deutsche übertragen von / J. Leitgeb.« Mit rotem Buntstift fügte Josef Leitgeb später hinzu: »Gretl u.« Der *Theseus* von Gide erschien nie, denn im März erhielten die Leitgeb's eine Mitteilung von »André Gide's Schwiegersohn [...], Curtius habe den ›Theseus‹ schon übersetzt.«⁵⁶

Die Übersetzung des *Kleinen Prinzen* entstand vor dem 18. Juli 1948. In den Tagesnotizen von Josef Leitgeb ist unter diesem Datum zu lesen:

»Ich habe ›Le petit Prince‹ von Exupéry, das Gretl ins Deutsche übersetzt hat, auch übertragen, – es ist entzückend und die Arbeit hat mich begeistert. Auch viele Leute scheinen davon entzückt zu sein.«⁵⁷

Mehr Informationen gibt es dazu nicht. Grete Leitgeb, die »Übersetzerin«, dürfte ihren Mann also erneut zu einer »Übertragung« animiert haben. Gut möglich, dass die Anregung zu übersetzen von Maurice Besset kam. Immerhin dürfte dieser in den Kontakt zum Karl Rauch Verlag eingebunden gewesen sein, denn Josef Leitgeb notiert am 9. August 1948:

»Karte vom Rauch-Verlag: er hat das Manuskript ›Der kleine Prinz‹ noch immer nicht bekommen, – habe es seinerzeit dem Besset gegeben.«⁵⁸

Grete Leitgeb war bei der Auswahl der zu übersetzenden Texte sicherlich eingebunden, wenn sie – Leserin der französischen Gegenwartsliteratur in der Bibliothek des *Institut Français* – sie nicht sogar selbst übernahm. Dass die

deutschsprachige Leserschaft nach all den Jahren des Abgeschnitten-Seins von der aktuellen literarischen Entwicklung Rest-Europas und der USA gierig nach Übersetzungen griff, ist bekannt und lag nahe. Zudem verbreitete »Antoine de Saint-Exupéry [...] in seinem Werk die Botschaft der Humanität und Mitmenschlichkeit, was angesichts der Gräueltaten des Zweiten Weltkriegs vielen Menschen Trost und Zuversicht spendete.«⁵⁹ Geld verdienten die Leitgeb's damit trotzdem keines: Laut Aussagen von Leitgeb's Sohn soll der Vater (!) für die Übersetzung 200 Mark ausbezahlt bekommen haben.⁶⁰ Die Abläufe der gemeinsamen Übersetzungsarbeit und die Korrekturgänge miteinander und mit anderen dürften so abgelaufen sein wie im Fall der anderen Übersetzungen.⁶¹

Johanna Agnes Müller vergleicht in ihrer Diplomarbeit auf über 80 Seiten und in hunderten Beispielen die als Typoskript mit der Sig. 024-002-1-57 vorliegende Übersetzung mit dem Druck des *Kleinen Prinzen*.⁶² Sie nimmt aufgrund ihrer Vergleiche an, dass es sich bei dem Typoskript um die Erstübersetzung – in ihren Worten: »Grobübersetzung« – von Grete Leitgeb handelt.⁶³ Das Typoskript, das im Archiv also als alleiniges Werk Josef Leitgeb's verzeichnet ist, stammt ihrer (durchaus überzeugenden) Interpretation nach tatsächlich von Grete Leitgeb allein. Doch selbst wenn dies nicht so wäre, handelte es sich um das Ergebnis der Zusammenarbeit von Grete und Josef Leitgeb. Keine denkbare Variante ließe es zu, das Typoskript als alleiniges Werk von Josef Leitgeb zu bezeichnen. Dieser Text ist allerdings nicht das, was man sich unter einer »Grobübersetzung« vorstellt. Es handelt sich um eine gültige und als solche lesenswerte, grammatikalisch korrekte literarische Übersetzung. Als Illustration soll ein berühmtes Beispiel genannt werden.

französisches Original

»– Adieu, dit le renard.
Voici mon secret. Il est
très simple: on ne voit
bien qu'avec le coeur.
L'essentiel est invisible
pour les yeux.«

Typoskript 024-002-1-57

»»Adieu«, sagte der
Fuchs. »Hier ist mein
Geheimnis. Es ist ganz
einfach: man sieht nur
mit dem Herzen gut.
Das Wesentliche ist für
die Augen nicht sicht-
bar.«

deutschsprachige EA

»»Adieu«, sagte der
Fuchs. »Hier mein Ge-
heimnis. Es ist ganz ein-
fach: man sieht nur mit
dem Herzen gut. Das
Wesentliche ist für die
Augen unsichtbar.«⁶⁴

Bereits Müller weist darauf hin, dass Änderungen durchaus auch vom Lektorat des Rauch Verlags angebracht hätten werden können, was bedeutet, dass nicht alle »dichterischen Umformulierungen« gezwungenermaßen

auf Josef Leitgeb zurückgehen müssen; aber zugleich schreibt sie davon, dass Saint-Exupéry und Josef Leitgeb »Verwandte im Geiste sind«. ⁶⁵

Hinter Aussagen wie letzteren, aber auch im archivarischen Versäumnis, die Übersetzung korrekt auszuweisen, steckt eine Kulturideologie. Es stellt sich die Frage, warum auf der einen Seite eine nicht existente Verbindung von Leitgeb zu Saint-Exupéry behauptet und auf der anderen Seite die tatsächliche Kooperation mit Grete Leitgeb unterschlagen wird. Eine mögliche Antwort darauf wäre, dass die Assoziation mit einem großen männlichen Autor (Saint-Exupéry) Josef Leitgeb im Kanon »nach oben hebt«, während die Assoziation mit einer völlig unbekannten Autorin (seiner Ehefrau Grete Leitgeb) ihn »nach unten zieht«. Das Vorurteil, dass die Arbeit einer Frau (auch als Übersetzerin) von vornherein minderwertig ist im Vergleich zur Arbeit eines Mannes (des Dichters, des »Genies«), ⁶⁶ selbst wenn sie die Sache beherrscht und er nicht, findet sich im Kosmos der Leitgeb-Rezeption – wie zitiert – immer wieder. Das Bild des männlichen Künstlers, des »Genies«, ist – wie u. v. a. der im *Brenner* vor 1926 deutlich rezipierte und eine ganze Generation von männlichen Schriftstellern prägende Otto Weininger in seinem Buch *Geschlecht und Charakter* (1903) vorexerzierte ⁶⁷ – ein Männlichkeitskonzept, das Frauen aus der kulturellen Produktion ausschließt. Zugleich wird in diesem Konzept der Stoff, die Sprache, weiblich vergeschlechtlicht und als weibliches Element wiederum vom männlichen Künstler überwältigt und bezwungen. »Entsprechend Wilhelm von Humboldts These von der männlichen formenden Kraft, die den weiblichen Stoff bändigt, argumentiert etwa auch Karl Kraus [...]. Die weibliche Sprache stelle alles zur Verfügung, es sei die Aufgabe des richtigen Mannes sie richtig zu formen [...].« ⁶⁸

Selbst bei Beibehaltung der traditionellen Autorschafts-Konzepte wurde bereits 1953 die Zusammenarbeit der Leitgeb's moderner beschrieben als von Müller oder Vorderegger:

»Die Tatsache, dass Josef Leitgeb eine dichterische Übertragung des »Kleinen Prinzen« gelungen ist – wir wollen dabei den großen Anteil seiner Frau im rein philologischen Bereich nicht vergessen –, offenbart eben das ursprüngliche Verhältnis des Dichters zur schuldlosen Natur des Kindes.« ⁶⁹

Immerhin, »philologisch« bedeutet hier wohl zumindest: korrekt.

Gender und Genre – und Konzepte von Autorschaft

Gerade im Zusammenhang mit dem Mythos des »Autors« sind literaturwissenschaftliche Untersuchungen zu literarischer Co-Autor:innenschaft, Co-Kreativität oder »Multiple Authorship« ergiebig,⁷⁰ wobei natürlich eine Übersetzung schon einen Sonderfall von Co-Autor:innenschaft darstellt.⁷¹ Allerdings hat unsere Kultur ein blindes Auge Co-Autor:innenschaft gegenüber. Grund dafür ist auch hier die aus der Zeit der Spätaufklärung stammende Idee vom männlichen Autor als aus sich selbst zeugender, origineller und einzelner Schöpfer. Sie hat z. B. noch Nachhall im »et al.« zahlloser Bibliografien und Bibliothekskataloge. Erst seit Kurzem werden im österreichischen Verbundkatalog der wissenschaftlichen Bibliotheken Autor:innen genannt, die in Publikationen (zumeist des Alphabets wegen) an zweiter oder dritter Stelle stehen (!). Es war jahrzehntelang selbstverständlich, dass die Co-Autor:innenschaft nicht repräsentiert und einem Teil einer Zweiergruppe grob Unrecht getan wurde.

Die traditionelle Autorkonzeption – der »Autor« als spezifische Ausprägung der Männlichkeit – verträgt sich also mit der Idee von einer gleichberechtigten Co-Kreativität gar nicht, es sei denn punktuell und mit einem anderen Heros des Geistes (»Schlegel-Tieck-Ausgabe«). Doch nicht nur künstlerisch, auch sozial ist »der Autor« einsam und nicht kompatibel mit den Niederungen des Alltags, die von Personal – siehe Grete Leitgeb – bewältigt werden. Denn Grete Leitgeb wirkte nicht nur als Übersetzerin (zurzeit sind uns drei Werke bekannt, s. o.), sondern leistete die familiäre Reproduktions- und Care-Arbeit; und sie war bei Josef Leitgeb's literarischem Schaffen in dienender Rolle tätig. Die Tagesnotizen ihres Mannes belegen nur für das erste Quartal 1951, dass er ihr einen Artikel für eine Zeitschrift diktierte (29.01.1951) und dass sie für eine Neuauflage eines Buches von ihm die Fahnenkorrektur selbständig vornahm (08.03.1951).⁷²

Eine weitere Folge der romantischen Künstler-Konzeption war die genderspezifische Aufteilung von Genres. Als noch vereinbar mit dem »weiblichen Geschlechtscharakter«⁷³ galten in der Bildenden Kunst Porträts und Genrebilder (und keine Akte oder Historienmalerei); in der Musik kleine Klavierstücke oder Lieder (und nicht die »männlichen« Opern oder Symphonien); und in der Literatur Briefe (als Nachbildungen des Lebens) und Übersetzungen (als Nachbildungen von bekannten Werken von Männern). »Ich glaube, das Übersetzen ist eigentlich mehr ein Geschäft für Frauen als für Männer, gerade weil es uns nicht gegeben ist, etwas Eigenes hervorzu-bringen«, schrieb die Übersetzerin Dorothea Tieck (1799–1841), Tochter des Romantikers Ludwig Tieck, 1831 in einem Brief.⁷⁴

Die genderspezifische Aufteilung der literarischen Gattungen und ihre Folgen für die Biografien von Autorinnen und für die Literaturgeschichte wurden schon in den Anfängen der genderorientierten Literaturwissenschaft beschrieben. Die Arbeit von Übersetzer:innen von Literatur ist »unglamourös«⁷⁵ und galt lange Zeit eben nicht als »etwas Eigenes« – deshalb stand sie Frauen offen. Und es gab im Bereich der literarischen Übersetzung – die ja ohnehin eine Nische war – dazu noch eine für Frauen nachteilig wirkende Tradition: Es war im 18. und 19. Jahrhundert durchaus üblich,

»Gehilfen zu beschäftigen. Gerade für Frauen, die in diesem Handwerk häufig tätig waren, war es partout kein Einzelfall, einem zumeist männlichen Unternehmer unterstellt zu sein. Auch auf Dorothea Tieck trifft dieses Verhältnis zu. [...] Mit Blick auf ihre Arbeit ist ferner von Belang, dass ihre Übertragungen stets begutachtet und gar überarbeitet wurden.«⁷⁶

Auch die strukturelle Diskriminierung und Abwertung von Autorinnen, und zwar sowohl bei der Produktion wie auch der Rezeption, ist Folge der Autorkonzeption. Das unausgesprochene und unreflektierte »Geschlechterwissen«, in dem »Verschiedenes gewusst und damit auch potentiell »wirklich« wird«,⁷⁷ schreibt den kulturellen Protagonist:innen biografische und ästhetische Interpretationslinien vor. Das gilt auch für das Literaturarchiv, denn wir dürfen nicht vergessen, dass der Geniebegriff in der Geschichte der Institution Literaturarchiv eine zentrale Rolle gespielt hat und immer noch spielt.

Wenn dem nicht aktiv entgegengewirkt wird, werden in einem Literatur- bzw. Kulturarchiv die vorhandenen intersektionalen (patriarchalen, rassistischen, kolonialen, klassistischen) Machtstrukturen und Vorstellungen von »Autorschaft« reproduziert.⁷⁸

Zusammenfassung und Ausblick

Wie auch immer man Konzepte von der »geistigen Nähe des Dichters zum Dichter« und die Qualität von Josef Leitgeb's »Übertragungen« und Grete Leitgeb's »Übersetzungen« beurteilen mag: Wenn man die heute gängigen Hinweise zu Co-Autor:innenschaft⁷⁹ zu Rate zieht, müsste man Grete Leitgeb als »Erstautorin« (Herstellerin von Kontakten, Initiatorin, Verfasserin der ersten Fassung, Redakteurin der Überarbeitung und vermutlich auch Letztkorrekturin) bezeichnen, Josef Leitgeb bestenfalls als »Zweitautor« (vermutlich Pflege von Kontakten, sprachliche Überarbeitung der ersten Fassung, Redaktion der Überarbeitung).

Das Tragische an dem Beispiel der Erschließung und Verzeichnung des Übersetzungsmanuskripts des *Kleinen Prinzen* ist, dass nicht nur die Familie, sondern auch das Archiv bzw. dessen Repräsentant:innen die althergebrachte Sicht automatisch weiter tradiert, sie fixiert und damit eine Leistung unsichtbar macht. Grete Leitgeb war eine ausgebildete Frau, die ihre Arbeit hinter die ihres Mannes zurückstellte.⁸⁰ Ihre kulturelle Leistung zu zeigen – wenn auch nur in einer Zeile in einem Verzeichnis oder einem Eintrag im Bibliothekskatalog für Nachlässe – wäre die Aufgabe für jedes Literaturarchiv. Für ein genderpolitisch und wissenschaftlich korrektes Verhalten wäre im vorliegenden Fall nicht einmal weitergehende Forschungsarbeit nötig gewesen. Die Angaben im Nachlassverzeichnis und im Katalog widersprechen den offensichtlichen Befunden – nämlich dem Buch und den Publikationen aus dem Umfeld des eigenen Instituts. Vielleicht wäre das Interesse an dieser speziellen Kooperation und an einem eventuell vorhandenen weiteren Werk Grete Leitgebts dergestalt, dass es auf das Archiv zurückwirken könnte: Die Frage an die Familie, ob Grete Leitgeb noch mehr übersetzt hat, ob sie selbst geschrieben hat – immerhin verrät ihre Übersetzung eine geübte Formuliererin – sollte gestellt werden. Vielleicht findet sich nichts mehr, vielleicht ist aber Unveröffentlichtes zu entdecken. Ein Desiderat ist auch ein Eintrag für Grete Leitgeb im *Lexikon LiteraturTirol*. Und man könnte bei Führungen durch das Archiv nicht nur das Typoskript zeigen, sondern auch die Geschichte dazu erzählen, mit dem Hinweis, wie stark die Überlieferungskultur durch gesellschaftlich vorgeprägte Annahmen gelenkt wurde und nach wie vor wird.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Wikipedia-Artikel »Le petit prince«, https://fr.wikipedia.org/wiki/Le_Petit_Prince (Zugriff am 13.09.2024). Nach Abschluss des vorliegenden Aufsatzes wurde mir bekannt, dass Ende November 2024 eines von drei Manuskripten des *Petit Prince* auf der Kunstmesse in Abu Dhabi versteigert werden soll, der Ausrufungspreis liegt bei 1,16 Millionen Euro. Vgl. N.N.: Buchhändler versteigert Originalmanuskript von »Der kleine Prinz«. In: Die Zeit, 24.10.2024, Zeit online (Zugriff am 03.12.2024).
- 2 Vgl. Wikipedia-Artikel »Der kleine Prinz«, https://de.wikipedia.org/wiki/Der_kleine_Prinz (Zugriff am 13.09.2024).
- 3 Karl Rauch Verlag: Geschichte, <https://karl-rauch-verlag.de/verlag/geschichte.html> (Zugriff am 13.09.2024).
- 4 Darunter waren u. a. Übersetzungen von Hans Magnus Enzensberger oder Peter Sloterdijk. Vgl. Vera Elisabeth Gerling: Sieben auf einen Streich! – Welchen Prinzen hätten Sie denn gerne? Vera Elisabeth Gerling über sieben Neuübersetzungen von Antoine de Saint-Exupéry's *Der kleine Prinz*. In: ReLü – Rezensionsschrift für Literaturübersetzung, 20.12.2015, <http://www.relue-online.de/2015/12/sieben-auf-einen-streich-welchen-prinzen-haetten-sie-denn-gerne/> (Zugriff am 27.06.2024). Hier ist auf einen (bislang unveröffentlichten) Übersetzungsvergleich hinzuweisen, den Annette Steinsiek gemeinsam mit Nicolas Brugger unternommen hat.

- 5 Marion Herbert: »Heißt zähmen vertraut machen?« – *Der Kleine Prinz* neu übersetzt. Marion Herbert über ihre Annäherung an das Verb *apprivoiser* bei Antoine de Saint-Exupéry's *Der kleine Prinz*. Ein Werkstattbericht. In: ReLü, 21.09.2016, <http://www.relue-online.de/2016/09/heisst-zaehmen-vertraut-machender-kleine-prinz-neu-uebersetzt/> (Zugriff am 19.05.2023).
- 6 Vgl. die Erwerbsakten im FIBA. Der Nachlass ist feingeordnet, er umfasst acht Kassetten, davon drei mit Werken, die chronologisch angeordnet sind. Vgl. das von Anton Unterkircher erstellte Nachlassverzeichnis, <https://www.uibk.ac.at/de/brenner-archiv/bestaende/leitgeb/> (Zugriff am 24.06.2024). Der Bestand ist unvollständig, es fehlen u. a. die Lebensdokumente oder die Briefe von und an Grete Leitgeb. Die Rechte blieben in der Familie.
- 7 Im Altbestandskatalog der Universitäts- und Landesbibliothek Innsbruck ist keine Dissertation von Josef Leitgeb aufzufinden.
- 8 Eintrag zu Josef Leitgeb. In: Lexikon LiteraturTirol. Hg. v. FIBA, Universität Innsbruck, <https://literaturtirol.at/lexikon/419> (Zugriff am 26.06.2024).
- 9 Neben dem Foto findet sich die Angabe, dass Leitgeb zuvor bereits »zweimal« (!) »unter den Preisträgern des Lyrik-Preisausschreibens« gewesen war (*Die Dame*, H. 23, 1940, 7). Die (viel kleineren) Fotos der anderen Preisträger:innen zeigen von den vier weiteren Männern (Georg von der Vring, Wolf v. Niebelschütz, Bodo Schütt, Artur Zickler) drei in Uniform, die Preisträgerin (Ruth Schaumann) im Dirndl und mit einem ihrer Kinder. Vgl. ebenda, 32.
- 10 Vgl. E-Mail vom Deutschen Bundesarchiv an Ursula Schneider, 08.06.2023. Hierbei ist jedoch zu beachten, dass nur etwa 80 % der Akten überliefert sind. Josef Leitgeb betreffend gibt es nur eine Karteikarte des NS-Lehrerbundes (vom Sommer 1938). Er muss jedoch Mitglied der Reichsschrifttumskammer gewesen sein, sonst hätte er nicht publizieren dürfen, doch fehlen (auch?) hier die Akten. Das könnte allerdings an der konfliktbehafteten Geschichte der Reichsschrifttumskammer Tirol und Vorarlberg liegen. Vgl. dazu: Nikolaus Hagen: Nationalsozialistische Kulturpolitik in Tirol und Vorarlberg. Innsbruck; Wien: Studienverlag 2022 (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 30), 193–208.
- 11 Die Daten: Lexikon LiteraturTirol (Anm. 8).
- 12 Josef Leitgeb: Gesammelte Werke. Hg. v. Walter Methlagl, Manfred Moser und Hans Prantl. Innsbruck: Tyrolia 1997–2005.
- 13 Diese Verzeichnisse sind als Volltexte durchsuchbar und werden automatisch von crawlern von Suchmaschinen indexiert. Das ist insbesondere bei der (google-)Suche nach Personen oder Werktiteln ein großer Vorteil.
- 14 Roger Vorderegger: Intellektuelle Publizistik als friedenspolitische Aufgabe. Die Zeitschrift *Wort und Tat* im Kontext des geistig-kulturellen Klimas der Nachkriegszeit. In: Sandra Unterweger, Roger Vorderegger und Verena Zankl (Hg.): *Bonjour Autriche. Literatur und Kunst in Tirol und Vorarlberg 1945–1955*. Innsbruck; Wien; Bozen: Studienverlag 2010 (Edition Brenner-Forum 5), 315–360, hier 359.
- 15 Johanna Agnes Müller: »An einen fernen Stern ...« Josef und Grete Leitgeb's Übertragung des »Kleinen Prinzen« aus dem Französischen. Innsbruck: Diplomarbeit 2005, 15.
- 16 Gertrud Fussenegger an Johanna Agnes Müller, 26.05.2004. In: Müller (Anm. 15), 16. Fussenegger war zumindest im Zeitraum 1946–1948 mit den Leitgeb's in Kontakt, wie die Abschriften der Tagesnotizen 1945–1952 von J. Leitgeb bezeugen, u. a. 22.05.1946, 30. oder 03.–08.08.1948, 51. FIBA, Nachl. J. Leitgeb, Sig. 024-004-4-17.
- 17 Renate Lichtfuß: Erinnerung. In: *Bonjour Autriche* (Anm. 14), 11–15, hier 14.
- 18 Sandra Unterweger: *Rendezvous mit Frankreich. Französische Literatur in Tirol und Vorarlberg*. In: *Bonjour Autriche* (Anm. 14), 245–277, hier 268. Das Nachlassverzeichnis Leitgeb spricht von »Kopien der Abschriften aus den Tagebüchern«, wobei der von Leitgeb selbst gebrauchte Terminus »Tagesnotizen« zutreffender ist. Die Abschriften zu den Jahren 1945–1952 finden sich unter der Sig. 024-004-4-17. Obwohl J. Leitgeb in diesen Abschriften unter dem Datum 22.07.1945 (S. 24) angibt, er habe »[d]amit begonnen, frühere Tagesnotizen auf der Maschine abzuschreiben (1916)«, ist es möglich, dass die Abschriften 1945–1952 nicht von ihm selbst stammen. Die Abschriften zeigen

- ein spezifisches Tipp-Verhalten: Vor und hinter Beistrichen und Punkten fehlen die Leerzeichen. Wie die Kopien zeigen (z. B. S. 48), wurden die Abschriften 12-fach ge-
 locht und vermutlich in Ringbuchmappen abgelegt. Sie enthalten kaum handschriftliche
 Korrekturen und diese scheinen nicht von Josef Leitgeb zu stammen. Da die Tages-
 notizen J. Leitgebs im Original nicht zugänglich sind, vielleicht gar nicht mehr existieren,
 ist ein Vergleich die Vollständigkeit und die Wiedergabe betreffend nicht möglich.
 Die Übersetzung von *Lettre à un otage* ist im Nachlass Leitgebs nicht enthalten, das
 Typoskript, das sich unter der Sig. 024-002-1-41 verbirgt, ist eine Abschrift des franzö-
 sischen Originals, die alle – z. T. auch handschriftlich eingetragenen – französischen
 Sonderzeichen enthält, was nahelegt, dass die abschreibende Person Französisch
 konnte. Auch hier fehlen die Leerzeichen vor und hinter Beistrichen und Punkten.
- 19 »14. Mai [1946, US]: [...] Abends bei Bessets. Er findet unsere Übersetzung des Saint
 Exupéry sehr gut, geht auf einige Stellen kritisch ein, so dass wir jetzt alles in Ordnung
 bringen können.« Kopien der Abschriften der Tagesnotizen J. Leitgeb (Anm. 18), 28.
 Hinweis auf diese Stelle aus: Sandra Unterweger und Verena Zankl: »Der kleine
 Prinz« goes Tirol. Die französische Kulturpolitik 1945–1955 in Westösterreich. In:
 Zeitmesser. 100 Jahre »Brenner«. Hg. v. FIBA, Universität Innsbruck. Innsbruck:
 Innsbruck University Press 2010, 325–332, hier 327.
 - 20 Pikant im Zusammenhang mit Josef Leitgeb und seinen in der NS-Zeit veröffentli-
 chten Texten ist die Tatsache, dass es sich bei *Lettre à un otage* um ein antinationalsoziali-
 stisches Buch und eine Würdigung Saint-Exupérys für seinen jüdischen Freund Léon
 Werth handelt. Dieser floh 1940 aus Paris ins französische Jura und versteckte sich
 dort bis zum Kriegsende. Zur Zeit der Publikation des Buches 1943 war Werth also
 versteckt – eine Geisel (frz. otage) seines Landes. Auch *Der Kleine Prinz* ist Léon Werth
 gewidmet.
 - 21 Antoine de Saint-Exupéry: Brief an einen Ausgelieferten. In: Wort und Tat 3, Oktober
 1946, 85–101. Die vorangestellte Biografie Saint-Exupérys stammt vermutlich von der
 Co-Herausgeberin Lily von Sauter. Hinweis auf diese Veröffentlichung aus: Ludwig
 Ficker an Josef Leitgeb, Briefentwurf, 12.12.1946. In: Ludwig von Ficker: Briefwechsel
 1940–1967. Hg. v. Martin Alber, Walter Methlagl, Anton Unterkircher, Franz Seyr und
 Ignaz Zangerle. Innsbruck: Haymon 1996, 151, <https://www.uibk.ac.at/de/brenner-archiv/brenner-2010/> (Zugriff am 11.10.2024).
 - 22 Vgl. J. Leitgeb: Eintrag vom 19.08.1947. In: Kopien der Abschriften der Tagesnotizen
 (Anm. 18), 31.
 - 23 Ludwig Ficker an Josef Leitgeb, Briefentwurf, 12.12.1946 (Anm. 21). Hervorh. U. S.
 - 24 Vgl. Verzeichnis der Hausbesitzer in Mühlau. In: Innsbrucker Adressbuch 1936, 53.
 Website Innsbrucker*innen. Adressbücher aus dem 19. und 20. Jahrhundert, <https://www.innsbruckerinnen.at/> (Zugriff am 24.06.2024).
 - 25 Lebensdaten: Deutsche Digitale Bibliothek, <https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/person/gnd/130650455> (Zugriff am 21.10.2024).
 - 26 Josef Leitgeb, Lexikon LiteraturTirol (Anm. 8).
 - 27 Vgl. Rupert Quaderer: Ritter, Martin. In: Historisches Lexikon des Fürstentums
 Liechtenstein online (eHLFL), https://historisches-lexikon.li/Ritter,_Martin (Stand
 31.12.2011, Zugriff am 17.07.2024).
 - 28 Vgl. Innsbrucker Adressbuch 1924 (Anm. 24).
 - 29 Biographie Fritz (Friedrich) Ritter, Dr. rer. pol., Dr. iur., Rechtsanwalt. In: E-Archiv
 Liechtenstein, <https://www.e-archiv.li/personDetail.aspx?persID=29320&backurl=auto>
 (Zugriff am 24.06.2024).
 - 30 Vgl. Innsbrucker Adressbuch 1924 (Anm. 24).
 - 31 Hinweis auf Fritz Ritter: Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1914–1925. Hg. v. Ignaz
 Zangerle, Walter Methlagl, Franz Seyr und Anton Unterkircher. Innsbruck:
 Haymon 1988, 534–535 (Kommentar), <https://www.uibk.ac.at/de/brenner-archiv/brenner-2010/> (Zugriff am 11.10.2024). – Alle biografischen Daten zu Fritz Ritter:
 E-Archiv Liechtenstein (Anm. 29).
 - 32 Hier und betr. Studium: Müller (Anm. 15), 15, mit Verweis auf ein Gespräch mit dem
 Sohn Eckart Leitgeb.

- 33 Daten Promotion und Heirat: Josef Leitgeb, Lexikon LiteraturTirol (Anm. 8). Im Katalog der ULB Innsbruck ist keine Dissertation oder Hausarbeit von Grete (Margarethe) Ritter oder Grete (Margarethe) Leitgeb verzeichnet.
- 34 Zeitgleich entstanden wohl auch die Fotos ihres Mannes, auch er im Profil ernst in die Ferne blickend.
- 35 Vgl. Josef Leitgeb, Lexikon LiteraturTirol (Anm. 8). Dort »Kristof«, in den Abschriften der Tagesnotizen (Anm. 18) stets: Christoph.
- 36 Vgl. Ritter, Fritz (Friedrich). In: E-Archiv Liechtenstein (Anm. 29): »1938 nach dem Anschluss Österreichs Flucht und Wohnsitznahme in Vaduz.« Der Grund für eine Flucht wird hier nicht genannt.
- 37 Vgl. Josef Leitgeb, Lexikon LiteraturTirol (Anm. 8) und Abschriften der Tagesnotizen, 25. und 27.01.1945, 3 (Anm. 18).
- 38 »1936. Der gleiche Verlag [Bruno Cassirer, Berlin; Anm. US] veröffentlicht den Roman *Christian und Brigitte* [von Josef Leitgeb, Anm. US], in dem Leitgeb das Credo seines Aktionsprogramms formuliert: Einer, der sich selbst befiehlt und sich selbst gehorcht. Den Städten fern, in denen ein krankes Leben künstlich sein Ende hinauszieht, weitab von den Dörfern, in denen ein halbwegs gesundes sich in stickiger Enge immer wieder selbst aufzehrt. Samenträger des Neuen, des Künftigen sein und über die Erde hingehn und es in alle vier Winde streuen«. Diese Passage ohne Hinweis auf ein Zitat oder auf Ironie, in: Österreichischer Kunstsenat: Josef Leitgeb, <https://www.kunstsenat.at/preistraeger/CV/leitgeb.htm> (Zugriff am 11.10.2024).
- 39 Von seiner Teilnahme am Forum Alpbach notiert Josef Leitgeb unter dem Datum 01.09.1947: »Am soziologischen Arbeitskreis teilgenommen, auch an der Diskussion; [...] – Frauen (Mädchen) wirken auch in der abstraktesten Gesellschaft als Geschlechtswesen, – oder bin nur ich nicht imstande, davon zu abstrahieren? Ich kann in der wissenschaftlichsten Diskussion von zwei Brüsten und angenehmen Hüften nicht absehen.« Kopien der Abschriften der Tagesnotizen (Anm. 18), 34. Für die Literatur siehe u. v. a. das Gedicht *Der Bauer*. In: Josef Leitgeb: Sämtliche Gedichte. Mit einer Einführung von Hansjörg Graf. Salzburg: Otto Müller 1953, 9–10, <https://diglib.uibk.ac.at/ulbdigital/content/titleinfo/8227486> (Zugriff am 19.07.2024).
- 40 Auskunft des Deutschen Bundesarchivs (Anm. 10). Dazu noch einmal der Hinweis, dass nur etwa 80 % der Akten überliefert sind.
- 41 Vgl. Kopien der Abschriften der Tagesnotizen (Anm. 18).
- 42 In Mühldorf lebte auch Ludwig Ficker. Es ist eine gutbürgerliche Wohngegend etwas oberhalb der Stadt.
- 43 Vgl. Verzeichnis der Hausbesitzer in Mühldorf (Anm. 24), 53.
- 44 Vgl. Müller (Anm. 15), nach einem Gespräch mit Eckart Leitgeb, 15. Ob es sich um eine zufällige Einquartierung handelte oder eine absichtsvolle Vermietung, ist nicht bekannt.
- 45 Vgl. Innsbrucker Adressbuch 1947 (Anm. 24).
- 46 Müller (Anm. 15), nach einem Gespräch mit Renate Lichtfuß, 15. In den in Teilen überlieferten Entlehnkarten scheint Grete Leitgeb nicht als Leserin auf. Vgl. die dienstvolle Liste der Bücher und Karten samt Namen der Leser:innen, die von Verena Zankl und Sandra Unterwiesing erstellt wurde, und den Bestand der Entlehnkarten im FIBA: https://www.uibk.ac.at/media/filer_public/2c/20/2c2090b4-4228-4213-a2e9-9020d60e6f64/bibliothek-des-institut-franais-entlehnkarten.pdf und <https://www.uibk.ac.at/de/brenner-archiv/bestaende/institutfrancais/> (Zugriff am 24.06.2024).
- 47 Müller (Anm. 15), nach einem Gespräch mit Renate Lichtfuß, 15.
- 48 Bei diesen noch von ihr übergebenen Materialien handelt es sich um die Sammlung Friedrich Punt im Nachlass J. Leitgeb, Sig. 024-05-4-26 bis 4-41.
- 49 Vgl. u. a. Briefe an Ludwig Ficker (FIBA, Nachl. L. (v.) Ficker, Sig. 041-028-022) oder Julius Kiener (FIBA, Nachl. J. Kiener, Sig. 097-014-021).
- 50 Vgl. Fussenegger (Anm. 16); Renate Lichtfuß: »Sie hat mit ihrem Mann eine Symbiose gehabt, wie man sie sich schöner nicht vorstellen kann.« In: Müller (Anm. 15), 15.
- 51 Müller (Anm. 15), 15. Es handelt sich vermutlich um Erinnerungen des Sohnes.
- 52 Unterwiesing und Zankl (Anm. 19), 331–332.
- 53 André Gide: *Thésée*. Paris: Gallimard 1946.

- 54 Kopien der Abschriften der Tagesnotizen (Anm. 18), 46.
- 55 Dieses Typoskript unterscheidet sich von den Tippgewohnheiten her deutlich von denen des *Kleinen Prinzen* und der Abschriften der Tagesnotizen. Während letztere keine Leerzeichen nach dem Komma und nach dem Punkt aufweisen, ist das Typoskript des *Theseus* diesbezüglich regelkonform. Auch scheint es von einer anderen Schreibmaschine zu stammen, die kleinen Buchstaben n und u unterscheiden sich in der oberen Anstrichserife (n) und in der unteren Abschlussserife (u).
- 56 Kopien der Abschriften der Tagesnotizen (Anm. 18), März 1948, 47. Im Nachlass findet sich ein Briefentwurf an André Gide in deutscher Sprache (Sig. 024-003-2-2): »Meine Frau und ich haben Ihren ›Theseus‹ ins Deutsche übersetzt [...]«. Mit hoher Wahrscheinlichkeit wurde eine von Grete Leitgeb übersetzte französische Fassung abgesendet. Die nach der Absage geführte Korrespondenz zwischen Maurice Besset, Grete Leitgeb und Ernst Robert Curtius zeigt, dass Besset, wie er an Curtius schreibt, zwar im Namen des Übersetzers, des »ecrivain autrichien Dr. Josef Leitgeb, dont l'oeuvre vous certainement connue« [sic] handelte, aber dass er dies in Abstimmung mit Grete Leitgeb tat. FIBA, Nachl. J. Leitgeb, Sig. 024-003-2-69.
- 57 Kopien der Abschriften der Tagesnotizen (Anm. 18), 48.
- 58 Ebenda, 51. Die briefliche Sendung von Manuskripten über die Staatsgrenze zwischen Österreich und Deutschland hinweg war in der Besatzungszeit bis 1950 kaum möglich. Wie Annette Steinsiek und ich anhand der Korrespondenz zwischen Paula Grogger und Christine Lavant (beide in der britischen Besatzungszone in Österreich) mit deren Verleger Viktor Kubczak in der amerikanischen Besatzungszone in Deutschland zeigen konnten, wurden die Briefe an der Staatsgrenze und an jeder Zonengrenze zensuriert. Auch gab es Gewichtsbeschränkungen, und die Post zwischen Deutschland und Österreich war teurer als die zwischen Deutschland und Südamerika. Es war damals üblich, Manuskripte von Bekannten über die Grenze bzw. gleich zum Bestimmungsort bringen zu lassen. Vgl. Ursula A. Schneider und Annette Steinsiek: Christl Thonhauser wird Christine Lavant. Entschlüsse und Hindernisse auf dem Weg zur Buchautorin. In: Christiane Caemmerer, Walter Delabar, Elke Ramm und Marion Schulz (Hg.): Erfahrung nach dem Krieg. Autorinnen im Literaturbetrieb 1945–1950. BRD, DDR, Österreich, Schweiz. 3. Bremer Tagung zu Fragen der literaturwissenschaftlichen Lexikographie, 5.–7.10.2000. Frankfurt am Main: Peter Lang 2002, 175–201, hier 190–193.
- 59 Unterweger und Zankl (Anm. 19), 331.
- 60 Vgl. Müller (Anm. 15), 163.
- 61 Auch beim *Kleinen Prinzen* sei naheliegend, so Müller, dass Josef Leitgeb die »Grobübersetzung« mit seiner Frau und/oder einem Muttersprachler wie Besset durchging. Vgl. ebenda, 37.
- 62 Ebenda, 41–122.
- 63 Ebenda, 37. Eine Druckvorlage scheint es nicht mehr zu geben: Sie ist nicht im Nachlass im FIBA enthalten; der Rauch Verlag habe keine Unterlagen in seinem Archiv, wie man ihr mitteilte (vgl. ebenda, 37). Da Müller auch Kontakt zu dem Sohn der Leitgebs hatte, ist anzunehmen, dass sie auch ihn nach einer Druckvorlage in Familienbesitz befragte.
- 64 Diese Gegenüberstellung aus ebenda, 51.
- 65 Ebenda, 37, 40 und 19. In den Abschriften der Tagesnotizen Josef Leitgebs finden sich keine Stellen, die zu dieser Aussage Anlass gäben. Die bereits erwähnte Aussage, »dass Josef Leitgeb, der kein Französisch konnte, mit seiner dichterischen Umformulierung der Erstübersetzung seiner Frau immer näher beim Original lag als sie« (Anm. 15), findet sich hier übrigens nicht!
- 66 Dass Josef Leitgeb dieses Vorurteil hatte, zeigt sich im Eintrag vom 28.02.1951 in seinen Tagesnotizen (Anm. 18, 61) betreffend die Übersetzung von T. S. Eliots *Four Quartets* ins Deutsche »von einer Frau« (es handelte sich um Nora Wydenbruck): »Gelesen: [...] Lachmann's Kommentar zu Eliot's ›4 Quartetten‹; diese wahrscheinlich nicht gut übersetzt (von einer Frau) [...]«.

- 67 Vgl. Ursula A. Schneider: Weininger, Weib und Gesang. Entwürfe des Weiblichen im »Brenner« 1915–1954. In: Zeitmesser (Anm. 19), 193–214.
- 68 Veronika Schuchter: Adam und Eva in der Literaturkritik: Literaturkritik als Männlichkeitsdiskurs. In: Peter C. Pohl und Veronika Schuchter (Hg.): Das Geschlecht der Kritik. Studien zur Gegenwartsliteratur. München: Edition Text + Kritik 2021, 46–64, hier 49. Karl Kraus war dem *Brenner*, dessen Herausgeber Ludwig (von) Ficker und etlichen seiner Autoren eng verbunden bzw. von ihnen verehrt. Vgl. u. a. Gerald Stieg: Karl Kraus und »Der Brenner«. In: Zeitmesser (Anm. 19), 143–158.
- 69 Hansjörg Graf in seiner Einleitung zu Leitgeb: Sämtliche Gedichte (Anm. 39), zit. nach Müller (Anm. 15), 156.
- 70 Vgl. u. a. Ines Barner, Anja Schürmann und Kathrin Yacavone: Kooperation, Kollaboration, Kollektivität: Geteilte Autorschaften und pluralisierte Werke aus interdisziplinärer Perspektive. In: Journal of Literary Theory 16, 2022, 1 (Heft »Artistic Collaborations«), <https://doi.org/10.1515/jlt-2022-2014>, 3–28.
- 71 Vgl. Claudia Hamm: Wem gehört ein Übersetzer Text? Literaturübersetzer vor, bei und nach dem Übersetzen. Festvortrag Internationales Literaturfestival Berlin, 12.09.2018, 7, https://literaturuebersetzer.de/site/assets/files/4638/vortrag_ilb_wem_gehoert_ein_uebersetzer_text.pdf (Zugriff am 19.07.2024).
- 72 Kopien der Abschriften der Tagesnotizen (Anm. 18, 57 und 62). Vgl. dazu auch das Kapitel »Frauen als Familienangestellte« in: Leonie Schöler: Beklaute Frauen. Denkerinnen, Forscherinnen, Pionierinnen: Die unsichtbaren Heldinnen der Geschichte. München: Penguin 2024, 97–137.
- 73 Zum historischen Konzept des »Geschlechtscharakters« vgl. Karin Hausen: Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen. Stuttgart: Klett 1976, 363–393. Wo ich den Vorgaben des historischen, definierten »Geschlechtscharakters« beschreibend folge, benutze ich die dieses Konzept kennzeichnende binäre Sprachform. Über die schwierige Kompatibilität von Sichtbar-Machen als (kultur)historischer Arbeit und De-Gendering vgl. Anita Runge: Tradierung von Wissensbeständen in der deutschsprachigen literaturwissenschaftlichen Geschlechterforschung. In: Maria Heidegger, Nina Kogler, Mathilde Schmitt, Ursula A. Schneider und Annette Steinsiek (Hg.): Sichtbar Unsichtbar. Geschlechterwissen in (auto-)biographischen Texten. Bielefeld: Transcript 2015, 21–35.
- 74 Dorothea Tieck an Friedrich von Uechtritz, 15.07.1831. In: Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit: In Briefen von ihm und an ihn. Hg. v. Heinrich v. Sybel. Leipzig: Hirzel 1884, 157. Zu der bis heute massiv unterschätzten Übersetzerin Dorothea Tieck vgl. u. a. Anne Baillot: Tieck, Dorothea. In: Neue Deutsche Biographie 26, 2016, 256–257, <https://www.deutsche-biographie.de/pnd11737606X.html#ndbcontent> (Zugriff am 24.06.2024). Auch Dorothea Tieck war eine schriftstellerische »Familienangestellte«, in ihrem Fall ihres Vaters.
- 75 Hamm: Wem gehört ein Übersetzer Text (Anm. 71), 1.
- 76 Johanna Hörnig: Dorothea Tieck und Shakespeares *Macbeth*: Weibliche Aspekte des Literaturtransfers. In: John A. McCarthy (Hg.): Shakespeare as German Author. Reception, Translation Theory, and Cultural Transfer. Leiden; Boston: Brill Rodopi 2018 (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 90), 154–174, hier 156.
- 77 Angelika Wetterer: Geschlechterwissen: Zur Geschichte eines neuen Begriffs. In: Dies. (Hg.): Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge. Königstein im Taunus: Ulrike Helmer 2008, 13–36, hier 17. Vgl. dazu auch: Maria Heidegger, Nina Kogler, Mathilde Schmitt, Ursula A. Schneider und Annette Steinsiek: Geschlechterwissen in auto-biographischen Texten – Annäherungen verschiedener Disziplinen. In: Dies. (Hg.): Sichtbar Unsichtbar (Anm. 69), 11–20.
- 78 Vgl. Ursula A. Schneider und Annette Steinsiek: Hopp oder Dropp? Die ökonomische Bedingtheit literarischer Überlieferung. In: Sieglinde Klettenhammer (Hg.): Literatur und Ökonomie. Innsbruck; Wien; Bozen: Studien Verlag 2010 (Angewandte Literaturwissenschaft 8), 200–220.

- 79 Vgl. z. B. das Urheberrecht und diverse Empfehlungen von Universitäten oder Agenturen für wissenschaftliche Integrität, die Wissenschaft betreffend u. a die Richtlinien zur Guten wissenschaftlichen Praxis der Österreichischen Agentur für wissenschaftliche Integrität, §2, Abs. 4. <https://oeawi.at/richtlinien/> (Stand: April 2015, Zugriff am 29.II.2024).
- 80 Ein aktueller musikwissenschaftlicher Beitrag zu diesem Thema ist Gundula Maria Wilscher: *Unboxing Gertraud Cerha* (Arbeitstitel). In: Michaela Krucsay (Hg.): *Out of the Box! Vom Archiv in die Musikgeschichte*. Wien: Böhlau 2025 (in Vorbereitung). Siehe den Beitrag von Lina Maria Zangerl in diesem Dossier.

»Und was ist mit meinen Briefen?«

Die Witwe Franziska Jägerstätter als *dramatis persona*
in der Erinnerungs- und Gedenkarbeit

von Verena Lorber

Die Rolle von Franziska Jägerstätter (1913–2013) in der Erinnerungs- und Gedenkarbeit an ihren Ehemann, Franz Jägerstätter (1907–1943), ist ein vielschichtiges Thema, das bislang in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung nur wenig Beachtung gefunden hat. Franz Jägerstätter, ein oberösterreichischer Familienvater und Landwirt, wurde am 9. August 1943 wegen seiner Weigerung, für das NS-Regime in den Krieg zu ziehen, hingerichtet. Franziska Jägerstätter spielte eine entscheidende Rolle bei der Überlieferung seines Nachlasses sowie der Verbreitung seiner Lebensgeschichte. Franz Jägerstätter wurde 2007 von der katholischen Kirche als Märtyrer seliggesprochen. Dieser Beitrag widmet sich der Frage, welche Rolle Franziska Jägerstätter bei der Bewahrung und Weitergabe des Nachlasses ihres Mannes einnahm und wie sie die Sammlungspraxis sowie die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit seiner Person prägte und mitgestaltete. Dabei wird darauf Bezug genommen, inwiefern sie als *dramatis persona*¹ auf der »Bühne« der Gedenk- und Erinnerungsarbeit im »Fall Jägerstätter« agierte.

Der erste Abschnitt des Beitrags befasst sich mit Franziska Jägerstätter als »Hüterin der Erinnerung«. Im zweiten Teil rückt die Historikerin Erna Putz als zentrale Protagonistin der wissenschaftlichen Auseinandersetzung und der Gedenkarbeit ins Blickfeld. Diese verfasste u. a. eine Biografie über Franz Jägerstätter, war für die erste Inventarisierung des Nachlasses verantwortlich und legte mit ihren Arbeiten den wissenschaftlichen Grundstein für die Jägerstätter-Forschung und in weiterer Folge für seine Seligsprechung. Erna Putz und Franziska Jägerstätter waren freundschaftlich miteinander verbunden, was dazu führte, dass die Witwe des Wehrdienstverweigerers der Historikerin im Laufe der Zeit auch ihre eigenen Briefe zur Verfügung stellte. Der dritte Abschnitt widmet sich dem Nachlass von Franz Jägerstätter und seinem Weg ins Franz und Franziska Jägerstätter Institut. Hierbei wird der Prozess der Seligsprechung als Anlass für Franziska Jägerstätter und ihre Töchter zur Übergabe des Nachlasses an die Pfarre St. Radegund beschrieben. Zudem werden die Übertragung des Nachlasses im Jahr 2017 an die Diözese Linz sowie dessen Reorganisation durch das Franz und Franziska Jägerstätter Institut thematisiert. Dieses schriftliche Erbe bildet die Grundlage der im Jahr 2023 erschienenen digitalen Franz und Franziska Jägerstätter Edition. Im vierten Teil liegt der Fokus auf dem Nachlass von Franziska Jägerstätter und dessen Potenzial für die Forschung.

Es gilt darzustellen, dass Franziska Jägerstätter – wie viele andere Witwen aus dem Kultur- oder Literaturbereich – nie nur als Bewahrerin, sondern stets auch als *dramatis persona*, sprich als Handlungsträgerin, in ihrer Rolle als Akteurin der Erinnerungsarbeit, Forschungsinitiatorin und Bestandsbildnerin wahrgenommen werden sollte. Ihre aktive Teilnahme an der Erinnerungsarbeit und ihre strategischen Entscheidungen bei der Zugänglichkeit des Nachlasses haben maßgeblich dazu beigetragen, dass Jägerstätters Lebensgeschichte international bekannt gemacht und wissenschaftlich aufgearbeitet wurde.

Das schriftliche Erbe wird bekannt: Franziska Jägerstätter als Hüterin der Erinnerung und Akteurin in der Gedenkarbeit

Franziska Jägerstätter trug wesentlich dazu bei, die Vita ihres Mannes nach seinem Tod über die Landesgrenzen hinweg bekannt zu machen. Franz Jägerstätter und Franziska Jägerstätter, geborene Schwaninger, lernten sich 1935 kennen und heirateten im April 1936. In ihrer Ehe vertieften beide ihren katholischen Glauben, der ihnen Halt und Orientierung bot. Zwischen 1937 und 1940 wurden ihre drei gemeinsamen Töchter geboren.² Knapp zwei Jahre nach Beginn des Zweiten Weltkriegs wurde Franz Jägerstätter im Juni 1940 zum ersten Mal zur Deutschen Wehrmacht einberufen und in Braunau am Inn auf Adolf Hitler vereidigt. Aufgrund einer Unabkömmlich-Stellung³ konnte er wenige Tage später auf seinen Hof zurückkehren. Im Oktober 1940 erfolgte die zweite Einberufung in die Alpenjägerkaserne in Enns, wo er seine Grundausbildung zum Kraftfahrer absolvierte. Auf Initiative seiner Heimatgemeinde St. Radegund wurde er im April 1941 erneut unabkömmlich gestellt, sodass er zu seiner Familie auf den Bauernhof zurückkehren konnte. Zu diesem Zeitpunkt hatte er bereits den Entschluss gefasst, einer weiteren Einberufung nicht mehr Folge zu leisten. Er kam zu dem Schluss, dass es unvereinbar war, gleichzeitig Christ und Nationalsozialist zu sein, und betrachtete den Krieg als Unrecht. Trotz zahlreicher Versuche seines sozialen Umfelds, ihn von seiner Haltung abzubringen, blieb er standhaft und konnte dabei nur auf die Unterstützung seiner Frau zählen. Unmittelbar nach seiner erneuten Einberufung sprach er Anfang März 1943 in der Kaserne Enns seine Wehrdienstverweigerung aus. Daraufhin wurde er verhaftet und in das Wehrmachtsuntersuchungsgefängnis Linz überstellt. Von dort kam er am 4. Mai 1943 in das Wehrmachtsuntersuchungsgefängnis Berlin-Tegel. Am 6. Juli 1943 verurteilte ihn das Reichskriegsgericht wegen Zersetzung der Wehrkraft zum Tode, und am 9. August 1943 wurde Franz Jägerstätter hingerichtet.⁴

Heinrich Kreutzberg, ehemaliger Seelsorger im Wehrmachtsuntersuchungsgefängnis Berlin-Tegel, der Franz Jägerstätter dort betreut hatte,

war einer der ersten Priester, denen Franziska Jägerstätter Abschriften der Briefe ihres Mannes zur Verfügung stellte.⁵ Kurz nach Kriegsende schickte sie ihm auf seine Anfrage eine Abschrift des Abschiedsbriefes, ein Foto ihres Mannes sowie biografische Informationen.⁶ Kreutzberg veröffentlichte 1948 einen Artikel über Franz Jägerstätter und verfasste 1952 eine Biografie über den 1942 hingerichteten Pallottinerpater Franz Reinisch, der wie Jägerstätter den Wehrdienst verweigert hatte.⁷ Am Ende dieser Publikation fügte Kreutzberg einen kurzen biografischen Abriss über Franz Jägerstätter hinzu. Heinrich Kreutzberg und Franziska Jägerstätter blieben über Jahre hinweg in brieflichem Kontakt. Er war es schließlich auch, der den US-amerikanischen Soziologen Gordon Zahn auf die Lebensgeschichte Jägerstätters aufmerksam machte.

Während seiner Forschungsarbeiten in den 1960er Jahren traf Gordon Zahn Franziska Jägerstätter in St. Radegund. Für seine Recherchen stellte sie ihm Briefe ihres Mannes aus der Gefängniszeit zur Verfügung. Die Existenz der anderen Briefe und Schriften hielt Franziska Jägerstätter weiterhin geheim. 1964 veröffentlichte Zahn eine umfassende Biografie über Franz Jägerstätter, die 1967 in deutscher Übersetzung erschien und maßgeblich dazu beitrug, Jägerstätter über den katholischen Bereich hinaus bekannt zu machen. Zahn beschreibt Jägerstätter darin nicht nur als Gewissens-, sondern auch als Wahrheitszeugen, »der als solcher eine unbequeme Herausforderung für die kirchlichen Autoritäten darstellte«⁸. Damit prägte Zahn die Rezeption des »Falls Jägerstätter« entscheidend.

Die öffentliche Auseinandersetzung mit Franz Jägerstätter wurde in den frühen 1970er Jahren intensiviert, als Axel Cortis Dokumentarfilm über Jägerstätter 1971 im Fernsehen erstausgestrahlt wurde.⁹ Öffentliche Diskussionsrunden und eine österreichweite Debatte über Jägerstätters Wehrdienstverweigerung folgten, wobei insbesondere seine angebliche Ablehnung des Sanitätsdienstes, die Zahn und Corti betonten, im Mittelpunkt stand. Im Fall von Corti ist belegt, dass Franziska Jägerstätter ihn darauf hinwies, dass diese Darstellung nicht der Realität entsprach. Corti hielt dennoch daran fest und bezog sich auf Zahns Darstellung, dass Jägerstätter jegliche Form des Wehrdienstes abgelehnt hätte. Erst Anfang der 1990er Jahre konnte durch das Auffinden des Gerichtsurteils im Prager Militärarchiv Franziska Jägerstätters Darstellung bestätigt werden, dass ihr Mann bereit gewesen war, Sanitätsdienst zu leisten.¹⁰ Franziska Jägerstätter machte auch kein Hehl daraus, dass sie mit dem Schauspieler und der Darstellung ihres Mannes nicht ganz einverstanden war.¹¹

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Franziska Jägerstätter die Existenz der meisten Briefe von, an und über ihren Mann und vor allem seine Schriften geheim gehalten. Ein Grund war vermutlich, dass sie als Ehefrau des

»Verräters« in ihrem unmittelbaren Lebensumfeld ausgegrenzt und auch offen angefeindet wurde. Bis in die 1980er Jahre erfolgte in der österreichischen Gesellschaft keine kritische Aufarbeitung des Nationalsozialismus und Wehrdienstverweigerer wurden diskreditiert. Solange Franziska Jägerstätter die Briefe für sich behielt, boten sie ihr in diesen herausfordernden Zeiten Halt. »Sonntagnachmittags hat sie sich diese Briefe geholt und auf manchen sieht man auch Tränenspuren; ich denke gerade auch am letzten, am Abschiedsbrief. Sonntag war ihre Zeit mit ihm«, berichtet die Historikerin Erna Putz.¹²

Durch Gordon Zahns Forschungsarbeiten in St. Radegund und Axel Cortis Film geriet vieles in Bewegung, und Franziska Jägerstätter rückte verstärkt ins öffentliche Interesse und nahm zunehmend eine aktivere Rolle in der Gedenk- und Erinnerungsarbeit ein. Schließlich gewährte sie dem Priester Georg Bergmann Einblick in die politischen und religiösen Schriften ihres Mannes, woraufhin dieser in den 1980er Jahren eine religiös geprägte Jägerstätter-Biografie veröffentlichte.

Franziska Jägerstätter widmete fortan ihr Leben der Bewahrung und Verbreitung des Erbes ihres Mannes und der Erinnerung an seine Geschichte. Sie wurde im archivischen Sinne zur Bestandsbildnerin, indem sie seine persönlichen Dokumente sammelte, bewahrte und schließlich übergab. Damit schuf sie eine unverzichtbare Grundlage für die wissenschaftliche Auseinandersetzung. Franziska Jägerstätter erkannte früh den historischen Wert dieser Quellen, die Einblicke in die Beweggründe der Wehrdienstverweigerung ihres Mannes, seinen tiefen Glauben und seine Haltung gegenüber Kirche und Nationalsozialismus bieten. Ihre systematische Sammlung und Weitergabe der Quellen trugen wesentlich zur Verbreitung seines Schicksals und zur zunehmenden gesellschaftlichen Anerkennung Jägerstätters bei. Franziska Jägerstätters Rolle als Nachlassgeberin lässt sich mit jener vieler anderer Witwen vergleichen, die die Vermächtnisse ihrer mehr oder weniger berühmten Männer verwalteten und so aktiv die Erinnerungskultur mitgestalteten. Witwen übernehmen dabei oft die Aufgabe, schriftliche oder künstlerische Zeugnisse zu sammeln, zu archivieren, zu verwalten, anzureichern, aber auch zu sondieren oder zurückzuhalten. Damit sind sie nicht mehr nur Hinterbliebene, sondern werden zu den Hauptverantwortlichen und Schlüsselpersonen für den Nachlass. Diese Aufgabe erfordert nicht nur emotionale Bewältigung, sondern auch fachliches Wissen, das oft nicht vorhanden ist und durch externe Personen oder Institutionen eingebracht werden muss.¹³

Diese von Witwen übergebenen Bestände fanden und finden immer wieder Eingang in Kulturarchive und stellen wertvolle Quellen für wissenschaftliche und künstlerische Auseinandersetzungen dar. Darüber hinaus

sind Witwen häufig zentrale Akteurinnen in der Gedenkarbeit, indem sie beispielsweise Gedenkveranstaltungen anregen, an ihnen teilnehmen oder das Vermächtnis ihrer Partner in öffentliche Debatten einbringen.¹⁴ Franziska Jägerstätter arbeitete im Laufe ihres Lebens eng mit Personen aus den Bereichen Kirche, Wissenschaft, Kultur und Politik zusammen, um die Lebensgeschichte ihres Mannes zu verbreiten und seine Botschaften von Gewissensfreiheit und Widerstand weiterzutragen. Sie engagierte sich aktiv bei Gedenkveranstaltungen oder stand für Interviews zur Verfügung.¹⁵ Sie trat auch in persönlichen Austausch mit Personen, die am Schicksal ihres Mannes interessiert waren, und setzte sich für die Erhaltung ihres Wohnhauses und dessen Umgestaltung in einen Gedenkort ein.

Sie sah in ihrer Rolle als Bewahrerin nicht nur eine persönliche bzw. historische, sondern auch eine moralische und spirituelle Lebensaufgabe. Dies verdeutlicht ihre lebenslange tiefe Verbundenheit mit Franz Jägerstätter, mit dem sie nur sieben Jahre verheiratet war, und seinen Überzeugungen und Werten. Bis ins hohe Alter – sie wurde 100 Jahre alt und starb 2013 – trat Franziska Jägerstätter als Zeitzeugin und Repräsentantin des Erbes ihres Mannes auf. Auch die katholische Kirche und die Diözese Linz trugen dazu bei, ihre Rolle als Hüterin des Andenkens an Franz Jägerstätter zu stärken. So betonte Diözesanbischof Manfred Scheuer in seiner Predigt zu ihrem 90. Geburtstag im Jahr 2003: »Franziska Jägerstätter war ihrem Mann über die Jahrzehnte sehr eng verbunden und übersetzte mit ihrem Leben die Botschaft des Seligen in die heutige Zeit hinein. [...] Wir verdanken ihr in gewisser Weise Franz Jägerstätter.«¹⁶

Franziska Jägerstätters Rolle als Nachlassgeberin ist, insbesondere in Hinblick auf ihre Funktionen als Bewahrerin, Interpretin und Gestalterin des Nachlasses, der von anderen Witwen ähnlich. Ihnen kommt dabei jedoch nicht nur eine passive Rolle als Bewahrerinnen zu. Sie nehmen aktiv Einfluss auf die Struktur und Zusammensetzung der Bestände und entscheiden darüber, welche Quellen Teil des Nachlasses werden und wem sie diese zu welchem Zeitpunkt und in welchem Umfang zur Verfügung stellen. Bei der Editionsarbeit im Jahr 2023 stellte sich heraus, dass vermutlich zwei bis drei Briefe von Franziska Jägerstätter an ihren Mann fehlen. Es kann nicht rekonstruiert werden, ob diese jemals existiert haben, wo sie sich gegebenenfalls befinden bzw. wer sie verwahrt oder ob sie möglicherweise von Franziska Jägerstätter selbst aus dem Nachlass entfernt wurden. Zudem existiert eine Art Lebensbeichte von Franz Jägerstätter, die seine Frau ausschließlich dem Pfarrer von St. Radegund sowie für den Seligsprechungsprozess zur Verfügung stellte.¹⁷

Hier offenbart sich eine der Herausforderungen: Nachlassgeber:innen prägen und beeinflussen mit der Auswahl und Freigabe von Quellen das historische Bild der betreffenden Person maßgeblich. Die persönliche Beziehung und der subjektive Zugang der Nachlassverwalter:innen können bei der Zusammenstellung und Interpretation der Dokumente zu einer verzerrten Darstellung führen, indem kritische Aspekte der Person möglicherweise unberücksichtigt bleiben. Diese Subjektivität kann die historische Genauigkeit und Vollständigkeit des Nachlasses beeinträchtigen. Beispielsweise schloss die Witwe Caroline Herder ein in ihren Augen problematisches Reisejournal ihres Mannes Johann Gottfried Herder aus dem Nachlass aus, um Konfliktpotenzial zu vermeiden, da der Nachlass nicht nur als Grundlage für eine postume Werkausgabe dienen, sondern auch für eine Biografie über ihren Ehemann herangezogen werden sollte.¹⁸ Es ist außerdem zu berücksichtigen, dass Äußerungen, konkrete Wünsche oder Aufträge sowie Testamente der Verstorbenen den Umgang der Nachlassverwalter:innen erheblich beeinflussen können. Zudem könnten die Verstorbenen bereits zu Lebzeiten Materialien vernichtet, aussortiert oder arrangiert haben. Im Fall von Franziska Jägerstätter bleibt unklar, ob ihr Mann jemals geäußert hat, wie sie mit seinem schriftlichen Erbe verfahren solle – ob sie es bewahren und der Öffentlichkeit zugänglich machen solle oder nicht.

In der Diskussion über die Bedeutung von Witwen bei der Verwaltung von Nachlässen sollte auch der Aspekt der Selbstinszenierung und Profilierung über ihre Partner berücksichtigt werden. Diese Rolle umfasst nicht nur die Weitergabe des Erbes, sondern auch die Teilhabe an deren Ruhm, sei es im privaten oder öffentlichen Raum. Witwen erlangen oftmals durch die Verbindung zu ihren Partnern gesellschaftliche Anerkennung.¹⁹ Bei Franziska Jägerstätter gestaltet sich dieser Prozess besonders ambivalent. Im Unterschied zu Witwen von Künstlern oder Schriftstellern, wie Caroline Herder oder Lyn Williams, agierte Franziska Jägerstätter in einem gesellschaftlichen Umfeld, welches das Schicksal ihres Mannes lange Zeit kritisch und ablehnend betrachtete. Im kollektiven Gedächtnis Österreichs wurden Wehrdienstverweigerer oder Deserteure in der Zweiten Republik über Jahrzehnte diskreditiert. Erst die sogenannte Waldheim-Affäre Mitte der 1980er Jahre veränderte diesen Erinnerungsdiskurs und führte zu einem Bruch mit der »Opferthese«²⁰, was eine neue Form der Vergangenheitsbewältigung förderte, gerade in Hinblick auf die Wehrdienstverweigerung.²¹ Diese Stigmatisierung und Ausschlussmechanismen in der kollektiven Erinnerung von Wehrdienstverweigerern erlebte Franziska Jägerstätter auf mehrfache Weise. Zum einen beim langwierigen Prozess bis zur Anerkennung als Hinterbliebene eines Opfers der NS-Militärjustiz und zum anderen in ihrem unmittelbaren Lebensumfeld. Sie war mit sozialer Ausgrenzung konfrontiert und manchmal

wurde ihr unter anderem die Mitschuld am Tod ihres Mannes gegeben. Einige Bewohner:innen St. Radegunds sahen im Leben Franz Jägerstätters eine Entwicklung hin zu einer übertriebenen Religiosität, die deren Meinung nach auf den Einfluss von Franziska Jägerstätter zurückzuführen war.²² »Aus der Hauptleidtragenden am Schicksal ihres Mannes wurde die Schuldige«²³, hielt Bischof Manfred Scheuer in seiner Predigt bei ihrem Begräbnisgottesdienst in St. Radegund am 23. März 2013 fest.

Franziska Jägerstätter musste sich gegen gesellschaftliche Anfeindungen und Ausgrenzungen wehren, während sie das Erbe ihres Ehemannes bewahrte. Dies erklärt auch, dass sie seinen schriftlichen Nachlass erst nach und nach ausgewählten Personen zugänglich machte. Ähnlich erging es Freya Gräfin von Moltke, der Witwe von Helmuth James Graf von Moltke, einem aktiven Mitglied des Kreisauer Kreises, einer Widerstandsgruppe gegen den Nationalsozialismus. Freya von Moltke war selbst im Widerstand aktiv gewesen und setzte sich nach dem Krieg intensiv dafür ein, das Erbe ihres Mannes und des Kreisauer Kreises zu bewahren. Dabei war sie ebenfalls mit Gegenwind konfrontiert, da in der Nachkriegszeit viele Menschen dem Widerstand und den Aktivitäten von ehemaligen Widerständigen und Widerstandsgruppen kritisch gegenüberstanden bzw. nur wenig Interesse an der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit bestand.²⁴ Trotz dieser schwierigen gesellschaftlichen Bedingungen blieb auch Freya von Moltke unbeirrt in ihrem Engagement um die Erinnerung an den Widerstand ihres Mannes und des Kreisauer Kreises. Sie verscrieb sich der Aufgabe, die Erinnerung an den Widerstand in Deutschland anzustoßen bzw. mitzugestalten.²⁵ Franziska Jägerstätters Engagement trug erst später Früchte, denn die Anerkennung der Wehrdienstverweigerung ihres Mannes als Akt des Widerstandes wurde ihm erst mit seiner Seligsprechung 2007 in breiten Teilen der österreichischen Gesellschaft zuteil.

Franziska Jägerstätter leistete auf vielfältige Weise einen Beitrag dazu, dass die anfängliche Ablehnung der Wehrdienstverweigerung ihres Mannes in eine umfassende gesellschaftliche und kirchliche Anerkennung umgewandelt wurde. Eine wichtige Wegbereiterin in der Erinnerungs- und Gedenkarbeit war die Historikerin Erna Putz. Im folgenden Abschnitt wird auf diese besondere Beziehung und deren Bedeutung für die Jägerstätter-Forschung, den Nachlass sowie die Rezeption Bezug genommen.

Forschung, Archivierung und Verbreitung: Erna Putz und Franziska Jägerstätter als Angelpunkte in der Forschung und Gedenkarbeit

Franziska Jägerstätter lernte 1979 die Historikerin Erna Putz kennen, als diese für die Kirchenzeitung der Diözese Linz eine Reportage über St. Radegund verfasste. In der Folge übergab ihr Franziska Jägerstätter ein Päckchen mit Schriften ihres Ehemannes und weckte damit das Forschungsinteresse der Historikerin. Putz begann, das schriftliche Erbe Franz Jägerstätters in Abstimmung mit seiner Witwe aufzuarbeiten und sich intensiv mit seiner Biografie zu befassen. Um diese Arbeit vertiefen zu können, zog Putz in die Nähe von St. Radegund. Stück für Stück wuchs das Vertrauen zwischen den beiden Frauen, was Franziska Jägerstätter dazu veranlasste, der Historikerin über die Jahre hinweg immer mehr Briefe und Schriften von Franz Jägerstätter für ihre Forschungen zur Verfügung zu stellen. Putz erinnert sich: »Es wäre einfacher gewesen, wenn ich alles von vornherein gesehen und einordnen hätte können [...]«²⁶ Ihr Ziel war es, nicht nur die Biografie Jägerstätters zu beleuchten, sondern auch die menschlichen und spirituellen Beweggründe seiner Entscheidung zu erfassen, zu dokumentieren und Aufklärungsarbeit zu leisten. Ein wesentlicher Faktor ihrer Zusammenarbeit war die gemeinsame Verwurzelung im katholischen Glauben. Diese Grundlage verband die beiden, und jede trug auf ihre eigene Weise zur Erinnerung und Aufarbeitung bei.

Anlässlich des 40. Todestages von Franz Jägerstätter am 9. August 1983 organisierte Erna Putz erstmals eine Gedenkveranstaltung in St. Radegund. Diese umfasste eine Andacht zur Todesstunde Jägerstätters, eine Pilgerwanderung, eine Messe sowie eine Lichterfeier an seinem Grab. Im darauffolgenden Jahr wurde die Veranstaltung um einen Seminarteil ergänzt. Das Gedenken zum Todestag entwickelte sich im Laufe der Jahre zu einem wichtigen Dreh- und Angelpunkt der internationalen Jägerstätter-Gemeinschaft und wird bis heute begangen.²⁷ Franziska Jägerstätter war von Beginn an in die Organisation involviert. Laut Putz zählte sie zur Kerngruppe, die diesen Gedenktag veranstaltete, und war eine Person, die »wirklich mitgetan und mitgestaltet«²⁸ hat.

Franziska Jägerstätter wurde in ihrer Arbeit bestärkt, weil zunehmend mehr Menschen Interesse am Schicksal ihres Mannes zeigten und seine Entscheidung – im Gegensatz zu den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg – positiv würdigten. Sie erhielt im Laufe der Jahre zahlreiche wertschätzende Briefe, die ein Gegengewicht zu den erfolgten Anfeindungen und der gesellschaftlichen Ausgrenzung bildeten. Nach jeder Veröffentlichung über Franz Jägerstätter, sei es in der Presse, im Radio oder im Fernsehen, nahmen Menschen Kontakt zu ihr auf. Aus dieser Anteilnahme und Wertschätzung



Abb. 1: Franziska Jägerstätter und Erna Putz bei einem Ausflug zum Toplitzsee (Steiermark), 1987, FFJ1, Sammlung Franziska Jägerstätter, F1.16.5.

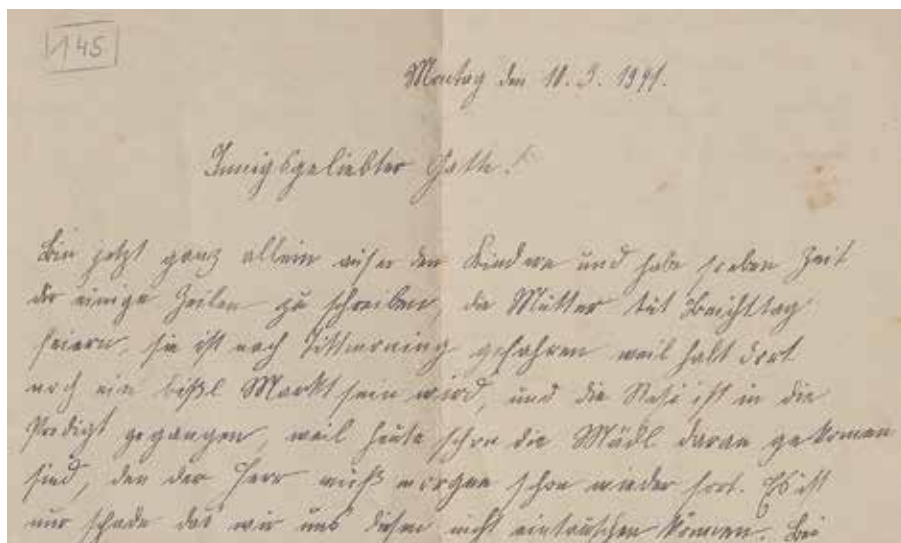


Abb. 2: Briefausschnitt Franziska Jägerstätter an Franz Jägerstätter, 10.3.1941, FFJ1, Sammlung Haus Jägerstätter, B2.1.25.

schöpfte Franziska Jägerstätter Kraft für die Gedenk- und Erinnerungsarbeit und fasste das Vertrauen, schließlich alle Briefe und Schriften ihres Mannes zur Verfügung zu stellen.

1985 veröffentlichte Erna Putz die Biografie *Franz Jägerstätter ... besser die Hände als der Wille gefesselt*. Zwei Jahre später folgte die Herausgabe der Gefängnisbriefe und Aufzeichnungen Jägerstätters.²⁹ Die positive Resonanz auf diese Publikationen, gemeinsame Reisen, wie u. a. eine Pilgerfahrt nach Rom 1986 mit Audienz bei Papst Johannes Paul II., oder die Einleitung des Seligsprechungsverfahrens in den 1990er Jahren markierten wichtige Meilensteine in der Tätigkeit der beiden Frauen. Diese Entwicklungen führten schließlich dazu, dass Franziska Jägerstätter und ihre Töchter den gesamten Nachlass der Kirche übertrugen. Schlussendlich stellte Franziska Jägerstätter, die stets betonte, dass es um ihren Mann und nicht um sie ginge,³⁰ Erna Putz zum Jahreswechsel 2006/07 eine entscheidende Frage: »Und was ist mit meinen Briefen?«³¹

Franziska Jägerstätter entschied sich schlussendlich, Putz auch ihre Briefe, die sie während der Militär- und Haftzeit an ihren Ehemann geschrieben hatte, zur Veröffentlichung anzuvertrauen. Über Monate lasen Franziska Jägerstätter und Erna Putz die Briefe sorgfältig durch und Erna Putz bereitete die Publikation des Bandes *Franz Jägerstätter. Der gesamte Briefwechsel mit Franziska. Aufzeichnungen 1941–1943*³² vor, der im Jahr der Seligsprechung 2007 erschien. Durch die Veröffentlichung ihrer eigenen Briefe trat Franziska Jägerstätter als *dramatis persona* aus dem Schatten ihres Mannes und war nicht mehr nur Nebendarstellerin auf der Bühne. Sie gewährte damit der Öffentlichkeit Einblicke in ihre Lebens- und Gefühlswelt und die Beziehung zu ihrem Mann.

Der Nachlass Franz Jägerstätters und sein Weg ins Jägerstätter Institut

Die Seligsprechung markierte einen Wendepunkt in der öffentlichen Wahrnehmung von Franz Jägerstätter und stellte den Höhepunkt einer stetig wachsenden Anerkennung seiner Person in Kirche und Gesellschaft dar. Sie fand am 26. Oktober 2007 im Linzer Mariendom statt. Der Prozess, der zu diesem feierlichen Akt führte, begann bereits 1997. Auf Grundlage der zustimmenden Voten der Österreichischen Bischofskonferenz, einer eigens einberufenen historisch-theologischen Kommission und des Linzer Domkapitels wurde der Seligsprechungsprozess offiziell durch den damaligen Linzer Diözesanbischof Maximilian Aichern eingeleitet. In diesem Jahr wurde auch das Todesurteil gegen Franz Jägerstätter vom Landesgericht Berlin aufgehoben.

ben. Die diözesane Phase dieses Verfahrens endete am 21. Juni 2001, woraufhin die Akten zur weiteren Bearbeitung an die Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungsverfahren in Rom übermittelt wurden. Eine zentrale Rolle im sogenannten Informativprozess spielte der heutige Diözesanbischof Manfred Scheuer, der sich intensiv mit der theologischen Einordnung des Martyriums Jägerstätters befasste. Im Rahmen des Prozesses wurden zahlreiche Zeitzeug:innen befragt und sein schriftliches Erbe dafür geordnet, erfasst und transkribiert.³³ Franziska Jägerstätter und ihre drei Töchter hatten zu diesem Zweck das schriftliche Erbe und persönliche Objekte an die römisch-katholische Pfarrkirche in St. Radegund übergeben.

Am 23. Oktober 2005 legte der Generalrealor in Rom die »Positio super martyrio« vor, die zentrale theologische Stellungnahme im Seligsprechungsverfahren. Im Februar 2007 erkannten die Kardinäle und Bischöfe in der »Sessio Ordinaria« an, dass Franz Jägerstätter »aus Hass gegen den Glauben ermordet«³⁴ wurde. Der Vatikan und Papst Benedikt XVI. bestätigten am 1. Juni 2007 offiziell das Martyrium, womit der Seligsprechungsprozess mit der Verkündung des entsprechenden Dekrets formell abgeschlossen war. Die Seligsprechung fand schließlich am 26. Oktober 2007 im Linzer Mariendom unter großem nationalem und internationalem Medieninteresse statt. An der Feierlichkeit nahmen rund 5.000 Gläubige aus aller Welt teil, darunter Franziska, ihre drei Töchter, Franz Jägerstätters uneheliche Tochter und 60 weitere Familienangehörige, sowie 27 Bischöfe und Kardinäle aus dem In- und Ausland und zahlreiche Vertreter:innen der katholischen Kirche, der Politik und des öffentlichen Lebens. Ein besonderer Moment der Feier war die Übergabe einer Reliquie³⁵ von Franz Jägerstätter durch die damals 94-jährige Franziska Jägerstätter an den Linzer Diözesanbischof Ludwig Schwarz, unmittelbar nach der Verlesung des päpstlichen Schreibens. Bei der Überreichung der Reliquie küsste sie diese, ein Moment, der große mediale Aufmerksamkeit erlangte. Heute ist diese Reliquie in einer von Herbert Friedl entworfenen Stele in der Kapelle »Maria, Königin der Märtyrer« zusammen mit einer Originalschrift Jägerstätters zu sehen.³⁶

Franziska Jägerstätter, die an diesem Tag in einem roten Mantel und mit einem roten Hut – den liturgischen Farben des Martyriums – gekleidet war, gelang es durch diese symbolträchtige Geste, sich selbst in diesen historischen Moment einzuschreiben und eine dauerhafte Verbindung mit dem Schicksal ihres Mannes zu schaffen. Es war der Höhepunkt des unermüdlichen Einsatzes von Franziska Jägerstätter, das Opfer ihres Mannes nicht in Vergessenheit geraten zu lassen – aber auch von Erna Putz, die durch ihre Forschungen, Veranstaltungen und Publikationen einen wesentlichen Beitrag dazu leistete, dass Jägerstätter als Märtyrer und Gewissenszeuge öffentlich wahrgenommen wurde. Sie spielte eine zentrale Rolle bei der Verbreitung



Abb. 3: Franziska Jägerstätter und Andreas Ambrosi beim Versiegeln des Seligsprechungsaktes am 21.6.2001 im Linzer Bischofshof, FFJI, Sammlung Franziska Jägerstätter, Fl.5.22.



Abb. 4: Seligsprechungsfeier am 26.10.2007 im Linzer Mariendom, Diözese Linz/Hermann Wakolbinger (#35484).

und Bekanntmachung des »Falls Jägerstätter« und trug maßgeblich dazu bei, sein Schicksal einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Im Zuge der Seligsprechung von Franz Jägerstätter wurde die Möglichkeit einer institutionellen Verankerung der Jägerstätter-Forschung an der Katholischen Privat-Universität (KU) Linz diskutiert, um nicht nur das materielle Erbe zu sichern, sondern auch eine zentrale Anlaufstelle für die wissenschaftliche Erforschung und Vermittlung seines Lebens und Wirkens zu schaffen. Am Vorabend des zehnten Jahrestags der Seligsprechung, am 25. Oktober 2017, wurde schließlich das Franz und Franziska Jägerstätter Institut (FFJI) an der KU Linz gegründet, das 2018 seine Forschungstätigkeit aufnahm. Mit der Gründung des Instituts wurden zugleich die Rahmenbedingungen für die Übertragung des Jägerstätter-Nachlasses von der Pfarrkirche St. Radegund an die Diözese Linz geschaffen. Seit 2018 befindet sich dieser Bestand im Besitz der Diözese und wird im Diözesanarchiv Linz verwahrt.³⁷

Das FFJI ist seitdem für die Inventarisierung, Katalogisierung, Edition und wissenschaftliche Bearbeitung des Nachlasses verantwortlich, wodurch die langfristige Sicherung und Erschließung des Jägerstätter-Erbes für die Nachwelt sowie die wissenschaftliche Aufarbeitung gewährleistet sind. Damit ging die Rolle der nachlassbewahrenden Stelle von der Familie an die Diözese bzw. das Forschungsinstitut über.³⁸ Der Quellenbestand umfasst umfangreiche Korrespondenzen und Aufzeichnungen von Franz Jägerstätter, darunter Briefe und Karten, Notizen auf losen Blättern und in Heften, Franziskas Briefe an ihren Mann bzw. an weitere Personen sowie Schriftstücke Dritter an Franz Jägerstätter. Dazu gehören auch Schreiben von Personen aus Jägerstätters Umfeld, vor allem an Franziska. Auch persönliche Dokumente wie Führerschein, Reisepass und Schulzeugnisse sowie Materialien aus dem Seligsprechungsprozess, Dokumente des Vereins Gedenkort »Haus Jägerstätter« und die Handbibliothek Jägerstätters sind Teil des Bestandes.

Ein langfristiges Ziel des FFJI ist die Erstellung einer digitalen, historisch-kritischen Edition des Jägerstätter-Nachlasses. Dieses Großprojekt soll den Quellenbestand möglichst niederschwellig einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machen und damit sowohl für die akademische Forschung als auch die pädagogische Auseinandersetzung mit Franz und Franziska Jägerstätter neue Perspektiven eröffnen.³⁹ Die digitale Forschungsplattform *Franz und Franziska Jägerstätter Edition* ging im Juni 2023 online und wird seither stetig ergänzt.⁴⁰ Diese wurde im Sommer 2024 um den Briefwechsel zwischen Franziska Jägerstätter und Heinrich Kreutzberg sowie um zahlreiche Fotografien aus dem Nachlass Franziskas erweitert.⁴¹ Durch die Arbeiten an der digitalen Edition entwickelte sich ein intensiver Austausch zwischen dem FFJI und den Töchtern von Franz und Franziska Jägerstätter. Dabei stellte sich heraus, dass Franziska Jägerstätter zu Lebzeiten weitere für die

Forschung relevante Quellen gesammelt hatte. Ihr Nachlass wurde 2019 mittels Schenkungsvertrags der Diözese Linz übertragen.⁴² Dieser wird seitdem vom FFJI erschlossen und wissenschaftlich bearbeitet. Zentral dabei ist, dass Franziska Jägerstätter als eigenständige Bestandsbildnerin erfasst und ihre Quellen nicht in den Nachlass ihres Mannes integriert wurden. Dies wäre nicht nur aus archivischer Perspektive problematisch, sondern würde auch zur Unsichtbarkeit von Frauennachlässen beitragen.⁴³ Auf die Potenziale des Bestandes wird im abschließenden Abschnitt näher eingegangen.

Der Nachlass Franziska Jägerstätter: Potenziale für die Forschung

Der Zeitraum des Nachlasses erstreckt sich von 1945 bis zu ihrem Tod im Jahr 2013. Dieser umfangreiche Bestand besteht hauptsächlich aus Fotografien und Briefen, darunter zahlreiche Gratulationsschreiben und jene bereits erwähnten Schreiben der Unterstützung und Anteilnahme. Zudem umfasst er verschiedene Dokumente, religiöse Literatur und Publikationen, Auszeichnungen sowie Zeitungen, Zeitungsausschnitte und Arbeiten von Schüler:innen.⁴⁴

Bei der Betrachtung der vielfältigen wissenschaftlichen und kulturellen Relevanz der Materialien lassen sich drei zentrale Bereiche für die Jägerstätter-Forschung identifizieren:

Erstens sind die im Nachlass enthaltenen Briefe, Dokumente und Fotografien von großer Bedeutung für die Rekonstruktion der Lebensgeschichte Franziska Jägerstätters, die in der bisherigen Forschung aufgrund der Fokussierung auf ihren Ehemann noch Leerstellen aufweist.⁴⁵ Die Quellen bieten wertvolle Einblicke in Franziska Jägerstätters Alltag, ihre sozialen und familiären Beziehungen sowie ihre aktive Rolle in der Pfarrgemeinde und im Gedenken an ihren Mann. Sie dokumentieren zudem die politischen und gesellschaftlichen Spannungen, mit denen sie im Laufe ihres Lebens konfrontiert war. Der Bestand bildet eine wichtige Grundlage für eine vertiefende biografische Aufarbeitung, die das Leben und Wirken Franziska Jägerstätters in der Gedenk- und Erinnerungsarbeit in einen breiteren historischen und gesellschaftlichen Kontext stellt.

Zweitens stellen die Briefe und Fotografien des Nachlasses eine wertvolle Quelle für die Erforschung der Rezeptionsgeschichte von Franz Jägerstätter in der Zweiten Republik sowie für die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und der Wehrdienstverweigerung im österreichischen und internationalen Kontext dar. Mithilfe der enthaltenen Schreiben lassen sich ein umfassendes Bild der Rezeption des »Falls Jägerstätter« zeichnen und wichtige Meilensteine in der Rezeptionsgeschichte herausarbeiten. Überdies

zeugen die schriftlichen Quellen auch von einem internationalen Interesse an der Person Franz Jägerstätter.

Drittens dokumentieren die Materialien die Entstehung und Transformation der zentralen Gedenkstätten für Franz Jägerstätter, die heute einen fixen Platz in der österreichischen Kulturlandschaft haben und bedeutende Bezugspunkte für die historische Bildungsarbeit, die Erinnerungskultur und das religiöse Leben darstellen. Sie sind zentrale Orte der Auseinandersetzung mit Themen wie Widerstand oder Zivilcourage gegen totalitäre Regime. Besonders hervorzuheben ist hierbei die Grabstätte Franz Jägerstätters, die nach der Überführung der Urne 1946 an der Außenmauer der Pfarrkirche St. Radegund errichtet wurde und im Laufe der Jahrzehnte zahlreiche Veränderungen erfuhr. Der Nachlass bietet die Möglichkeit, diesen Prozess visuell und inhaltlich zu rekonstruieren. Ähnliches gilt für das ehemalige Wohnhaus der Jägerstätters, das 1985 von der Pfarrgemeinde St. Radegund erworben wurde. Mithilfe von Spenden und ehrenamtlichen Helfer:innen, darunter auch Franziska Jägerstätter selbst, wurde das Haus saniert und zu einem musealen Gedenkort umgestaltet. Dieser Gedenkort, der zum 50. Todestag von Franz Jägerstätter am 9. August 1993 feierlich eröffnet wurde, ist seitdem ein Ort der Begegnung und der Erinnerung. Des Weiteren geben die Fotos Auskunft über Persönlichkeiten, die als Akteur:innen den Weg für das Gedenken an Franz Jägerstätter ebneten und in diesem jahrzehntelangen Prozess der Einschreibung in das kulturelle Gedächtnis eine zentrale Rolle spielten. Sie zeugen aber auch von Franziskas Engagement, Menschen das Schicksal ihres Mannes näherzubringen.

Neben den bereits genannten Bereichen bietet der Bestand tiefe Einblicke in das Alltagsleben in einem bäuerlich-katholisch geprägten ländlichen Raum sowie die sozialen Netzwerke von Franziska Jägerstätter. Die Materialien erweisen sich zudem als äußerst relevant für frauen- und geschlechtergeschichtliche Fragestellungen. Durch die Analyse dieser Quellen können tiefere Einblicke in die Konstruktion von Erinnerung aus geschlechterhistorischer Perspektive gewonnen und bisher vernachlässigte Aspekte der Erinnerungspolitik und der sozialen Verantwortung von Frauen herausgearbeitet werden. Überdies bietet der Bestand die Möglichkeit, die Rolle von Frauen bzw. Witwen in der Bewahrung und Verbreitung von Nachlässen zu erforschen. Diese zusätzlichen Forschungsperspektiven verdeutlichen, dass der Nachlass reichhaltiges und vielseitiges Material bietet, das für verschiedene wissenschaftliche Disziplinen von großem Interesse sein kann.

Ein Teil des Nachlasses konnte im Rahmen des Förderprogramms »Kulturerbe digital« des Bundesministeriums für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport bereits digitalisiert, katalogisiert, ediert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.⁴⁶

Conclusio

Dieser Beitrag soll sowohl zu archivwissenschaftlichen Fragestellungen im Zusammenhang mit Nachlässen als auch für die Jägerstätter-Forschung und zur geschlechterhistorischen Perspektive mit Fokus auf Franziska Jägerstätter neue Erkenntnisse liefern. Es wird die Rolle von Witwen bei der Bewahrung und Weitergabe von Nachlässen sowie ihre Bedeutung für die Gedenk- und Erinnerungsarbeit beleuchtet. Franziska Jägerstätter wird als zentrale Bühnenfigur in verschiedenen Rollen betrachtet: als Bewahrerin des Nachlasses, Protagonistin der Erinnerungsarbeit, Initiatorin von Forschungsarbeiten und Gestalterin von Beständen. Schritt für Schritt fasste sie Vertrauen und stellte ausgewählten Personen die Briefe und Schriften ihres Mannes und schließlich auch ihre eigenen zur Verfügung. Eine besondere Rolle in diesem Prozess spielte die Historikerin Erna Putz. Sie verband mit Franziska Jägerstätter nicht nur eine Freundschaft, sondern auch eine gemeinsame Lebensaufgabe: die Geschichte von Franz Jägerstätter und seines Widerstands gegen das nationalsozialistische Regime einem breiten Publikum zugänglich zu machen und ihm postum die Anerkennung zukommen zu lassen, die ihm zu Lebzeiten und in den Jahren nach seinem Tod lange verwehrt geblieben war.

Im Kontext der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit in Österreich und dem »Fall Jägerstätter« in Gesellschaft, Kultur und Politik trat Franziska Jägerstätter im Laufe der Zeit immer stärker als Ehefrau des Wehrdienstverweigerers in die Öffentlichkeit. Sie widmete ihr Leben der Anerkennung ihres Mannes. Trotz anfänglicher Anfeindungen schuf sie durch ihre Zurückhaltung und das Zugänglichmachen ihrer Briefe in der Öffentlichkeit das Bild einer treuen und liebenden Witwe, das die Menschen berührte und bewegte. Dies zeigte sich beispielhaft bei der Feier zur Seligsprechung. Der Beitrag thematisiert nicht nur den Nachlass von Franz Jägerstätter und dessen Weg ins Archiv, sondern hebt auch die Bedeutung des Nachlasses von Franziska Jägerstätter für die Forschung hervor. Dadurch rückt ihre eigene Lebensgeschichte in den Mittelpunkt und sie wird von der Hüterin des Erbes ihres Mannes zur zentralen Bühnenfigur der Erinnerungskultur.

Anmerkungen

- 1 Der lateinische Begriff *dramatis personae* bedeutet wörtlich »Personen der Handlung« und bezieht sich auf die Charaktere eines Bühnenstücks. Die Bezeichnung wird sowohl für die Gesamtliste der beteiligten Personen als auch im engeren Sinne für die einzelnen Figuren eines Stücks verwendet. In diesem Artikel dient der Begriff dazu, Franziska Jägerstätter als zentrale Figur auf der Bühne der Gedenk- und Erinnerungsarbeit hervorzuheben.
- 2 Franz Jägerstätter wurde 1933 Vater einer unehelichen Tochter.
- 3 Dies war eine befristete Entlassung aus dem Wehrdienst, um die Landwirtschaft zu betreiben, bei der Wehrpflichtige formal wieder neu zum Wehrdienst eingezogen werden mussten.
- 4 Vgl. Verena Lorber und Erna Putz: Außergewöhnliche Beziehung(en). In: Verena Lorber, Thomas Schlager-Weidinger und Andreas Schmoller (Hg.): Franz Jägerstätter. Leben und Erinnerung (Christ und Märtyrer). Linz: Wagner 2023, 19–29, hier 8–18.
- 5 Neben Kreutzberg waren es vor allem die Geistlichen Josef Karobath, der Priester von St. Radegund und enger Vertrauter der Jägerstätters, Franz Krenn, Pfarrer i. R. und Freund der Familie, sowie Pfarrer Leopold Arthofer, die die Geschichte von Franz Jägerstätter publik machten – trotz erheblichen Gegenwinds seitens der katholischen Kirche. Jägerstätters Handeln stand im Widerspruch zum in der katholischen Kirche vorherrschenden Obrigkeitsdenken sowie zur Lehre vom gerechten Krieg. Die katholische Kirche lehrte, dass es unter bestimmten Umständen moralisch gerechtfertigt sei, Krieg zu führen, insbesondere zur Verteidigung des Landes. Diese Lehre machte es schwierig, individuelle Gewissensentscheidungen zur Kriegsdienstverweigerung anzuerkennen, da viele Katholiken in den Krieg zogen und ihre Pflicht erfüllten. Vgl. Andreas Schmoller: Franz Jägerstätter. Würdigung und Auseinandersetzung. In: Lorber, Schlager-Weidinger und Schmoller (Anm. 4), 19–29, hier 19–20.
- 6 Vgl. Heinrich Kreutzberg an Franziska Jägerstätter, 18.02.1946. In: Franz und Franziska Jägerstätter Edition. Hg. v. Andreas Schmoller und Verena Lorber. https://edition.jaegerstaetter.at/#/edition/view/B3_1_32.xml (Zugriff am 16.09.2024); Franziska Jägerstätter an Heinrich Kreutzberg, 01.05.1946. In: Ebenda, https://edition.jaegerstaetter.at/#/edition/view/DAB_FaJ_an_HK_1946_05_01.xml (Zugriff am 16.09.2024); Franziska Jägerstätter an Heinrich Kreutzberg, 21.07.1946. In: Ebenda, https://edition.jaegerstaetter.at/#/edition/view/DAB_FaJ_an_HK_1946_07_21.xml (Zugriff am 16.09.2024).
- 7 Vgl. Heinrich Kreutzberg: Er verweigerte den Eid. In: Mann in der Zeit, 1, 1948, 8; Heinrich Kreutzberg: Franz Reinisch. Ein Märtyrer unserer Zeit. Limburg: Lahn 1952.
- 8 Andreas Schmoller: Franz Jägerstätter. Würdigung und Auseinandersetzung. In: Lorber, Schmoller und Schlager-Weidinger (Anm. 4), 18–30, hier 20–21.
- 9 Der Fall Jägerstätter, Regie: Axel Corti nach dem Drehbuch von Hellmut Andics, Erstaussstrahlung Österreich am 11.04.1971.
- 10 Vgl. Gordon C. Zahn: Er folgte seinem Gewissen. Das einsame Zeugnis des Franz Jägerstätters. Graz: Styria 1988, 77–78.
- 11 Vgl. Thomas Schlager-Weidinger: Franz Jägerstätter. Ein jahrzehntelanger Auf- und Anreger in Öffentlichkeit und Kunst. In: Lorber, Schlager-Weidinger und Schmoller (Anm. 4), 31–37, hier 31.
- 12 Interview von Verena Lorber mit Erna Putz, 31.05.2022.
- 13 Vgl. zur Nachlassverwaltung durch Familienmitglieder, insbesondere durch Witwen: Loretta Würtenberger: Der Künstler Nachlass. Handbuch für Künstler, ihre Erben und Nachlassverwalter. Berlin: Hatje Cantz 2016, 70–78; Katrina Strickland: Affairs of the Art. Love, Loss and Power in the Art World. Melbourne: Melbourne University Press 2013; Anke Maletowski: Vom Umgang mit dem Erbe. Die Nachlassverwaltung

- der Corinther und das Archiv der Akademie der Künste. In: Special Delivery 2011, 52–71; Kaspar Renner: Des Vaters Wille. Nachlassbewusstsein und Werkpolitik in der Familie Herder. In: Kai Sina und Carlos Spoerhase: Nachlassbewusstsein: Literatur, Archiv, Philologie 1750–2000. Göttingen: Wallstein 2017, 179–216; Ursula Schneider und Annette Steinsiek: Wer Erkenntnisse jagen will, muss vorher gesammelt haben. Überlieferung und Gender. In: Erna Appelt (Hg.): Geschlechterforschung: Identitäten, Diskurse, Transformationen. Forschungsergebnisse und -vorhaben des interdisziplinären Gender-Forschungsschwerpunktes an der Universität Innsbruck. Innsbruck: Broschüre des Forschungsbereichs »Frauen- und Geschlechterforschung« 2007, 43–49.
- 14 Vgl. Ellen Smith: Widows, Violence and Death: The Construction of Imperial Identity and Memory by Women in Mourning across British India, 1857–1926. In: Gender & History 2023, 1–16.
 - 15 Diese Interviews waren für Journalist:innen eine besondere Herausforderung, da sie stets wortkarg war und immer die gleichen Sätze sagte.
 - 16 100. Geburtstag von Franziska Jägerstätter am 4. März 2013, <https://www.dioezese-linz.at/site/jaegerstaetter/biografie/franziskajaegerstaetter/article/6931.html> (Zugriff am 16.09.2024).
 - 17 Dieses Dokument wurde von Franziska Jägerstätter keiner weiteren Person zur Verfügung gestellt. Aus Rücksicht auf ihren Wunsch haben die Töchter es bis heute nicht öffentlich zugänglich gemacht. Es ist zwar Teil des Nachlasses, darf aber nicht veröffentlicht werden.
 - 18 Vgl. dazu: Renner (Anm. 13), 180–181, 198–199, 201–202; Jochen Rath: Vom Nutzen (und Nachteil?) der Nachlässe in Archiven. In: Archivpflege in Westfalen-Lippe 67, 2007, 33–39; Anett Lütteken: Das Literaturarchiv – Vorgeschichte(n) eines Spätlings. In: Petra-Maria Dallinger, Georg Hofer und Bernhard Judek: Archive für Literatur: Der Nachlass und seine Ordnungen. Berlin: De Gruyter 2018 (Literatur und Archiv 2), 63–88, hier 77–80.
 - 19 Vgl. Ursula Schneider und Annette Steinsiek: Hopp oder Dropp? Die ökonomische Bedingtheit literarischer Überlieferung. In: Sieglinde Klettenhammer (Hg.): Literatur und Ökonomie. Innsbruck; Wien; Bozen: Studien Verlag 2010 (Angewandte Literaturwissenschaft 8), 200–220.
 - 20 Die »Opferthese« besagt, dass Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg das erste Opfer der nationalsozialistischen Aggressionspolitik war. Diese diene dazu, Österreichs Rolle während des Nationalsozialismus zu relativieren und die Mitverantwortung für die Verbrechen des NS-Regimes zu minimieren. Diese Darstellung beruhte auf einer einseitigen Interpretation der Moskauer Deklaration der alliierten Außenminister 1943, in der die Wiederherstellung eines freien und unabhängigen Österreich als Ziel definiert wurde.
 - 21 Vgl. Walter Manoschek: Österreichische Opfer der NS-Militärjustiz. Auf dem langen Weg der Rehabilitierung. In: Thomas Geldmacher, Hannes Metzler, Magnus Koch, Peter Pirker und Lisa Rettl (Hg.): »Da machen wir nicht mehr mit ...«. Österreichische Soldaten und Zivilisten vor Gerichten der Wehrmacht. Wien: Mandelbaum 2010, 31–50.
 - 22 Vgl. Verena Lorber: Franziska Jägerstätter. In: Schmoller und Lorber (Anm. 6), https://edition.jaegerstaetter.at/#/biografien/Bio_FaJ.xml (Zugriff am 16.09.2024).
 - 23 Manfred Scheuer: Predigt beim Begräbnisgottesdienst in St. Radegund, 23.03.2023, https://www.dioezese-linz.at/dl/rqulJLMOKjx4KJK/predigt_franziska_jaegerstaetter_20130323_pdf (Zugriff am 16.09.2024).
 - 24 Vgl. dazu Aleida Assmann: Formen des Vergessens. Göttingen: Wallstein 2018, 178–179; Alexander Mitscherlich und Margarete Mitscherlich: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. München: Piper 1967, 13–86.
 - 25 Vgl. Helmuth Caspar von Moltke und Ulrike von Moltke: Helmuth James und Freya von Moltke. Abschiedsbriefe Gefängnis Tegel September 1944 – Januar 1945. München: C. H. Beck, 13–34; Freya von Moltke Stiftung (Hg.): Freya von Moltke, <https://www.fvms.de/die-stiftung/freya-von-moltke/#nach-dem-kriegsende>; Gedenkstätte Deutscher Widerstand (Hg.): Freya Gräfin von Moltke, <https://www.gdw-berlin.de/>

- de/vertiefung/biografien/personenverzeichnis/biografie/view-bio/freya-graefin-von-moltke/; Elisalex Clary: Freya, die Frau des guten Deutschen. In: Welt, 10.03.2007, <https://www.welt.de/politik/article754892/Freya-die-Frau-des-guten-Deutschen.html>; Sigrid Brinkmann im Gespräch mit Erik von Grawert-May: Freya von Moltke und der Kreisauer Kreis. In: Deutschlandfunk Kultur, 25.04.2011, <https://www.deutschlandfunkkultur.de/freya-von-moltke-und-der-kreisauer-kreis-100.html> (Zugriff am 16.09.2024).
- 26 Interview Putz (Anm. 12).
- 27 Bis 2007 war Erna Putz für das jährliche Gedenken verantwortlich, seither haben Pax Christi Österreich und die Pfarre St. Radegund die Organisation übernommen.
- 28 Interview Putz (Anm. 12).
- 29 Erna Putz: Franz Jägerstätter. ... besser die Hände als der Wille gefesselt... Linz: Veritas 1985; Franz Jägerstätter: Gefängnisbriefe und Aufzeichnungen. Franz Jägerstätter verweigert 1943 den Militärdienst. Hg. v. Erna Putz. Linz; Wien: Veritas 1987.
- 30 Vgl. Christian Wiesner: Franziska Jägerstätter (1913–2013). Wegbegleiterin einer Gewissensentscheidung. In: Wolfgang Vogl und Sebastian Walser (Hg.): Geistliche Frauen des 20. Jahrhunderts. Neu- und Wiederentdeckungen. Berlin: LIT 2020, 254–275, hier 267.
- 31 Interview Putz (Anm. 12).
- 32 Franz Jägerstätter: Der gesamte Briefwechsel mit Franziska. Aufzeichnungen 1941–1943. Hg. v. Erna Putz. Graz: Styria 2007.
- 33 Die damalige Leiterin des Diözesanarchivs Linz, Dr.^m Monika Würthinger, war für die Systematisierung und Transkription der Schriften verantwortlich.
- 34 Dekret über das Martyrium des Diener Gottes Franz Jägerstätter. In: Linzer Diözesanblatt, 13, 2007, 6, 50.
- 35 Die Urne von Jägerstätter wurde 1946 von Vöcklabrunner Schulschwestern nach Österreich überführt. Franziska entnahm daraus einige verbrannte Überreste als persönliche Reliquien. Ein kirschkerngroßes Knochenstück übergab sie an die Kirche in Tarsdorf, wo es in der Altarplatte der sogenannten Familienkapelle aufbewahrt wurde. Da die hohe Luftfeuchtigkeit eine Beschädigung der Reliquie drohen ließ, entschloss Franziska sich, diese dem Dom für das neu angefertigte Reliquiar zur Seligsprechung 2007 zu überlassen. Vgl. Ewald Volgger: Vom Schafott zum Altar. Bestattung und Translatio des Märtyrers Franz Jägerstätters. Innsbruck; Wien: Studienverlag 2020 (Jägerstätter Studien 1), 89–97.
- 36 Vgl. Monika Würthinger: Franz Jägerstätter – Gedenken 1997. In: Neues Archiv für die Geschichte der Diözese Linz 12, 1997, 14–25; Alfons Riedl und Josef Schwabeneder: Franz Jägerstätter. Christlicher Glaube und politisches Gewissen. Thaur: Druck- und Verlagshaus Thaur 1997; Manfred Messerschmidt: Aufhebung des Todesurteils gegen Franz Jägerstätter. In: Kritische Justiz, 31, 1998, 1, 99–105; Seliger Franz Jägerstätter: Feier der Seligsprechung im Linzer Mariendom, <https://www.dioezese-linz.at/site/jaegerstaetter/seligsprechung/article/7045.html> (Zugriff am 16.09.2024).
- 37 Am 7. Juni 2018 erfolgte die kirchenbehördliche Genehmigung des Schenkungsvertrags zwischen der Pfarre St. Radegund und der Diözese Linz.
- 38 Hier zeigt sich auch das fachliche Wissen, das zur Aufarbeitung des Quellenbestandes vonnöten ist. Im Zuge der ersten Bearbeitung wurde der Bestand vom FFJI gemäß den Standards der *Ressourcenerschließung mit Normdaten in Archiven und Bibliotheken für Personen-, Familien-, Körperschaftsarchive und Sammlungen* (RNAB) neu systematisiert und der Nachlass in drei Ordnungsbereiche unterteilt: Korrespondenzen (B), Lebensdokumente (L) und Sammlungen (S). Bei den Korrespondenzen wird zwischen Briefen von Franz Jägerstätter (Signaturenreihe B1), Briefen an ihn (Signaturenreihe B2) und Briefen Dritter über ihn (Signaturenreihe B3) unterschieden. Die weiteren schriftlichen Dokumente Franz Jägerstätters, wie lose Notizen und Aufzeichnungen in Heften, sind in der Kategorie Lebensdokumente (Signaturenreihe L) erfasst. Gesammelte Materialien und Objekte, die Jägerstätters Leben betreffen, werden in der Signaturenreihe S1 als Sammlung geführt.

- 39 Eine Herausforderung bei der Neuordnung war die Schaffung einer Signaturenkonkordanz. Die Historikerin Erna Putz hatte den Bestand zuvor nach Korrespondenzpartner:innen gegliedert, jedoch standen ihr – wie oben beschrieben – nie alle Dokumente gleichzeitig zur Verfügung, was zu einer chronologisch inkonsistenten Vergabe der Signaturen führte. Vgl. Verena Lorber: Franz Jägerstätter im Brennpunkt. Biografie – Quellenkorpus – Digitale Edition. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 40, 2021, 141–156.
- 40 Franz und Franziska Jägerstätter Edition (Anm. 6), <https://edition.jaegerstaetter.at/#/startseite> (Zugriff am 16.09.2024).
- 41 Detaillierte Informationen zum Projekt sind über die Homepage des Franz und Franziska Jägerstätter Institutes abrufbar, <https://ku-linz.at/ffji> (Zugriff am 14.10.2024).
- 42 Auf diese Weise konnte der Nachlass von Franziska Jägerstätter dauerhaft gesichert werden. Die größte Gefahr für Nachlässe und Familienarchive geht teilweise auch von den Erb:innen selbst aus. Oftmals erkennen sie den wissenschaftlichen Quellenwert nicht, was dazu führen kann, dass diese nicht erhalten bleiben, vernachlässigt werden oder verstreut sind. Vgl. Ulrich von Bülow: Der Nachlass als materialistisches Gedächtnis und archivarische Überlieferungsform. In: Sina und Spoerhase (Anm. 13), 75–91, hier 75, 90.
- 43 Gerhalter weist darauf hin, dass dies vielfach nicht der Fall ist und die Nachlässe von Frauen beim Verzeichnen hintangestellt werden bzw. sie nicht als eigenständige Bestandsbilderinnen klassifiziert werden und ihre Quellen in den Nachlässen ihrer berühmten Ehemänner, Söhne oder Väter »verschwinden«. Vgl. Li Gerhalter: »Die Wienerinnen laufen bei hellichtem Tag in Hosen herum.« Ein intersektionaler Blick in die Bestände von Selbstzeugnissammlungen. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 75, 2022, 1 (Schwerpunktthema »Archiv-, Bibliotheks- und Dokumentationspolitiken. Frauen*- und genderspezifische Zugänge«), 145–166, hier 151; siehe den Beitrag von Li Gerhalter in diesem Dossier.
- 44 Der Nachlass wurde in acht Kartonschachteln und zwei Papiertaschen übergeben. Nach einer ersten Sichtung umfasst er ca. 2.700 Einzelressourcen (Briefe, Karten, Dokumente, Zeitungsberichte, etc.), ca. 270 Fotografien und über 30 Fotoalben.
- 45 Vgl. Wiesner (Anm. 30); Lorber (Anm. 22).
- 46 Dabei handelt es sich um einen Großteil der Fotosammlung und Briefe. Das Projekt »Sammlung Franziska« hatte eine Laufzeit vom 1. Juli 2023 bis zum 30. Juni 2024, https://ku-linz.at/forschung/franz_und_franziska_jaegerstaetter_institut/projekte (Zugriff am 14.10.2024).

»Charlotte Herzfeld – ein ganz unbekannter Name« Der Nachlass von Charlotte Herzfeld im Literaturarchiv Salzburg

von Melanie Salvenmoser

Die Nachlässe der Brüder John Heartfield (1891–1968) – Grafiker, Fotomontagekünstler und Bühnenbildner – und Wieland Herzfelde (1896–1988) – Verleger von Avantgardeliteratur in seinem Malik-Verlag – werden im Archiv der Akademie der Künste in Berlin aufbewahrt. Bisher kaum bekannt ist die Tatsache, dass die beiden Brüder auch noch zwei Schwestern hatten. Eine davon, Charlotte Herzfeld, steht im Mittelpunkt dieses Beitrags. Es soll gezeigt werden, wie unterschiedlich die Lebensläufe der Geschwister verliefen: Die künstlerisch begabte Schwester erlangte nie die Berühmtheit ihrer Brüder und ihr Leben, das sie größtenteils in Salzburg verbrachte, war geprägt von vielerlei Herausforderungen. Zudem ist Charlotte Herzfelds Kunst geprägt von der Vergänglichkeit und Fragilität von Naturmaterialien, ihrer Nicht-Reproduzierbarkeit und des kleinen Formats ihrer Werke. Ihr Nachlass steht glücklicherweise seit 2011 im Literaturarchiv Salzburg (LAS) für die Forschung zur Verfügung und zeigt, wie wichtig derlei Nachlässe und ihre Aufarbeitung sind, um Frauen wie Charlotte Herzfeld nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Im Sommer 2008 fand im Jüdischen Museum München eine Ausstellung unter dem Titel *Ein gewisses jüdisches Etwas* statt. Das Konzept sah vor, dass Besucher:innen und Freund:innen des Museums Objekte beitrugen; die dahinterstehenden Geschichten und Objektbiografien bildeten den Schwerpunkt. Unter den Exponaten befand sich die Puppe Susi. Im Ausstellungskatalog erfährt man, dass diese offensichtlich im Jahr 1940 oder 1941 von einer jungen Frau namens Lotte Herzfeld der damals 12-jährigen Inge Karstensen geschenkt wurde.¹ Herzfeld war an der Kunstgewerbeschule in München Schülerin von Richard Riemerschmid gewesen, dem Großvater Karstensens. Nach dem Studium sei sie eine jener Studentinnen gewesen, die fortan zum Freundeskreis der Familie gehörten. Inge Karstensen erinnerte sich an ihre Begegnung mit Herzfeld, die mit der handgefertigten Puppe einen bleibenden Eindruck bei ihr hinterließ. Doch die Familie wusste auch von der psychischen Erkrankung der jungen Frau und bei ihrem letzten Besuch habe sie ihre Sorge geäußert, einen weiteren schizophrenen Schub nahen zu spüren. Der Kontakt brach in der darauffolgenden Zeit ab und Nachforschungen blieben ergebnislos. Im Ausstellungskatalog wird die Vermutung geäußert, dass jene Lotte Herzfeld aufgrund ihrer jüdischen Familienzugehörigkeit sowie

ihrer psychischen Erkrankung ein Opfer des Nationalsozialismus geworden sein könnte. Doch wer war Lotte Herzfeld?¹ Und was geschah mit ihr in der Zeit des Nationalsozialismus? Fragen, die nun anhand ihres Nachlasses geklärt werden können.

Nach einigen Wirren und Umwegen kam der Nachlass von Charlotte Herzfeld 2011 nach Salzburg, wo er nun Teil des Literaturarchivs Salzburg ist. Dies war der Wunsch ihres Neffen und Erben George Wyland-Herzfelde, der dadurch sowohl ihre schriftstellerische Tätigkeit als auch ihre lebenslange Verbundenheit zu Salzburg zum Ausdruck bringen wollte.² Anhand der überlieferten Materialien lässt sich einerseits rekonstruieren, dass Herzfeld glücklicherweise die Zeit des Nationalsozialismus überlebt hatte und erst 1975 verstarb. Andererseits gibt er Aufschluss über die große Bedrohung und die vielen Herausforderungen, denen sie im Laufe ihres Lebens ausgesetzt war. Schließlich zeigt er aber auch das vielfältige Schaffen einer fast gänzlich unbekannten Autorin und Künstlerin.

Charlotte Herzfelds Leben in Salzburg

Zur Kindheit und Jugend von Charlotte Herzfeld finden sich im Nachlass nur wenige Informationen. Das älteste erhaltene Dokument ihrer Person ist eine Fotografie als Kleinkind, eine Puppe im Arm.³ Ihre Geburts- und Taufurkunde, welche angibt, dass sie am 2. Jänner 1898 in Aigen bei Salzburg geboren sei, ist nur in einer Abschrift aus dem Jahr 1938 erhalten.⁴ Herzfeld wurde auch erst am 27. August 1905 katholisch auf die Namen Charlotte Klara Alice getauft, wie aus dem Eintrag im Taufbuch der Pfarre St. Andrä in Salzburg hervorgeht.⁵ Dort findet sich außerdem die Anmerkung, dass hierfür eine Bewilligung von der Erzdiözese Salzburg eingeholt werden musste, welche vom 23. August 1905 stammte. Herzfelds Eltern waren Alice (geborene Stolzenberg) und Franz Herzfeld. Ihre Mutter war protestantischen Glaubens, ihr Vater geborener Jude, jedoch konfessionslos. Die Entscheidung hinsichtlich ihrer katholischen Taufe oblag jedoch nicht mehr ihren leiblichen Eltern, sondern ihren katholischen Zieheltern.⁶

Über die Wirren der frühen Tage im Leben von Charlotte Herzfeld kann man aus dem Nachlass kaum etwas erfahren. Aufschlussreicher sind diesbezüglich die schriftlichen Zeugnisse ihrer Brüder Hellmuth Herzfeld (John Heartfield) und Wieland Herzfelde. Sie hatte auch eine ältere Schwester, Hertha, später verheiratete Philips, welche zwischen Hellmuth und Wieland geboren wurde. Vieles von dem, was man über die Kindheit der vier Geschwister weiß, geht auf Wieland Herzfeldes autobiografische Darstellung *Immergrün* zurück. Ihr Vater Franz Herzfeld sei aufgrund seiner Gedichte 1895 in München wegen

angeblicher Gotteslästerung zu einem Jahr Gefängnishaft verurteilt worden. Zusammen mit seiner Lebensgefährtin sowie den Kindern Hellmuth und Hertha sei er in die Schweiz geflüchtet, wo Wieland geboren worden sei und sie gezwungenermaßen die Ehe geschlossen hätten. Schließlich seien sie nach Salzburg gekommen, wo ihnen der Aigner Gemeindevorsteher Ignaz Varnschein und seine Frau Klara eine einfache Hütte auf dem Gaisberg vermittelt hätten, in der sie ein paar Jahre untergekommen seien. 1898 erblickte Charlotte das Licht der Welt.⁷



Abb. 1: Fotografie von Charlotte Herzfeld, zwischen 1902 und 1904, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/L12.

Vielfach weitererzählt wurde Wielands Darstellung jener Begebenheit aus der frühen Kindheit der vier Geschwister, die sie von ihren Eltern trennte. Er berichtet, die Eltern hätten die vier Kinder im Sommer 1899 in jener Hütte am Gaisberg allein zurückgelassen, wo sie erst Tage später in verwahrlostem Zustand von dem Gemeindevorsteherehepaar gefunden worden seien.⁸ Kurze Zeit später seien beide Elternteile unabhängig voneinander aufgegriffen und in Nervenheilanstalten gebracht worden.⁹ Diese Legende wurde – vermutlich nicht zuletzt aufgrund ihrer Dramatik – breit rezipiert und nahm Einzug in nahezu jede Beschäftigung mit den Herzfeld-Geschwistern. Die Quellenlage ist über hundert Jahre nach diesem Ereignis dürftig, man kann jedoch feststellen, dass es Ungereimtheiten gibt und sich keine Nachweise finden lassen, außer der literarisierten Darstellung Wieland Herzfeldes, der zum Zeitpunkt dieses Ereignisses ein gerade einmal drei Jahre altes Kleinkind war.¹⁰ Ob es sich um eine Familien-Legende handelt, die auf Wieland Herzfelde zurückgeht, oder ob diese Geschichte den Herzfeld-Kindern von ihren Zieheltern erzählt wurde, sei dahingestellt. Jedenfalls heißt es in *Immergrün*:

»Als endlich der Bürgermeister [Ignaz Varnschein; Anm. MS] und seine Gattin erschienen, um nachzusehen, warum sich seit Tagen weder Vater noch Mutter hatten blicken lassen, bot sich ihnen ein Bild, das aufs anschaulichste [sic] zu schildern, Herr Varnschein nie müde wurde; wobei er übrigens stets die Großmut seiner christlichen Handlungsweise ins Licht rückte.«¹¹

Das Ehepaar Varnschein entschloss sich, die Kinder bei sich aufzunehmen, wenngleich sie deren konfessioneller Hintergrund vor Herausforderungen stellte. Natürlich hatten sie die Kinder vor dem Waisenhaus bewahrt, dennoch lässt sich heute aufgrund der überlieferten Darstellungen und Meinungen nicht genau rekonstruieren, wie das Verhältnis tatsächlich war. Charlotte dürfte den Vorteil gehabt haben, dass sie sich mit dem katholischen Glauben identifizieren und somit eine Konfliktquelle mit ihren Zieheltern umschiffen konnte. Sie lebte bis zu deren Tod mit Klara und Ignaz Varnschein zusammen. Aus dem, was von ihr überliefert ist, geht jedoch auch hervor, dass der Ziehvater beispielsweise zu cholerischen Überreaktionen geneigt haben dürfte, die das Zusammenleben sicherlich nicht immer einfach gestalteten. In der Schilderung ihrer Krankengeschichte schreibt sie rückblickend im Jahr 1964 etwa: »Meine Angst war groß, denn er [Ignaz Varnschein; Anm. MS] war ein kranker Mann, der, wenn er verzweifelt wurde, mit der Faust an seine Brust schlug, worauf die verzweifelnden Worte ›Ich Schuft, ich Lumpf [sic] usw.‹ folgten. Ich mußte wahrhaft kein jugendirres Geschöpf sein, um diese Situation zu fürchten.«¹²



Abb. 2: Fotografie von Charlotte Herzfeld mit Ignaz Varnschein bei der Erstkommunion, 18.06.1909, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/LII.

Immergrün erweckt den Eindruck, die Kinder hätten ihre Eltern nach deren plötzlichen Verschwinden nie wieder gesehen. Dort heißt es: »Was ihnen zugestoßen war, haben wir nicht erfahren. Man wollte uns offenbar die Eltern vergessen machen, und was mich [Wieland Herzfelde; Anm. MS] anging, gelang es vollkommen.«¹³ Für ihren Vater dürfte dies auch zutreffen, aber ihre Mutter haben zumindest die älteren Kinder wohl in der Landesnervenheilstalt im Salzburger Stadtteil Lehen besucht, wie auch Wieland Herzfeldes Sohn George Wyland-Herzfelde viele Jahre später in seinen Erinnerungen *Glück gehabt* berichtet.¹⁴ Ihre Tante Helene, die Schwester ihrer Mutter, dürfte diese

Treffen initiiert haben. Der psychische Zustand der Mutter verschlechterte sich jedoch zusehends und führte schließlich dazu, dass sie selbst ihre eigenen Kinder nicht mehr erkannte.¹⁵

Während Hellmuth und Wieland von ihrer Tante nach Deutschland geholt wurden und dort bei Pflegefamilien aufwuchsen, blieben Hertha und Charlotte in Salzburg.¹⁶ Schulnachrichten aus der allgemeinen fünfklassigen Volksschule St. Andrä belegen einen durchschnittlichen Schulerfolg der jüngsten Herzfeld-Schwester,¹⁷ der sich in den Zeugnissen der öffentlichen Mädchen-Bürgerschule in der Hubert-Sattler-Gasse in Salzburg fortsetzt.¹⁸ Nach dem Besuch der Frauengewerbeschule für Weißnähen und Kleidermachen aus dem Jahr 1914, der durch ein Abgangszeugnis belegt ist,¹⁹ dürfte Charlotte Herzfeld Salzburg verlassen haben. In Wien besuchte sie an der k. k. Kunstgewerbeschule (heute Akademie für Angewandte Kunst) die Werkstätte für Keramik bei dem angesehenen Michael Powolny.²⁰ Ein weiteres Semestralzeugnis ist von der Kunstgewerbeschule München aus dem Sommersemester 1919 im Nachlass zu finden.²¹ Bereits zu dieser Zeit in München dürften die psychischen Schwierigkeiten Herzfelds begonnen haben, die zu vielen Aufenthalten in der Landesnervenheilanstalt in Salzburg sowie schließlich auch zu ihrer Entmündigung führten – und sie in der Zeit des Nationalsozialismus beinahe ihr Leben gekostet hätten.

Die eingangs geschilderte Sorge der Familie Riemerschmid um Charlotte Herzfeld war alles andere als unbegründet.²² Tatsächlich fanden aus der Landesnervenheilanstalt Salzburg insgesamt vier Transporte im Rahmen der Aktion T4 über die psychiatrische Anstalt Niedernhart bei Linz in die Tötungsanstalt der NS-Euthanasie Schloss Hartheim bei Eferding statt, allerdings 1941.²³ Charlotte Herzfeld befand sich zu diesem besagten Zeitpunkt nicht in der Anstalt. 1973 antwortete sie Herbert Steiner vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands auf dessen Nachfrage zu ihren Erfahrungen in der Zeit des Nationalsozialismus.²⁴ Sie schildert insbesondere die Rolle von Dr. Hans Gföllner, dem damaligen Leiter der Frauenabteilung in der Landesnervenheilanstalt Salzburg. Ihren Angaben zufolge habe dieser sie und andere Kranke vor dem Abtransport zur Vergasung bewahrt. Und zwar hätte er sie, wenn er wusste, dass ein Transport anstand, nicht aufgenommen und wieder nach Hause geschickt. Aus Herzfelds Zeilen spricht ihre Sympathie und Dankbarkeit für den Arzt, der kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs verstarb.²⁵

Harald Waitzbauer, der sich in seiner Forschung mit der Geschichte der damaligen Landesnervenheilanstalt Salzburg (heutigen Christian-Doppler-Klinik) beschäftigt, schildert, dass im Juni 1940 die Meldebögen, welche im Rahmen der streng geheimen Aktion T4 ausgeschickt wurden, in Salzburg eintrafen.²⁶ In ihnen sollte in erster Linie die Arbeitsfähigkeit der

Patient:innen erfasst werden. Ursprünglich war vom nationalsozialistischen Staatsapparat eine planmäßige und systematische Tötung psychisch Kranker und von Menschen mit Behinderung auf legaler Grundlage geplant gewesen. Der Widerstand war jedoch bereits in den eigenen Reihen groß gewesen, weshalb das Vorhaben als streng geheime Aktion geplant und von der »Kanzlei des Führers« organisiert wurde. Es ist unklar, inwieweit das Personal der Landesnervenheilanstalt Salzburg über den Zweck der Meldebögen Bescheid wusste. Jedenfalls wurde die Arbeitsfähigkeit der psychisch Kranken von den Zuständigen besonders streng beurteilt. Mitte April 1941 sollten auf Anweisung des Anstaltsdirektors Dr. Leo Wolfer²⁷ die in einer Liste angeführten Patient:innen reisefertig gemacht werden. Waitzbauer weist darauf hin, dass trotz Mahnung zur Geheimhaltung und der Unterbindung jeglichen Informationsaustauschs mit Angehörigen schnell Gerüchte die »Reise« betreffend kursierten.²⁸ Am 16., 17. und 18. April fanden die ersten drei Abtransporte mit großen abgedunkelten Bussen statt, im Zuge derer insgesamt 180 Personen in die Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart bei Linz und schließlich in das zur Tötungseinrichtung für psychisch kranke Personen umgebaute Schloss Hartheim gebracht wurden, wo insgesamt 177 von ihnen vergast wurden. Den Hinterbliebenen wurden mittels eines ausgeklügelten Vertuschungssystems mit Briefen, die scheinbar aus dem ganzen Reich kamen, unterschiedliche natürliche und plausible Todesursachen genannt, die plötzlich eingetreten sein sollten. Darüber hinaus wurde geschickt verhindert, dass die Leichname zurückgefordert wurden. Beim vierten Abtransport am 21. Mai kam es bereits zu Tumulten und auch Angehörige schöpften Verdacht.²⁹

Materialien aus dem Nachlass geben auch Aufschluss über Charlotte Herzfelds psychische Erkrankung sowie die dadurch bedingte Entmündigung. Am 24. März 1931 war diese infolge ihrer vierten Aufnahme in die Nervenheilanstalt in Salzburg Lehen verfügt worden. Der entsprechende Beschluss zur Entmündigung befindet sich im Nachlass.³⁰ Diagnostiziert worden war eine »Dementia praecox«, welche nach heutigem Verständnis Unterformen der Schizophrenie bezeichnet.³¹ Im Dokument geschildert werden Depressionszustände als »periodisch auftretende[...] Verstimmungen mit Angst, Zwangsgedanken und Erregungszuständen mit pulsivem Selbstmorddrang«, die meist im Zusammenhang mit ihrer Menstruation auftreten würden. Die Entscheidung betont überdies mehrmals, »dass Charlotte Herzfeld nicht in der Lage ist, ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen«.

Dagegen legte Herzfeld fast 35 Jahre später im Jahr 1964 Berufung ein. Unterstützt wurde sie dabei von Barbara Ostermann, die kurze Zeit zuvor ihr Vormund geworden war.³² Im Nachlass befinden sich zwei Dokumente, die zeigen, dass die mittlerweile 66 Jahre alte Frau zu diesem Zeitpunkt durchaus

in der Lage war, »ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen«. In einem doppelseitig beschriebenen Manuskript fasst sie in einem Gedächtnisprotokoll die Aussprache zusammen, infolge derer ihre Entmündigung aufgehoben wurde.³³ Außerdem findet sich ein Typoskript, das sie zu ihrer Anhörung mitbrachte.³⁴ Aufgrund der verwendeten sprachlichen Mittel, der hohen orthografischen Korrektheit und des äußeren Erscheinungsbildes – besonders im direkten Vergleich zu ihrem zweifelsfrei selbstständig verfassten Gedächtnisprotokoll – kann davon ausgegangen werden, dass sie beim Verfassen Hilfe hatte, möglicherweise von Barbara Ostermann. In diesem Typoskript schildert sie ein Missverständnis, das ihrer Meinung nach Anlass für ihre Diagnose »Jugendirr« gewesen war.³⁵ Sie habe ihrem ersten Nervenarzt in München erzählt, dass ihr Pflegevater einst einen großen Laib Brot nach Hause brachte, von dem abends kaum noch etwas übrig war. Als sich herausstellte, dass die Pflegemutter ihre Tante Anna³⁶ zu Besuch hatte und mit ihr von dem Brot gegessen hatte, geriet Ignaz Varnschein in Rage. Charlotte wollte schlichten, erzürnte den Vater jedoch noch mehr. Sie schildert, dass er ihr mit dem Brotmesser in der Hand in den Flur folgte und sie verständlicherweise Angst bekam. Der Arzt habe nach diesem Bericht seiner Patientin die Pflegemutter befragt, ob sich dies tatsächlich so zugetragen habe, was diese verneinte. Charlotte erklärte sich dies rückblickend so, dass Klara Varnschein von ihrem Standort in der Küche aus gar nicht in der Lage gewesen sei, den Vater und die Pflgetochter in der betreffenden Situation zu sehen – bestimmt gab es wohl jedoch auch andere Gründe für die Aussage der Pflegemutter. Da aber durch ihren Widerspruch der Eindruck entstanden sei, dass sich Charlotte den Mann mit dem Messer nur eingebildet hätte, sei fälschlicherweise ein »Jugendirresein« bei ihr diagnostiziert worden.

Ausgerechnet Ignaz Varnschein wurde im Zuge der Entmündigung Herzfelds Vormund – aus heutiger Perspektive eine höchst fragwürdige und problematische, damals jedoch durchaus übliche Entscheidung. Es kann wohl davon ausgegangen werden, dass die Entmündigung nicht lediglich aufgrund dieser singulären Schilderung eines Ereignisses passierte. Herzfelds wiederholte und zum Teil lange stationären Aufnahmen in Nervenheilanstalten sowie mindestens ein Selbstmordversuch trugen sicherlich maßgeblich dazu bei.

Heinz Häfner erläutert, dass es »[v]or der Entdeckung antipsychotisch wirksamer Psychopharmaka und der Einführung ökonomischer, bei Schizophrenie wirksamer Psychotherapieverfahren nach der Mitte des 20. Jahrhunderts [...] keinerlei aussichtsreiche Behandlung für schizophren Erkrankte [gab]«. ³⁷ Er weist außerdem darauf hin, dass die durchschnittliche Aufenthaltsdauer von an Schizophrenie Erkrankten 1930 in Württemberg acht-einhalb Jahre betrug – heute läge sie bei Erstaufnahmen bei 21 Tagen. Durch

die veränderten sozialen Strukturen stieg gegen Ende des 19. Jahrhunderts der Bedarf an Unterbringungsmöglichkeiten für psychisch Kranke rapide an. Die katastrophalen Arbeits- und Zuchthäuser wurden zwar schrittweise von Heil- und Pflegeanstalten abgelöst, der Gefängnischarakter blieb jedoch erhalten. In fortschrittlichen Anstalten fand organisierte Arbeitstherapie und Freizeitgestaltung statt, in Salzburg beispielsweise in Form von landwirtschaftlichen Nutzflächen, die von den Kranken bewirtschaftet wurden.³⁸ Die weiteren Therapiemöglichkeiten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – also genau in der Zeit, als Herzfeld Patientin der Landesnervenheilanstalt war – fasst Häfner folgendermaßen zusammen: »Die Versuche einer individuellen Behandlung der Schizophrenie umfassten ein Repertoire von Verfahren und Apparaten, die Medizinhistoriker zu Recht als Folterwerkzeuge bezeichnet haben.«³⁹

Künstlerisches Schaffen

Trotz ihrer psychischen Erkrankung und der Tatsache, dass sie durch ein Gericht entmündigt worden war, waren künstlerisches Schaffen und Naturverbundenheit Konstanten in Herzfelds Leben. Der Nachlass gibt auch Aufschluss darüber, wie sie ihren Lebensunterhalt verdiente. So finden sich etwa eine Beschäftigungsgenehmigung als Haushaltshilfe aus dem Jahr 1948 sowie eine handschriftliche Bestätigung über eine Tätigkeit in einem Geschäft.⁴⁰ Außerdem erteilte ihr das Magistrat der Stadt Salzburg für das Jahr 1958 eine Bestätigung für »die Erlaubnis zum Verkauf von selbstgepflückten Wald- und Wiesenblumen in den Straßen und Plätzen der Stadt Salzburg«.⁴¹

Im Vorwort ihres Gedichtbandes schrieb sie später selbst:

»In der Nachkriegszeit, in der Mittel und Verständnis für meine feinen Vitrinenarbeiten fehlten, verdiente ich mein kärglich Brot durch den Verkauf kleiner Wald- und Wiesensträuße, mit denen ich die durch den Krieg arm gewordene Menschheit beschenken wollte. Daher kennt man mich als Blumenfrau.«⁴²

Diese Natursträuße haben verständlicherweise die Zeit nicht überdauert, allerdings eine Reihe kunsthandwerklicher Gegenstände, unter anderem kleine getrocknete Blumensträuße und filigrane kleinformatige Dekorationsobjekte, welche sie selbst als »Vitrinenarbeiten« bezeichnete. In einem ihrer Gedichte, das sie in einem der vielen Notizbüchlein notiert hat, beschreibt sie ihre Arbeit sowie ihre Einstellung dazu:



Abb. 3: Fotografie von Charlotte Herzfeld, 1961, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/Li8.

»Meine Arbeit
 Pflanzenreste die im Wind verweh'n
 sammle ich, und ich lasse aus den Resten
 für die Freunde zu den Festen
 neue Blumen aufersteh'n.
 Blumen die vorher kein Aug gesehn –
 und sie kommen und sie betteln
 immer wieder, daß ich sie beschenk
 und ich lebe, – ja ich lebe!
 Wenn ich auch als letztes bei der Arbeit
 ans verdienen denk!«⁴³

Auch für ihre »Vitrinenarbeiten« sammelte und verarbeitete sie offensichtlich Naturmaterialien. In einer bunt beklebten Schachtel sind verschiedene Moosstückchen erhalten, außerdem finden sich im Nachlass ihre kleinen Häschen aus Palmkätzchen, die im Rahmen der Ausstellung *10 Jahre Literaturarchiv Salzburg* zum ersten Mal der Öffentlichkeit präsentiert wurden.⁴⁴ Die filigranen anthropomorphen Häschen bestehen aus einem Drahtcorpus, auf das die Palmkätzchen als Hände und Füße bzw. Pfoten, Kopf und Ohren angebracht sind. Außerdem tragen sie Röcke, Kleider und Jäckchen aus kleinen Stoffstücken.⁴⁵



Abb. 4: Häschen aus Palmkätzchen, Kunsthandwerkliche Arbeiten, 1930–1975, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/W29 (Foto: Kurt Kaindl).

Bereits das Abgangszeugnis der Fachschule für Weißnähen an der k. k. Staatsgewerbeschule in Salzburg nach zwei Schuljahren im Sommer 1914 mit vorzüglichem Gesamterfolg zeigt, dass Herzfelds Begabung im praktischen Bereich wie dem Dekorativen Zeichnen lag.⁴⁶ Dass sie bereits während ihrer Ausbildung nicht dem klassischen Kunstverständnis entsprach, spiegelt sich auch in der Bewertung im Semestral-Zeugnis der Kunstgewerbeschule München aus dem Jahr 1919: »Zeigte eigenartige Begabung; mehr Zielbewußtsein wäre zu wünschen.«⁴⁷

Während ihrer Ausbildung dort lernte sie Bertha Schub-Senestréy kennen. Die im Nachlass überlieferten Briefe an Herzfeld belegen die etwa fünfzig Jahre bestehende Freundschaft. Trotz der geringen Distanz zwischen Salzburg und München sowie der Tatsache, dass Herzfeld durchaus immer wieder in der bayrischen Hauptstadt war, sahen sich die beiden Frauen über viele Jahrzehnte nicht und hielten ausschließlich über Briefe Kontakt.⁴⁸ Schub-Senestréy hatte ihre zunächst erfolgreiche kunsthandwerkliche Karriere zugunsten von Ehe, Haushalt und Kindererziehung aufgegeben.⁴⁹ Wiederentdeckt wurde ihr Name im Rahmen einer Ausstellung im Dresdner Kunstgewerbemuseum, die sich 2018/2019 unter dem Titel *Gegen die Unsichtbarkeit* mit den fast vergessenen Designerinnen der Deutschen Werkstätten Hellerau zwischen 1898 und 1938 beschäftigte – einen geschlossenen Nachlass von ihr gibt es nicht.⁵⁰ Im Hinblick auf die von ihr geschaffenen kunsthandwerklichen Gegenstände, die ihr Herzfeld offensichtlich zu Feiertagen regelmäßig zuschickte, schreibt Schub-Senestréy: »Gott wird es dir danken. Du bist ein echtes Werkzeug Gottes. Ich bewundere Dich + verehere Dich Lotte«.⁵¹ In einem anderen Brief schreibt Schub-Senestréy:

»Heute sah ich deine Osterhäschen in der Auslage mit den allerliebsten Weidenkätzchen-Kö[r]perln u. wie sie das Kleine in der Scheibtruhe ausführen, ein aller-allerliebstes Haserl-Familienleben, das man 10-mal sehen muß u. nicht satt wird davon. Was mit Liebe gestaltet wird, geht gradaus zum Herzen.«⁵²

Diese Zeilen zeigen, dass sie die von Herzfeld geschaffenen kunsthandwerklichen Gegenstände offensichtlich ganz in deren Sinne begriff, nämlich als »Vitrinenarbeiten« in einer Auslage. Wie diese Hasenfamilie mit dem kleinen Häschen im Kinderwagen bzw. in der Schubkarre, wie Schub-Senestréy es bezeichnet, ausgesehen haben könnte, kann man sich anhand eines ähnlichen Modells im Nachlass von Charlotte Herzfeld vorstellen.

Der Nachlass im Literaturarchiv Salzburg

Charlotte Herzfelds Erbe war ihr Neffe George Wyland-Herzfelde. Diesen Wunsch betonte sie in gleich drei Versionen ihres Testaments, die in ihrem Nachlass erhalten sind.⁵³ Wyland-Herzfelde war der Sohn ihres Bruders Wieland Herzfelde. Er kümmerte sich bereits in den letzten Jahren ihres Lebens um seine Tante, vor allem um bürokratische Dinge, die er auch aus der Ferne übernehmen konnte. Er wollte schließlich, dass der Nachlass seiner Tante nach Salzburg kommen sollte und nicht zu den Nachlässen ihrer Brüder in das Archiv der Bildenden Künste in Berlin. Damit wollte er die lebenslange Verbundenheit seiner Tante zu Salzburg zum Ausdruck bringen.⁵⁴

Der Nachlass umfasst Manuskripte und Typoskripte von kurzen Erzählungen, Märchen und einem Krippenspiel. *Das Märchen von dem silbernen und dem goldenen Apfel* ist dabei besonders aufwändig gestaltet, das Manuskript zu einem kleinen Büchlein gebunden. Der größte Teil der insgesamt etwa 400 verschiedenen erhaltenen Gedichte ist in Typoskripten, Durchschlägen sowie in 26 Notizheften überliefert. Häufig handelt es sich um Zusammenstellungen zu verschiedenen Anlässen, nur selten finden sich Datierungen und Orte. Sofern diese jedoch angegeben sind, markieren sie die wesentlichen Stationen in Herzfelds Leben: ihr Zuhause in Salzburg, die Aufenthalte in der Landesnervenheilanstalt in Lehen, das Erholungsheim in Goldegg sowie schließlich das Seniorenheim in St. Michael im Lungau. Besonders viel Sorgfalt legte sie in die Auswahl und Zusammenstellung der Gedichte für ihre beiden Gedichtbände *Frühling und »Alles ist reif!«* sowie *Von der Schulbank bis heute*, welche 1961 und 1964 im Eigenverlag von Barbara Ostermann herausgegeben wurden.⁵⁵ Die meist kurzen Gedichte beschäftigen sich mit Naturbetrachtungen oder religiösen Motiven. Im Nachlass erhaltene Mitgliedskarten der Vereinigung zur Förderung volksnaher Kunst in Österreich sowie des Salzburger Künstlerbundes Silberrose belegen, dass Herzfeld am literarischen regionalen Leben partizipierte. Auch eine Reihe von Zeitungsmeldungen zeigen ihr Mitwirken an literarischen Veranstaltungen.⁵⁶

Charlotte Herzfelds Grab am Kommunalfriedhof Salzburg gibt es heute nicht mehr, es wurde bereits 1995 von George Wyland-Herzfelde aufgelassen, nachdem er es zehn Jahre zuvor noch einmal verlängert hatte. Die Marmortafel ihres Grabsteins brachte er, wie die Korrespondenz mit den Friedhofsverwaltungen nahelegt, danach selbst nach Berlin, um sie dort auf dem Ehrengrab seines Vaters Wieland Herzfelde niederzulegen. Auf dieser Tafel steht jedoch als Geburtsdatum nicht der 2., sondern der 12. Januar 1898. In dem Schreiben von George Wyland-Herzfelde an den Steinmetzmeister in Salzburg und auch im erhaltenen Auftragsschein ist noch das korrekte Datum vermerkt.⁵⁷ Der Fehler wurde entweder nie bemerkt oder zumin-



Abb. 5: Grabplatte von Charlotte Herzfeld auf dem Grab von Gertrud und Wieland Herzfelde auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof in Berlin (Foto: Lina Maria Zangerl).

dest nicht behoben. Warum, bleibt ein Rätsel. Grundsätzlich kümmerte sich Wyland-Herzfelde um das Grab seiner verstorbenen Tante, auch während er selbst nicht vor Ort sein konnte. In einem Schreiben an die Verwaltung des Kommunalfriedhofs Salzburg schreibt er: »Frl. Herzfeld war als Dichterin und Kunstgewerblerin in Salzburg nicht unbekannt. Ihr Grab sollte dem Rechnung tragen.«⁵⁸

Gerade die erhaltenen niedlichen »Vitrinenarbeiten« verleiten dazu, Herzfeld, ihr Leben und ihr Werk, zu idealisieren oder gar zu »verkitschen«. Als Frau mit einer psychischen Erkrankung und als Mensch jüdischer Familie, aber auch aufgrund der Tatsache, dass sie selbst zumeist der einkommensschwächeren Bevölkerung angehörte, war sie besonders gefährdet, unsichtbar zu bleiben oder in Vergessenheit zu geraten. Ihr Nachlass zeigt, wie wichtig die Übernahme von derlei Beständen in (Literatur-)Archive ist, um dem entgegenzuwirken. Dass überhaupt Archivalien von ihr erhalten sind, ist vermutlich ihrem eigenen Nachlassbewusstsein sowie ihrem Neffen zu verdanken. Beide kannten das Konzept eines Nachlasses vermutlich von John Heartfield. Gerade der direkte Vergleich mit Bertha Schub-Senestréy zeigt, dass Herzfeld eben durch ihren Nachlass in Erinnerung bleiben kann und so ihr künstlerisches und schriftstellerisches Schaffen, aber auch ihre Erfahrungen sowie Erlebnisse weiterhin zugänglich sind.

Darüber hinaus schließt ausgerechnet eine kurze Erzählung aus dem Nachlass den Kreis zur eingangs erwähnten Puppe: *Eine Begebenheit aus meiner Jugend*, überliefert in drei Fassungen als zwei Manuskripte, eines davon in Kurrent verfasst, sowie als Typoskript-Durchschlag.⁵⁹ Darin schildert Charlotte Herzfeld ihr Verhältnis zu Richard Riemerschmid, welchen sie als »väterlichen Freund« bezeichnet. Nach Beendigung ihrer Ausbildung an der Kunstgewerbeschule in München habe sie ihren ehemaligen Lehrer 10 Jahre lang nicht gesehen, ehe sie ihn in München besuchte. Dort zeigte er ihr eine von ihr gefertigte Puppe, die er einst für eines seiner Enkelkinder bei ihr in Auftrag gegeben hatte. Herzfeld zeigt, dass es ihr viel bedeutete, dass der von ihr sehr geschätzte Künstler ausgerechnet ihr Werk aufgehoben hatte.

»Von wem ist dieses Büchlein ...? So höre ich fragen. ›Charlotte Herzfeld – ein ganz unbekannter Name.« – schrieb sie einst selbst im Vorwort zu ihrem Gedichtband.⁶⁰ Diese Unbekanntheit lässt sich auch heute nur dadurch auflösen, indem man sich mit ihrer Person, ihrem Leben und nicht zuletzt ihrem literarischen und künstlerischen Schaffen anhand ihres Nachlasses beschäftigt.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Gudrun Koppers-Weck: Puppe Susi. In: Jüdisches Museum München (Hg.): Ein gewisses jüdisches Etwas. Dokumentation zur gleichnamigen Ausstellung im Jüdischen Museum München. 22. Juni bis 31. August 2008. München: Jüdisches Museum München 2008, [69].
- 2 Vgl. Silvia Bengesser: Archivgeschichten II: Charlotte Herzfeld – die verschlungenen Wege eines Nachlasses. In: SALZ – Zeitschrift für Literatur 39, 2013, 36–38.
- 3 Fotografie, [zwischen 1902 und 1904], Literaturarchiv Salzburg (im Folgenden LAS), Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/L12.
- 4 Kopie und Abschrift Geburts- und Taufurkunde, 05.05.1938, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/L3.
- 5 Vgl. Taufbuch der Pfarre St. Andrä in Salzburg, 01.01.1903–31.12.1906, Archiv der Erzdiözese Salzburg, TFB17, 250, <https://data.matricula-online.eu/de/oesterreich/salzburg/salzburg-st-andrae/TFB17/?pg=255> (Zugriff am 17.04.2024).
- 6 Alice Stolzenberg hatte ihren Erstgeborenen Hellmuth protestantisch taufen lassen – die drei weiteren Kinder nicht, möglicherweise aufgrund der atheistischen Einstellung von Franz Herzfeld. Die Zieheltern Klara und Ignaz Varnschein ließen die Schwestern Hertha und Charlotte am 27. August 1905 in der Pfarre St. Andrä in Salzburg taufen. Vgl. Taufbuch (Anm. 5); vgl. auch Wieland Herzfelde: Immergrün. Merkwürdige Erlebnisse und Erfahrungen eines fröhlichen Waisenknaben. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1961, 19.
- 7 Vgl. Herzfelde (Anm. 6), 10–11.
- 8 Vgl. Herzfelde (Anm. 6), 13–15.
- 9 Vgl. Hans Winkler: Held Saga. In: Hans Winkler, Kurt Lanthaler und Martin Hanni (Hg.): Franz Held. Vordadaistische Texte aus Jenesien. Bozen: Rætia 2012, 12–44. Franz Held war das Pseudonym von Franz Herzfeld.
- 10 Sollten beispielsweise in den Korrespondenzen zwischen den Geschwistern noch Belege hierfür auftauchen, so möge man mich korrigieren. Auf der Grundlage der bisher eingesehenen Korrespondenz, der Aufzeichnungen Charlotte Herzfelds sowie aufgrund der erhaltenen Informationen in den Krankenakten von Alice und Charlotte Herzfeld aus der Landesnervenheilanstalt in Salzburg lassen sich hierfür jedoch keine Anhaltspunkte finden.
- 11 Herzfelde (Anm. 6), 14. In kleinen Gemeinden gab es meist einen Gemeindevorsteher, so auch in Aigen. Erst um das Jahr 1920 wurde Karl Fruhstorfer, der damalige Gemeindevorsteher, fortan als Bürgermeister bezeichnet. Ignaz Varnschein bekleidete das Amt des Gemeindevorstehers von Aigen dem *Salzburgischen Geschäfts-, Volks- und Amts-Kalender* zufolge von November 1897 bis November 1900. Aigen wurde erst 1939 von der Stadt Salzburg eingemeindet. Außerdem war Varnschein – vermutlich zwischen 1892 und 1900 – Gastwirt in der Bahnhofsgaststätte in Abfalter, dem nördlichen Teil von Aigen, wie ebenfalls der *Amtskalender* und einzelne in Zeitungen geschaltete Werbungen belegen. Vgl. u. a. Helene Karrer: 200 Jahre Villenbau in Aigen. Salzburg: Verein Aigen-Initiative 1995, 91.
- 12 Charlotte Herzfeld: Notizen zur Krankengeschichte, Typoskriptdurchschlag mit eigenhändiger Unterschrift, 11.02.1964, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/L9.
- 13 Herzfelde (Anm. 6), 13.
- 14 Wyland-Herzfelde schreibt, dass die Kinder zusammen mit ihrer Tante Helene die Mutter »im Lehm« besucht hätten. Vermutlich meint er damit jedoch den Stadtteil »Lehen«. Vgl. George Wyland-Herzfelde: Glück gehabt. Erinnerungen 1925–1949. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag 2003, 58.
- 15 Vgl. ebenda.
- 16 Vgl. ebenda.

- 17 Schulnachrichtenbuch und zwei Schulnachrichten der fünfklassigen allgemeinen Volksschule St. Andrä, 1904–1909, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/L8.
- 18 Drei Zeugnisse der öffentlichen Mädchen-Bürgerschule Salzburg Hubert-Sattler-Gasse, 1911–1912, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/L8.
- 19 Abgangs-Zeugnis der Frauengewerbeschule für Weißnähen und Kleidermachen Salzburg, 04.07.1914, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/L8.
- 20 Studienzeugnis der k. k. Kunstgewerbe-Schule Wien (Werkstätte für Keramik), 30.06.1918, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/L8; Bestätigung Michael Powolny für Charlotte Herzfeld, Manuskript, 15.06.1936, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/L8. Wie es zu dieser Entscheidung kam und wer für die Ausbildung bezahlte, geht aus dem Nachlass nicht hervor. Denkbar wären unter anderem Charlottes Onkel Joseph Herzfeld oder ihre Tante Helene Stolzenberg. Elisabeth Kreuzhuber weist darauf hin, dass Michael Powolny ab dem Schuljahr 1909/10 den praktisch-keramischen Kurs an der Kunstgewerbeschule Wien übernommen hatte, wodurch es zu einem Aufschwung des Werkstoffs Keramik kam. Vgl. Elisabeth Kreuzhuber: *Kleine Chance, optimal genutzt: Künstlerinnen der Wiener Werkstätte an der Kunstgewerbeschule*. In: Christoph Thun-Hohenstein, Anne-Katrin Rossberg und Elisabeth Schmuttermeyer (Hg.): *Die Frauen der Wiener Werkstätte*. Erschienen anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im MAK, Wien, 21.4.–3.10.2021. Basel: Birkhäuser 2020, 24–33, hier 24.
- 21 Semestral-Zeugnis der Kunstgewerbeschule München, 1919, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/L8.
- 22 Vgl. Koppers-Weck (Anm. 1), [69].
- 23 Vgl. Harald Waitzbauer: *Vom Irrenhaus zur Christian-Doppler-Klinik: 100 Jahre Salzburger Landesnervenklinik 1898–1998*. Salzburg; Wien: Otto Müller Verlag 1998, 67–68.
- 24 Briefentwurf bzw. teilweise Abschrift eines Briefes von Charlotte Herzfeld an Herbert Steiner, Manuskript, o. D., LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/B30.
- 25 Vgl. ebenda.
- 26 Vgl. Waitzbauer (Anm. 23), 65–71.
- 27 In der Zusammenfassung ihrer Krankengeschichte für das Gespräch bezüglich der Aufhebung ihrer Entmündigung erwähnt Charlotte Herzfeld die Primare Dr. Gföllner und Dr. Wolfer. Da sie angibt, dass beide ihr »Kranksein nicht für eine Jugendsache halten« [Herv. i. Orig.], erscheint es plausibel, dass sie bei beiden in Behandlung war. Vgl. Herzfeld (Anm. 12).
- 28 Vgl. Waitzbauer (Anm. 23), 65–71.
- 29 Vgl. ebenda.
- 30 Beschluss zur Entmündigung, Typoskript, 24.03.1931, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/L9.
- 31 Vgl. M. T. Adityanjee, Y. A. Aderibigbe, D. Theodoridis und V. R. Vieweg: *Dementia praecox to schizophrenia: The first 100 years*. In: *Psychiatry and Clinical Neurosciences* 53, 1999, 4, 437–448.
- 32 Zur Person von Barbara Ostermann konnten bislang nur wenige Informationen gefunden werden. Im Nachlass von Charlotte Herzfeld ist eine Sterbeparte erhalten, woraus sich erkennen lässt, dass sie am 25. Juli 1973 im 82. Lebensjahr verstorben ist. Es findet sich außerdem der Hinweis, dass sie den Berufstitel »Oberstudienrat i. R.« trug und somit im Lehrdienst tätig war. Als einziger Hinterbliebener wird ihr Cousin Dr. Helmut Irresberger angegeben. Vgl. Sterbeparte Barbara Ostermann, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/S2. Neben ihrer Rolle als Vormund und Unterstützerin bei der Berufung gegen die Entmündigung trat sie in den 1960er Jahren auch als Herausgeberin der Werke Herzfelds auf. In den zwei Gedichtbänden ist vermerkt: »Herausgegeben im Eigenverlag Frau Dr. Barbara Ostermann, Salzburg«. Vgl. Charlotte Herzfeld: *Frühling und »Alles ist reif!«*. Salzburg: Eigenverlag Barbara Ostermann 1961; Dies.: *Von der Schulbank bis heute*. Salzburg: Eigenverlag Barbara Ostermann 1964.

- 33 Charlotte Herzfeld: Gedächtnisprotokoll zur Aussprache bzgl. der Aufhebung ihrer Entmündigung, Manuskript, Februar 1964, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/L9.
- 34 Herzfeld (Anm. 12).
- 35 Hans W. Gruhle weist bereits 1933 auf die Problematik dieser Bezeichnung hin und erläutert, dass das Krankheitsbild in früherer Zeit auch als *Dementia praecox* bezeichnet wurde und nun unter dem Begriff der Schizophrenie gefasst wird. Vgl. Hans W. Gruhle: *Jugendirresein*. In: Alexander Elster und Heinrich Lingemann (Hg.): *Handwörterbuch der Kriminologie und der anderen strafrechtlichen Hilfswissenschaften*. Bd. 1. Berlin; Leipzig: Walter de Gruyter 1933, 769–772.
- 36 Vermutlich handelte es sich dabei um Anna Wallner. Im Nachlass befindet sich eine Urkunde über den Erwerb der Nutzungsrechte für eine Grabstätte am Salzburger Kommunalfriedhof, welche Anna Wallner am 28.11.1901 ausgestellt wurde. In diesem Grab wurde später auch Charlotte Herzfeld beigesetzt. Vgl. Urkunde, 28.11.1901, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/S8.
- 37 Heinz Häfner: *Schizophrenie: Erkennen, Verstehen, Behandeln*. München: C.H. Beck 2016, 27.
- 38 Vgl. Häfner (Anm. 37), 27–29 und vgl. Waitzbauer (Anm. 23), 64–65.
- 39 Häfner (Anm. 37), 29.
- 40 Beschäftigungsgenehmigung als Haushaltshilfe bei Marianne Trausnig, 23.10.1948, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/L2. Handschriftliche Beschäftigungsbestätigung von Risa Scheiblberger, o. D., LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/L2.
- 41 Bestätigung Magistrat Salzburg, 06.05.1958, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/L2.
- 42 Herzfeld 1961 (Anm. 32), [5].
- 43 Charlotte Herzfeld: Notizbuch, Manuskript, 1972, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/W23.16.
- 44 Vgl. Silvia Bengesser und Melanie Salvenmoser: *Charlotte Herzfeld hat ihren Platz – Vom Unerwarteten im Archiv*. In: Manfred Mittermayer (Hg.): *Aus der Ordnung. 10 Jahre Literaturarchiv Salzburg*. Salzburg: Literaturarchiv Salzburg 2022, 54–57.
- 45 Verschiedene Materialien, [zwischen 1915 und 1975], LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/W25 und CH/W26.
- 46 Vgl. Abgangs-Zeugnis (Anm. 19).
- 47 Semestral-Zeugnis (Anm. 21).
- 48 Auf die Mitteilung vom Tode Charlotte Herzfelds antwortet Bertha Schub-Senestréy George Wyland-Herzfelde: »60 lange Jahre hielten wir uns die Treue.« Briefkarte Bertha Schub-Senestréy an George Wyland-Herzfelde, [1975], LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/AN3.
- 49 Vgl. Eintrag zu Bertha Senestréy, Website des Dresdner Kunstgewerbemuseums, <https://kunstgewerbemuseum.skd.museum/ausstellungen/gegen-die-unsichtbarkeit/designerinnen/bertha-senestrey/> (Zugriff am 03.04.2024).
- 50 Vgl. Staatliche Kunstsammlungen Dresden (Hg.): *Gegen die Unsichtbarkeit. Designerinnen der Deutschen Werkstätten Hellerau 1898 bis 1938*. München: Hirmer Verlag 2018, 213. Die Auskunft zu ihrem Nachlass stammt von ihrem Enkel Bernhard Schub in einer E-Mail an die Verfasserin vom 09.04.2024. Textilien von Schub-Senestréy wurden zu Lebzeiten von der Neuen Sammlung München angekauft und befinden sich auch im Bestand des Dresdner Kunstgewerbemuseums.
- 51 Briefkarte von Bertha Schub-Senestréy an Charlotte Herzfeld, Manuskript, o. D., LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/B21.
- 52 Brief von Bertha Schub-Senestréy an Charlotte Herzfeld, Manuskript, o. D., LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/B21.
- 53 Charlotte Herzfeld: Testament, Manuskriptkopie, 18.12.1972–10.01.1973, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/L7.
- 54 Vgl. Bengesser (Anm. 2), 36–38.
- 55 Vgl. Anm. 32.
- 56 Mitgliedskarten, 25.04.1950 und 01.02.1969, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/

- L4. Zeitungsmeldungen in den *Salzburger Nachrichten*, 15.12.1950 und 16.12.1952, und der *Salzburger Volkszeitung*, 14.12.1950.
- 57 Korrespondenz George Wyland-Herzfelde mit H. Mayer & Sohn KG Salzburg, 17.03.1980–01.07.1980, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/AN2.
- 58 Brief George Wyland-Herzfelde an Verwaltung Kommunalfriedhof Salzburg, Typoskriptkopie, 22.09.1979, LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/AN2.
- 59 Charlotte Herzfeld: Eine Begebenheit aus meiner Jugend, Manuskripte und Typoskriptdurchschlag mit eigenhändigen Ergänzungen und Signatur, o. D., LAS, Nachlass Charlotte Herzfeld, CH/W19.
- 60 Herzfeld 1961 (Anm. 32), [5].

Ariadne und das Knäuel roter Fäden

Frauen- und genderspezifische Information und Dokumentation an der Österreichischen Nationalbibliothek

von Andrea Gruber

Ariadne, die frauen- und genderspezifische Informations- und Dokumentationsstelle an der Österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB), sammelt, dokumentiert und erschließt sowohl aktuelle Literatur als auch historische Quellen der Frauen- und Geschlechterforschung. Wie die namensgebende Figur der griechischen Mythologie bietet Ariadne Orientierung in diesem vielfältigen Themenfeld und legt Forschenden, Studierenden und der interessierten Öffentlichkeit einen roten Faden durch den Bestand der ÖNB. Dieser Praxisbericht reflektiert Beweggründe, Entwicklungen und Rezeptionen von Ariadne und beleuchtet die Möglichkeiten und Herausforderungen durch die Einbettung in die größte wissenschaftliche Bibliothek des Landes.

Ariadne setzt dort an, wo sich die Wirkmacht von Geschlecht in Bibliotheken und anderen Informationseinrichtungen als erstes und grundlegend manifestiert: in der Literatursauswahl und bei den Erschließungsmethoden und -werkzeugen. Die Entscheidungen, welche Literatur gesammelt und wie sie erschlossen wird, bestimmen, welche Themen und Perspektiven sichtbar und zugänglich gemacht werden und tragen somit zur Formung des kulturellen Gedächtnisses bei. Die Wirkmacht der Kategorie Geschlecht spielt auch im Kontext von Bibliotheken und anderen Erinnerungseinrichtungen eine zentrale Rolle. Was ist es wert, aufbewahrt und erinnert zu werden? Wer definiert Auswahl- und Ausschlusskriterien, um zu bestimmen was als »wichtig« oder »unwichtig« gilt? Diese Entscheidungen sind alles andere als neutral. Bibliothekarische Erschließung und Publikationspolitiken sind eng verwoben und beide eingebettet in patriarchale Gesellschaftsmodelle, in denen Diskriminierungsformen intersektional sind. Diese Strukturen können Ausschlüsse gegenseitig verstärken und bestehende Ungleichgewichte weiter zementieren.

Die Erkenntnis, dass es eine Frage von Machtverhältnissen und Repräsentation ist, welche Materialien gesammelt, welche Inhalte sichtbar gemacht werden, ist auch im Kontext feministischer Emanzipationsbewegungen nicht neu. Bereits vor 130 Jahren riefen frauenbewegte Bibliothekarinnen zur Gründung einer Spezialbibliothek zur »Frauenfrage« auf und verwiesen auf die weitreichenden Konsequenzen geschlechtsspezifischer Lücken in den Erschließungswerkzeugen, Systematiken und Notationen.¹

Im Zuge ihres Kampfes für große Errungenschaften wie das Frauenwahlrecht oder den Zugang zu Bildung hat die Historische Frauenbewegung deutliche Spuren hinterlassen: Schriften, Texte, Bilder, Dokumente zu ihren Vereinen, Organisationen und Aktivitäten, verteilt in Bibliotheken und Archiven. Der Bruch zwischen der Historischen und der Neuen Frauenbewegung im deutschsprachigen Raum war jedoch massiv. Der Nationalsozialismus brachte eine harte Zäsur in die Diskurse der Historischen Frauenbewegung. Der Großteil der emanzipatorischen Vereine wurde verboten, Aktivist:innen verfolgt, ermordet oder vertrieben. Bibliotheken und Sammlungen, die Frauenvereine seit Mitte des 19. Jahrhunderts im Kampf um gleiche gesellschaftliche Teilhabe und politische Partizipation angelegt hatten, wurden zerstört oder sind heute nicht mehr zugänglich. Der Wissensverlust war fundamental: Die Neue Frauenbewegung konnte an Diskurse der Historischen Frauenbewegung nicht anknüpfen, sie mussten mühsam freigelegt oder von Neuem erarbeitet werden.

Es bedarf geeigneter Erschließungsmethoden und Präsentationsformen, um Zugänge zu Materialien zu schaffen, die zwar existieren, aber ohne entsprechende Aufarbeitung weitgehend unsichtbar bleiben – oder wie die Historikerin Johanna Gehmacher es in ihrer Laudatio anlässlich des 30-jährigen Jubiläums von Ariadne im März 2022 auf den Punkt brachte: Sie sind »hidden in plain sight«.

Ariadne und die Österreichische Nationalbibliothek

Eine frauen- und genderspezifische Informations- und Dokumentationsstelle an einer Nationalbibliothek ist auch im internationalen Vergleich eine Besonderheit. Ihre Entstehung geht auf die 1980er Jahre zurück, als sich im Kontext der Neuen Frauenbewegung auch im deutschsprachigen Raum die Frauen- und Geschlechterforschung formierte. Dieses junge Fachgebiet entwickelte sich ausgehend von der Frauenforschung rasch zu einem interdisziplinären Wissenschaftsfeld, das geistes- und gesellschaftswissenschaftliche, wirtschaftswissenschaftliche, naturwissenschaftlich-technische sowie medizinische Perspektiven umfasst. Mit dem Anstieg universitärer wie außeruniversitärer Forschung und Theoriebildung stieg auch der Bedarf an spezialisierten Beständen sowie an der professionellen Erschließung. In Bibliotheken war die relevante Literatur jedoch unterrepräsentiert und das Vorhandene mit den gängigen Bearbeitungsmethoden nicht sichtbar. Dies war einer der Gründe, weshalb Aktivist:innen der Frauenbewegung und engagierte Bibliothekar:innen Frauenbibliotheken, autonome Frauenarchive und feministische Dokumentationsstellen gründeten, um frauenforschungs-

spezifische Literatur unter bestimmten Gesichtspunkten zu sammeln und zu dokumentieren.²

Parallel dazu entstand der Bedarf an einer systematischen und koordinierten Dokumentation, die frauenspezifische Information in der Breite abdeckt. Dieser wurde Mitte der 1980er Jahre durch eine Studie belegt, die auch unterschiedliche Ansätze zur Umsetzung einer zentralen Informations- und Dokumentationsstelle für frauenspezifische Literatur auslotete.³ Nach Abwägung zwischen der Gründung einer neuen, eigenständigen Einrichtung und der Schaffung einer neuen Stelle innerhalb einer bestehenden großen Institution fiel die Entscheidung zugunsten Letzter – konkret für die Verankerung in der ÖNB.⁴



Abb. 1: Folder Ariadne, Österreichische Nationalbibliothek, 1994.



Abb. 2: Folder Ariadne, Österreichische Nationalbibliothek, 2024.

1992 nahm die neue frauenspezifische Informations- und Dokumentationsstelle unter dem Namen »Ariadne« mit zwei bibliothekarischen Stellen ihre Arbeit auf.⁵ Christa Bittermann-Wille und Helga Hofmann-Weinberger formulierten klare Ziele: »Informieren – Sammeln – Dokumentieren im Dienste der Frauenforschung«.

Die Ansiedlung in der Abteilung für Benützung und Information der ÖNB korrespondiert mit dem Anspruch, als zentrale Schnittstelle zur Frauen- und Geschlechterforschung nah an den Nutzer:innen zu sein. Bestandsaufbau und -bearbeitung sind seit Beginn eng mit aktivem Nutzbarmachen und Aufbereiten von Information verknüpft. Durch die Einbindung in die ÖNB hat Ariadne Zugang zu einem einzigartigen Bestand, ist in das Erwerbungsbudget und den Geschäftsgang einbezogen und profitiert von einer hochprofessionellen Infrastruktur sowie der Expertise verschiedener Abteilungen. Gleichzeitig bringt die Integration in eine große, hierarchisch organisierte Institution auch Herausforderungen mit sich. Als kleine Einheit in einem arbeitsteilig organisierten System muss Ariadne flexibel auf Veränderungen reagieren und kontinuierlich präsent bleiben, um bei Anpassungen der Abläufe einbezogen zu werden. Begrenzte Ressourcen erfordern eine effiziente Arbeitsweise und eine verstärkte Vernetzung, um die gesteckten Ziele erfolgreich zu erreichen.

Knotenpunkte der Sammlung: Wie wird Literatur ausgewählt?

Das Sammeln von Literatur im Feld der Gender Studies – von Frauen- und Geschlechterforschung über feministische Theorie und Queer Theory zu LGBTQIA+ Studies und Themen der Intersektionalität – ist Kernaufgabe von Ariadne. Als Fachreferat für Frauen- und Geschlechterforschung an der ÖNB konzentriert sich Ariadne auf die Sicherstellung der Verfügbarkeit relevanter Literatur mit einem besonderen Schwerpunkt auf Österreich und den deutschsprachigen Raum, was den Sammlungsrichtlinien der ÖNB entspricht.⁶ Grundlegende englischsprachige Fachliteratur wird berücksichtigt. Belletristische Werke fallen explizit nicht in den Bearbeitungsbereich von Ariadne.

Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung ist in den Sammlerichtlinien der ÖNB als eigener Sammelschwerpunkt definiert, mit dem Ariadne anstrebt, das Forschungsfeld breit abzudecken.⁷ Dazu gehören: fachspezifische Nachschlagewerke; theoretische Grundsatzliteratur zur Geschlechterforschung und ihren Methoden sowie zu intersektionalen Ansätzen; Fachliteratur der geistes- und kulturwissenschaftlichen, wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen, juristischen und theologischen Frauen- und Geschlechterforschung; wichtige Fachzeitschriften und femi-

nistische Periodika. Bei historischer Primärliteratur und Fachliteratur vor 1990 ist das Füllen von Bestandslücken angestrebt.⁸ Zu grauer Literatur wurde eine Sammlung angelegt, mit einem Fokus auf Vortragsmanuskripte, Konferenzbeiträge, unveröffentlichte universitäre Arbeiten, Arbeitspapiere und Sonderdrucke.⁹ Naturwissenschaftliche und medizinische Fachpublikationen im engeren Sinne werden nicht gesammelt, während Literatur aus diesen Fachbereichen, die eine vermeintliche genderspezifische Neutralität kritisch hinterfragt und Geschlecht als Analysekategorie oder genderspezifische Perspektiven berücksichtigt – beispielsweise in der Gendermedizin, bei gendersensibler Stadtplanung oder in der Entwicklung von Algorithmen in der Künstlichen Intelligenz – sehr wohl in den Sammelschwerpunkt fällt.

Die Literaturauswahl der Ariadne erfolgt im Rahmen des Erwerbungsprozesses der ÖNB. Ergänzend zur Auswertung von Nationalbibliografien werden relevante Publikationen in Verlagsprogrammen, Fachbereichslisten von Neuerscheinungsdiensten oder facheinschlägigen Rezensionszeitschriften identifiziert. Besondere Aufmerksamkeit liegt auch im Kontext der Gender Studies bei Publikationen mit Bezug zu Österreich, sowohl inhaltlich als auch hinsichtlich beteiligter und/oder verantwortlicher Personen, auch in historischen Landesgrenzen. Relevant für die Auswahl der Literatur ist neben dem Wissen zu inhaltlichen Entwicklungen des Fachbereichs der Einblick in jeweils aktuelle Publikationspraktiken. Am Beginn der Frauenforschung wurde der überwiegende Teil der Arbeiten als Aufsätze und Beiträge in »fachfremden«, also nicht frauenforschungsspezifischen, Fachzeitschriften oder Sammelwerken publiziert. Und unselbständige Beiträge scheinen in der Regel auch in den jeweils facheinschlägigen Neuerscheinungslisten nicht auf. Wichtig war deshalb vor allem am Beginn von Ariadnes Arbeit der Kontakt zu den Frauenforschenden, die um ihre Publikations- und Literaturlisten gebeten wurden. Dieser Austausch lieferte wertvolle Einblicke in den spezifischen Bedarf und in aktuelle Forschungsthemen – gleichzeitig wurde so die zu diesem Zeitpunkt primäre Zielgruppe über die neue Informations- und Dokumentationseinrichtung informiert.¹⁰

Auch wenn sich Publikationsweisen mittlerweile geändert haben und der Anteil an genderspezifischen Monografien und Sammelwerken deutlich gestiegen ist, bleibt es entscheidend, wissenschaftliche Projekte und Publikationstätigkeiten kontinuierlich über verschiedene Informationskanäle zu verfolgen. Neben klassischen Verlagsprogrammen und Fachzeitschriften zählen dazu etwa digitale Plattformen, Websites von Universitätsinstituten und Wissenschaftler:innen, Forschungsnetzwerke, Konferenzen, wissenschaftliche Blogs und soziale Medien. So kann gewährleistet werden, dass auch weniger verbreitete oder institutionell gebundene Veröffentlichungen erfasst, relevante Entwicklungen im Fachbereich rechtzeitig erkannt und

Lücken aufgrund noch ausstehender Pflichtablieferungen identifiziert werden.¹¹

*Wo genau steht die Gender-Literatur? Und wo stehen hier die E-Books?*¹²

In der ÖNB gibt es keine physische Aufstellung zu »Frau/Geschlecht«.¹³ Ariadne arbeitet sammlungsübergreifend mit dem gesamten Bestand der ÖNB. Das trägt auch dem Umstand Rechnung, dass Frauen- und Geschlechterforschung interdisziplinär ist und sich Diskurse nicht nur in Publikationen im Themenschwerpunkt, sondern auch in anderen thematischen Zusammenhängen manifestieren. Wöchentlich werden von Ariadne deshalb alle Bücher durchgesehen, die neu in den Bestand der ÖNB kommen, also auch Literatur, die von anderen Fachreferaten und den Sammlungen angekauft oder als Bibliotheksstücke im Rahmen der Pflichtablieferung gemäß Mediengesetz abgegeben werden.¹⁴

Publikationen mit eindeutiger Schwerpunktsetzung werden in der sogenannten »Neuerwerbungsliste« dokumentiert. Seit 1992 informiert Ariadne damit in zweimonatlichem Intervall über fachspezifische Neuzugänge. Die Neuerwerbungslisten zeichnen die Bestandsentwicklung nach und spiegeln jeweils aktuelle Diskurse wider. Sie sind auf der Ariadne-Website frei zugänglich und laden, geordnet nach Themenschwerpunkten wie »Feministische Theorien«, »Recht« oder »Literatur & Sprache« zum Blättern und Schmökern ein. Diese Form der Präsentation eröffnet einen weiteren Zugang zum Bestand und bietet Potenzial für »Entdeckungen«, die bei einer gezielten Katalogrecherche möglicherweise verborgen bleiben.

Aktuell liegt das Hauptaugenmerk von Ariadne deutlich auf der Sammlung und Bearbeitung gedruckter Publikationen. Elektronische Publikationsformen, insbesondere Open-Access-Publikationen, die nicht auch gedruckt erscheinen, sind ein Schwerpunkt in den strategischen Überlegungen, siehe dazu weiter unten.

Don't judge a book by its title ... and don't do that with journals either!

Beim Durchsehen der Bücher werden insbesondere die Inhaltsverzeichnisse genauer in den Blick genommen: Ein großer Teil an Literatur der Frauen- und Geschlechterforschung erscheint weiterhin unselbständig, und das nicht nur in Sammelwerken, Aufsatzsammlungen, Anthologien, Festschriften, Jahrbüchern oder Ausstellungskatalogen mit genderspezifischer Schwerpunktsetzung, sondern auch in Sammelwerken aus anderen Fachdisziplinen. Auch das ist durch die Interdisziplinarität der Gender Studies bedingt.

Neben den Büchern gibt es einen separaten Ariadne-Workflow für Zeitschriften: Ergänzend zu genderspezifischen Fachzeitschriften wie *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* oder *The European Journal of Women's Studies* wird regelmäßig eine große Auswahl an Journals anderer Fachdisziplinen durchgesehen, wie die *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*. Auch hier ist angesichts der beschränkten Ressourcen eines Zwei-Personen-Teams nur eine Auswahl möglich, die sich an der Schwerpunktsetzung im Rahmen der Sammelrichtlinien orientiert.

Rote Fäden knüpfen, Netze spannen: Tools und Praxis der Erschließung

Ariadne hat sich von Beginn an auf die tiefe Erschließung unselbständig erscheinender Literatur spezialisiert, wie sie sonst nur von Dokumentationseinrichtungen geleistet wird: Frauenforschende Arbeiten wurden zunächst hauptsächlich in Zeitschriftenaufsätzen, Sammelwerksbeiträgen oder als graue Literatur publiziert. Traditionelle bibliothekarische Erschließungsmethoden und -werkzeuge waren hierfür nicht ausgelegt. Sie fokussierten auf monografische Werke, Sammelwerke oder Gesamtaufnahmen von Zeitschriften, während die einzelnen Beiträge und ihre Inhalte häufig unsichtbar blieben.

Beiträge und Artikel

Um diese »versteckte« Literatur sichtbar und zugänglich zu machen, war der Aufbau einer Datenbank für unselbständige Literatur essenziell. Zentrales Werkzeug für die inhaltliche Beschreibung ist der Ariadne-Thesaurus, ein feministisches kontrolliertes Vokabular, das Ariadne ab 1992 als Schlagwort-Index entwickelte. Der Schlagwort-Index war eine der Grundlagen für die Erarbeitung von *ThesaurA*, dem ersten kooperativen frauenspezifischen Fachthesaurus Österreichs, der 1996 veröffentlicht wurde.¹⁵ Der Ariadne-Thesaurus ist eine lokale Weiterentwicklung von *ThesaurA* und wird kontinuierlich adaptiert und ergänzt.

Der Ariadne-Thesaurus umfasst sowohl genderspezifische Begriffsbezeichnungen wie »Geschlechterordnung«, »Gender Pay Gap« oder »Patriarchat« als auch Terminologien aus anderen Fachbereichen wie »Kolonialismus« oder »Wohlfahrtsstaat«, um die vielfältigen Aspekte der Geschlechterforschung umfassend abdecken zu können. Für die inhaltliche Beschreibung wirft Ariadne ein Begriffsnetz über die einzelnen Beiträge und Artikel, wobei die Vergabe der passenden Sachbegriffe keiner spezifischen Reihenfolge folgt.¹⁶

Zusätzlich wird die Literatur mit einer eigenen Klassifikation der Ariadne erschlossen, die 30 Themenbereiche umfasst und nicht weiter unterteilt ist.

Die ursprünglich eigenständige Artikel-Datenbank von Ariadne wurde Mitte der 2000er Jahre in den Bestandskatalog der ÖNB, *QuickSearch*, integriert, wodurch auch die Erschließung von Ariadne in die Katalogumgebung der ÖNB eingebunden wurde.¹⁷ Durch spezielle Indizierung ist die feministisch erschlossene Literatur – aktuell über 67.000 Datensätze – im Bestandskatalog als thematische Sammlung mit dem Titel »Sonderbestand Ariadne« recherchierbar. Dies erhöhte die Sichtbarkeit und Reichweite der unselbständigen geschlechterforschungsrelevanten Literatur erheblich.

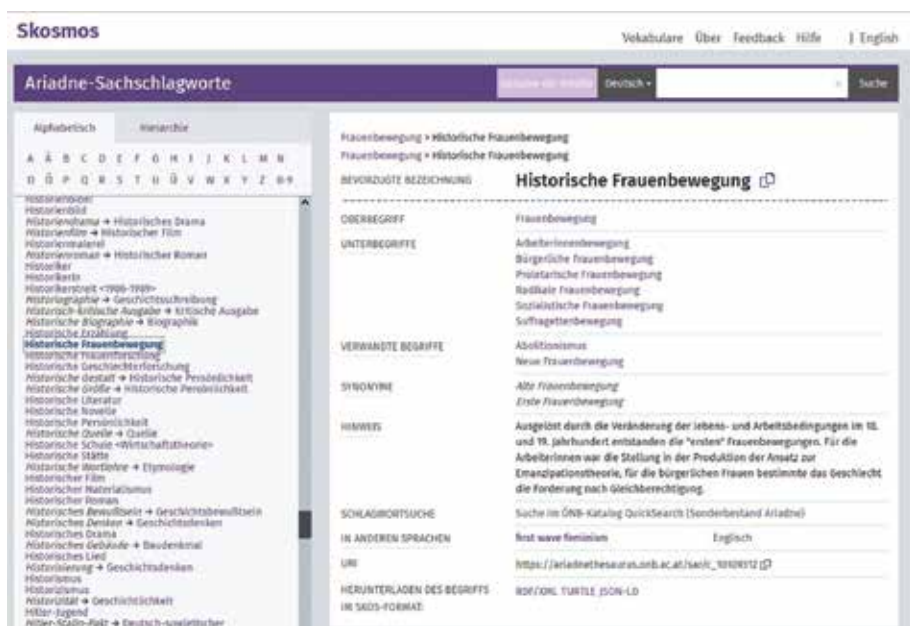


Abb. 3: Sachschlagwort in Ariadne-Thesaurus, mit Suchabfrage-Link im ÖNB-Katalog *QuickSearch* (Sonderbestand Ariadne).

Bei einem Wechsel des Bibliothekssystems (von Aleph 500 auf Alma; beides Produkte der Firma ExLibris) im Jahr 2018 konnte der Ariadne-Thesaurus nicht in die aktuelle Katalogumgebung der ÖNB übernommen werden. Zwischenzeitlich stand das Vokabular intern als statisches Online-Referenzwerkzeug zur Verfügung. Durch die Migration in eine neue

Umgebung, in der der Ariadne-Thesaurus seitdem gepflegt und weiterentwickelt wird, ist er seit Herbst 2024 auch wieder für Nutzer:innen zugänglich.¹⁸ Dadurch wird die Auffindbarkeit von geschlechterforschungsrelevanter Literatur erheblich erleichtert. Funktionale wechselseitige Verlinkungen verbinden den Thesaurus mit dem »Sonderbestand Ariadne«: Vom Schlagwort im Ariadne-Thesaurus können Suchabfragen im »Sonderbestand Ariadne« im Katalog angestoßen werden, die mit Synonymen auch Änderungen von bevorzugten Bezeichnungen berücksichtigen. Umgekehrt führen Verlinkungen von den Katalogeinträgen im »Sonderbestand Ariadne« zur Startseite des Ariadne-Thesaurus, was zum Recherchieren mit dem und in dem Fachvokabular einlädt.

Der nächste geplante Schritt sieht die Verknüpfung des Ariadne-Thesaurus mit anderen feministischen Thesauri, wie etwa dem *Homosaurus*,¹⁹ sowie mit wichtigen Universalvokabularen wie der Gemeinsamen Normdatei (GND), das zentrale Erschließungswerkzeug im deutschsprachigen Raum, vor. Im Zuge dieser Verknüpfungen wird der Ariadne-Thesaurus grundlegend inhaltlich überarbeitet, um ihn auf den neuesten Stand zu bringen. Für die Nutzer:innen bieten diese Verknüpfungen erweiterte Rechercheoptionen, indem sie den Zugang zu einem breiteren Spektrum an Begriffen und Themenbereichen ermöglichen. Ein vernetzter, aktueller feministischer Fachthesaurus dient jedoch nicht nur der intellektuellen Erschließung von Literatur. Kontrollierte Fachvokabulare, die nach gängigen Standards erstellt und für Schnittstellen kompatibel sind, können auch für computergestützte Verarbeitungen im Rahmen von Linked Open Data und dem Semantic Web genutzt werden. Vor dem Hintergrund der zunehmenden Verfügbarkeit von Volltexten über elektronische Publikationsweisen und Open Access eröffnen sich vielfältige künftige Anwendungsmöglichkeiten, auf die sich Ariadne vorbereitet. Zudem können Fachvokabulare eine gute Grundlage sein, universale Normdateien aus einer breiteren Perspektive aktuell zu halten und bestehenden Lücken auszugleichen.²⁰

Bücher, Zeitschriften und digitale Inhalte

Die Dokumentation unselbständiger Literatur an einer großen Universalbibliothek war zu Beginn der 1990er Jahre ein Novum und innerhalb der ÖNB lange Zeit ein Alleinstellungsmerkmal von Ariadne. Inzwischen werden im Österreichischen Bibliothekenverbund (OBV) auf Basis von Scans der Inhaltsverzeichnisse von Aufsatzsammlungen die einzelnen Beiträge als eigene Datensätze erfasst. Dadurch verschob sich der Schwerpunkt der Erschließungsarbeit von Ariadne bei Büchern auf die inhaltliche Beschreibung. Gleichzeitig rückt die formale und inhaltliche Erschließung

von Zeitschriftenartikeln stärker in den Fokus, die andernfalls auch im OBV-Katalog nicht sichtbar wären.

Derzeit plant Ariadne die Erweiterung der thematischen Sammlung »Sonderbestand Ariadne« um selbstständig erschienene Werke im Fachbereich. Damit soll die Auffindbarkeit von Monografien und Sammelbänden erleichtert und der Bestand zur Geschlechterforschung in der ÖNB umfassender sichtbar gemacht werden. Basis dafür sind die Ariadne-Neuerwerbungslisten, die seit über drei Jahrzehnten die Neuzugänge im Fachbereich dokumentieren. Nach der erfolgreichen Integration dieser Daten als Grundstock können die laufenden Neuzugänge kontinuierlich ergänzt werden. Elektronische Publikationen mit Genderbezug werden ein eigenes Erweiterungsprojekt darstellen.

Parallel zur Erweiterung des »Sonderbestands Ariadne« im Bibliothekskatalog spielt das Webarchiv Österreich der ÖNB²¹ eine zentrale Rolle bei der Archivierung von digitalen Inhalten mit Gender- und Österreichbezug. In der von Ariadne kuratierten Kollektion »Frau/Gender«²² werden vor allem Websites archiviert, zunehmend werden auch Social-Media-Kanäle und andere digitale Formate erfasst wie Blogs oder Podcasts.

Mit der fortschreitenden Digitalisierung hat sich die Bandbreite dessen, was als graue Literatur gelten kann, erweitert. Neben klassischen Formaten wie Arbeitsberichten und Konferenzbeiträgen zählen heute auch digitale Präsentationen und Social-Media-Kommunikation dazu. Diese neuen Formate sind zwar oft leichter zugänglich, da sie online auffindbar sind, stellen jedoch besondere Herausforderungen in Bezug auf Langzeitarchivierung. Um diese flüchtigen digitalen Diskurse als Quelle für die Geschlechterforschung langfristig zu sichern, sind haus- und verbundweite Überlegungen erforderlich – darunter erweiterte Sammlungsstrategien, einheitliche Metadatenstandards sowie technische Lösungen und Archivierungstechnologien.

Frauenbewegte Schätze aus dem Bestand der ÖNB: Webportal Frauen in Bewegung

Seit 2000 widmet sich Ariadne auch dem historischen Bestand der ÖNB. Vermutet wurden frauenhistorische Schätze und einzigartige Quellen. Die Frage war: Wo beginnen? Was herausgreifen? Mit welchem Nutzen? Die Wahl fiel auf historische, emanzipatorische Frauenzeitschriften, die ab 1848 erschienen sind, da bis dahin kein vollständiges Gesamtverzeichnis dieser Periodika existierte. In akribischer bibliografischer Grundlagenarbeit sichtete Ariadne den gesamten Bestand der ÖNB, identifizierte, erfasste, digitalisierte relevante Titel und wertete sie aus. So entstanden gemeinsam mit einer umfassenden Bibliografie auch Gesamtregister der einzelnen Zeitschriften.²³

Christa Bittermann-Wille und Helga Hofmann-Weinberger erkannten das enorme Potenzial dieser historischen Dokumente, die Zugang zu zeitgenössischen Diskursen und Informationen zu Frauenvereinen, Netzwerken und Personen bieten.

Die Auswertung der historischen Frauenzeitschriften legte den Grundstein für das, was sich rasch zum bedeutendsten Projekt von Ariadne entwickelte: das Webportal *Frauen in Bewegung 1848–1938*.²⁴ Es dokumentiert die Geschichte der Frauenbewegungen der Habsburgermonarchie und Österreichs von 1848 bis zum Ende der Ersten Republik anhand von Akteur:innen und ihren Dokumenten. Das Portal wuchs stetig durch Einbeziehung weiterer Quellen und die Erweiterung des Betrachtungszeitraumes. Technisch entwickelte es sich von einer einfachen Website zu einer datenbankgestützten Plattform, die umfassende Such- und Recherchemöglichkeiten bietet.²⁵

Frauen in Bewegung 1848–1938 — Ariadne Österreichische Nationalbibliothek

Personen Vereine/Organisationen Historische Ereignisse **Online-Dokumente** Über "FIB"

Online-Dokumente

<p>Monographie 1873-1913 : Festschrift zur Erinnerung an den 40-jährigen Bestand des Frauenwerb-Vereines in Brünn - Brünn: Burkart, 1913 Online Zugriff / ÖNB 499554-C-Neu</p>	Publikationstyp Monographie (95) Periodikum (81) Sammelwerk (10)
<p>Periodikum Arbeiterinnen-Zeitung / hrsg. von Rudolf Pokorný u. Viktor Adler; ab 1893,1: Viktoria Kofler; ab 1894,9: Maria Krasa; ab 1900,3: Anna Boschek; ab 1919,22: Adelheid Popp. Für die Redaktion verantwortlich: Adelheid Popp-Dworak, ab 1919,22: Eugenie Brandl - Wien; Wiener Volksbuchh., 1892-1924 Online Zugriff / ÖNB 394591-D-Neu-Per</p>	Zeitraum 1848 <input type="text"/> 1937
<p>Periodikum Arbeiterinnenblatt / hrsg. vom Verband der katholischen Arbeiterinnen-Vereine der Erzdiözese Wien - Wien: R. Dworschaks Nachf., 1914-1917 Online Zugriff / ÖNB 509498-B-Neu</p>	Schlagwort Frauen-/Mädchenbildung (147) Wohltätigkeit (78) Familie/Mutterschaft (48) Frauenrechte (45) Katholische Frauenbewegung (44) Bürgerliche Frauenbewegung (38) Geschlecht/Körper (31) Haushalt/-arbeit (31) Proletarische / Sozialdemokratische
<p>Monographie Arbeiterinnenschutz - Wien: Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co, 1913 Online Zugriff / ÖNB 401064-A-Neu-Per-24</p>	

Abb. 4: Online-Dokumente im Portal *Frauen in Bewegung 1848–1938*.

In der ersten Projektphase (2000 bis 2006) lag der Schwerpunkt auf der Erschließung des Zeitraums 1848–1918. Die Herangehensweise war eher assoziativ als systematisch, mit Fokus auf die Bestände der ÖNB.²⁶ Aktivist:innen wurden in Lexika und Frauenzeitschriften identifiziert, Aktivitäten von Frauenvereinen nachgewiesen und Ereignisse eingeordnet. Auch Bildmaterial zu Personen wurde aufgespürt. Viele Frauenvereine waren der gesetzlichen Pflichtablieferung nachgekommen und haben ihre Statuten, Vereinsschriften, Jahresberichte und Zeitschriften an die ÖNB, bis zum Ende der Habsburgermonarchie noch Hofbibliothek, übermittelt. Diese Vereinsdokumente wurden ausgewertet, digitalisiert und online zugänglich gemacht – ein wichtiger Schritt, lange vor den groß angelegten Digitalisierungsinitiativen der ÖNB wie dem virtuellen Zeitschriftenlesesaal ANNO oder *Austrian Books Online* (ABO), der Public Private Partnership der ÖNB mit Google zur Digitalisierung des historischen Buchbestandes. Eine Kooperation mit *Austrian Literature Online* (ALO) der Universität Innsbruck ermöglichte frühzeitig ortsunabhängigen Zugriff auf diese Quellen.

In der zweiten Phase (2006 bis 2009) wurde das Projekt in Zusammenarbeit mit dem Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien und gefördert vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) weiterentwickelt. Der Betrachtungszeitraum wurde um die Jahre 1918 bis 1938 erweitert, und gezielte Recherchen in den Bundesländern führten zur Erschließung und virtuellen Zusammenführung bislang wenig bekannter Bestände. Die Ergebnisse wurden in eine neu entwickelte Datenbankstruktur integriert, die 2009 online ging.

Über einige Jahre existierten die beiden Webpräsentationen parallel: eine Website für den Zeitraum 1848–1918 und eine datenbankgestützte Plattform für 1918–1938.²⁷ Ihre Zusammenführung in die datenbankbasierte Webpräsentation erwies sich als komplex, sie wurde 2016 abgeschlossen. Das Portal *Frauen in Bewegung* wird kontinuierlich weiterentwickelt, etwa durch dynamische Visualisierung der Netzwerke von Personen und Vereinen sowie die Verfeinerung der Recherchemöglichkeiten durch Filter. Im Sommer 2024 wurde eine Datumsfacette hinzugefügt, die es ermöglicht, Treffer auf bestimmte Zeiträume einzuschränken.

Eine wichtige Perspektive der inhaltlichen Weiterentwicklung ist die gezielte Aufarbeitung der Sprachräume der Habsburgermonarchie. Derzeit sind vor allem deutschsprachige Dokumente ausgewertet, insbesondere für den slawischen Sprachraum bestehen noch erhebliche Lücken, die es zu schließen gilt. Erste Schritte wurden dazu bereits ergriffen. Ideen für künftige Erweiterungen reichen vom Desiderat einer englischen Übersetzung über kartografische Komponenten, die ganz neue Erkenntnismöglichkeiten eröffnen können, bis zur Verknüpfung der Personeneinträge mit großen Normdateien, die bereits

in Vorbereitung ist. Das Portal bietet heute umfassende Einblicke in frauenpolitische Aktivitäten und Netzwerke für den Zeitraum von 90 Jahren, mit Informationen zu über 680 Personen und rund 400 Vereinen. Gesammelt wurden deutlich mehr Daten, die jedoch aufgrund rudimentärer Angaben oder fehlender Quellen nicht veröffentlicht sind. Anfragen an Ariadne lohnen sich also, wenn eine Suche im Portal keine Ergebnisse bringt – sowohl im Hinblick auf weiterführende Informationen als auch auf Forschungslücken und -potenziale.

Suche...

Frauen in Bewegung 1848–1938

Ariadne Österreichische Nationalbibliothek

Personen Vereine/Organisationen Historische Ereignisse Online-Dokumente Über "FIB"

Minor, Daisy

Namen und Abkürzungen
D. M. (Abkürzung)
Minor, D.
Minor, Margarete
Oberleitner, Margarete (Geburtsname)

Geburtsdaten 1860
Sterbedaten 1927

Berufe und Tätigkeiten
Lehrerin, Vereinsfunktionärin

• Vernetzung von Minor, Daisy

Netzwerkdiagramm mit Daisy Minor im Zentrum, verbunden mit:

- Bund Österreichischer Frauenvereine
- Erster Wiener Frauenklub
- Frauenvereingung für soziale Hilfstätigkeit
- Frauenstimmrechtskommission (Bund Österreichischer Frauenvereine)
- Zeitungskommission (Bund Österreichischer Frauenvereine)
- Verein Lucina, Wien
- Mädchenschule des Vereins für Erweiterte Frauenbildung
- Allgemeiner Österreichischer Frauenverein

- Funktionen und Mitgliedschaften
- Biografie
- Leskeinträge
- Ausgewählte Publikationen

Abb. 5: Eintrag zu Daisy Minor im Portal *Frauen in Bewegung 1848–1938*.

Mit dem kombinierten Digitalisierungs- und Erschließungsprojekt konnte Ariadne eine zentrale Lücke schließen: Es gibt kein physisches Archiv zur Historischen Frauenbewegung in Österreich, und das Webportal *Frauen in Bewegung* bringt die auf viele Orte und Institutionen verstreuten Informationen zur Historischen Frauenbewegung virtuell zusammen. Eine der großen Stärken des Portals liegt darin, dass es Forschenden und Interessierten ortsunabhängig Zugang zu einzigartigen Quellen bietet.

Die Kontextualisierung der historischen Quellen und die kontinuierliche Bereicherung durch neue Erkenntnisse machen das Portal zu einem wertvollen Forschungsinstrument. Neue Informationen aus aktueller Fachliteratur und Erkenntnisse aus Recherchen, die etwa durch Anfragen angestoßen werden, führen zu regelmäßigen Aktualisierungen, etwa von Lebensdaten. Zusätzlicher Input kommt von den Nutzer:innen, die ihr Wissen und Quellen teilen und Daten korrigieren oder neue einbringen: Das Webportal *Frauen in Bewegung* wird von Forschenden und Interessierten intensiv genutzt und hat sich als relevantes Werkzeug für die Erforschung der Frauenbewegungsgeschichte etabliert. Es dient als verlässliche Referenz für Einträge zu Personen und Vereinen in anderen Verzeichnissen und schafft einen interaktiven Austausch mit den Nutzer:innen.

Wissen verbreiten

Bestands- und Vermittlungsarbeit sind bei Ariadne eng miteinander verwoben. Dies zeigt sich im Webportal *Frauen in Bewegung*: Die Digitalisierung und Bereitstellung von Quellen sind wichtige Schritte, um Nachhaltigkeit, Bestandssicherheit und ortsunabhängigen Zugang zu gewährleisten. Der wahre Mehrwert entsteht jedoch erst durch die Kontextualisierung der Materialien, die es ermöglicht, deren Bedeutung besser zu verstehen und sie in einen größeren historischen und gesellschaftlichen Zusammenhang einzuordnen. Ariadne sieht diese Aufbereitung als fortlaufenden Prozess und als Grundlage für die Forschung. Dabei geht es nicht nur darum, vorhandenes Material zu dokumentieren, sondern auch aufzuzeigen, welche Schätze noch zu heben sind und wo sowohl Forschungspotenzial als auch Forschungsbedarf bestehen. Zukünftig wird Ariadne auch Online-Ausstellungen nutzen, um auf die spannenden Materialien im ÖNB-Bestand hinzuweisen, die es noch zu entdecken gilt.

Für die Informationsvermittlung nutzt Ariadne eine Vielzahl von Kanälen. Die eigene Website bietet umfassende Informationen und Zugang zu den Angeboten und Werkzeugen. Der zweimonatliche Ariadne-Newsletter informiert die Abonnent:innen über Neuigkeiten, aktuelle Entwicklungen

und die aktuelle Neuerwerbungsliste. Eine feste Rubrik stellt frauenbewegte Akteur:innen vor, die mit ihrem Profil im Webportal *Frauen in Bewegung* verlinkt sind, das so einem breiteren Publikum zugänglich gemacht wird. Jubiläen oder besondere Anlässe im Zusammenhang mit den vorgestellten Personen erleichtern die Auswahl und bieten thematische Anknüpfungspunkte. Auch in den sozialen Medien ist Ariadne aktiv. Unter dem Hashtag *#AriadneFrauDesMonats* wird monatlich auf den Social-Media-Kanälen der ÖNB eine Frau ins Rampenlicht gerückt. Auch hier handelt es sich oft um Akteurinnen der Historischen Frauenbewegung, aber auch um andere bekannte oder bislang unbekannte Frauen. Das entscheidende Kriterium bei der Auswahl ist, dass im reichen Fundus der ÖNB Bildmaterial vorhanden ist, das urheberrechtlich geklärt ist – was zu einem hohen Anteil an Abbildungen in Schwarz-Weiß führt.

Ariadne versteht sich nicht zuletzt auch als Servicestelle, die Beratungsleistungen anbietet. Dazu zählen Unterstützung bei der Literatursuche, die Entwicklung von Recherchestrategien sowie Verweise auf spezialisierte Einrichtungen. Ein wesentlicher Bestandteil der Wissensvermittlung sind die halbjährlich angebotenen Trainingsformate. »Search4Gender« bietet vertiefte Einblicke in die Recherchemöglichkeiten und das Angebot von Ariadne, während »ÖNB Wissensbissen« kompakt Recherchestrategien präsentiert und fachspezifische Datenbanken vorstellt, welche aus dem Angebot im Datenbank-Infosystem (DBIS) ausgewählt werden. Ariadne bietet einen umfassenden Überblick über digital verfügbare Fachbibliografien, Verzeichnisse von Netzwerken frauenspezifischer Informationseinrichtungen und Bestandskataloge anderer Frauenarchive.

Die zunehmende Diversität der Zielgruppen ist eine der größten Herausforderungen in der Vermittlungsarbeit, da sie die Entwicklung passgenauer und integrativer Angebote anspruchsvoller gestaltet. Ariadne richtet sich sowohl an Studierende und Forschende als auch an eine breite Öffentlichkeit, was es schwieriger macht, diese unterschiedlichen Gruppen zu erreichen. Besonders der Zugang zu Studierenden und Lehrenden im universitären Kontext ist herausfordernd. Gründe dafür liegen unter anderem in der Vielfalt der Themengebiete, der hohen Arbeitsbelastung der Lehrenden und der begrenzten Zeit, um externe Angebote in Lehrveranstaltungen zu integrieren.

Um diesen Herausforderungen zu begegnen, werden nicht nur die Vermittlungsformate angepasst, sondern auch die Werkzeuge und Rechercheangebote weiter verfeinert, wie etwa der Ariadne-Thesaurus oder die Erweiterung des »Sonderbestands Ariadne«. Durch Verbesserungen soll der Zugang zu den Ressourcen von Ariadne erleichtert und Nutzer:innen gezielter angesprochen werden.

Vernetzen und Zusammenarbeiten

Es braucht ein starkes Netz, gemeinsames Engagement und kontinuierliche Bemühungen, um auf bibliothekarische Strukturen und Methoden einzuwirken, diese geschlechtergerecht zu gestalten und um Themen und Gruppen aus dem Schatten zu holen. Nationale und internationale Vernetzung und Kooperation sind seit den Anfängen Grundpfeiler von Ariadnes Selbstverständnis und Arbeit.

Ariadne ist Gründungsmitglied von frida, dem Verein zur Förderung und Vernetzung frauenspezifischer Informations- und Dokumentations-einrichtungen in Österreich. Dieses Netzwerk ermöglicht den fachlichen Austausch und die Zusammenarbeit mit autonomen und institutionalisierten Einrichtungen. Gemeinsam werden Strategien und Konzepte entwickelt, um bibliothekarische Methoden und Werkzeuge geschlechtergerecht zu gestalten. So wurde etwa im Jahr 2022 zum 30-jährigen Jubiläum von frida ein auch über die Grenzen Österreichs hinweg gut besuchter Online-Workshop zur geschlechtergerechten Sacherschließung veranstaltet. In diesem Kontext wurde auch an das bereits erwähnte gemeinsame Projekt *ThesaurA* angeschlossen. Weitere frida-Kooperationen sind *KolloquiA*, ein Projekt zur Dokumentation frauenrelevanter und feministischer Informationsarbeit, sowie die Initiative zu *BiografiA*, der unverzichtbaren biografischen Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen.²⁸

Auf europäischer Ebene ist Ariadne aktiver Teil eines sehr dynamischen Netzwerks: unter dem Arbeitstitel META-EU haben sich feministische Bibliotheken, Archive und andere Informationsstellen von Island bis Zypern zusammengeschlossen, mit dem langfristigen – und zugegeben ambitionierten – Ziel einer feministischen Rechercheplattform, über die Bestände und Nachweise europaweit recherchiert werden können. Zentrales Anliegen dabei ist die Sicherung und Präsentation des geschlechtsspezifischen kulturellen Erbes Europas.²⁹

Netzwerke wie frida und META-EU fördern den Zugang zu Frauen- und Geschlechterforschung, feministischer Theorie und Aktivismus in einer Vielzahl von Sprachen und machen diese Themen sichtbar. Durch die Einbindung in starke Netze feministischer Informations- und Erinnerungseinrichtungen ist Ariadne eine gewichtige Akteurin in der Förderung von Gleichstellung und Diversität in Wissenschaft und Forschung.

Weiterknüpfen

Zu Beginn der 1990er Jahre hatte sich Ariadne das Ziel gesetzt, »ihren Beitrag zur gesellschaftspolitischen Besserstellung der Frau auf informationspolitischer Ebene zu leisten.«³⁰ Dieser Anspruch zieht sich bis heute durch ihre Arbeit. Die Unsichtbarkeit ganzer Themenfelder in Bibliotheken und anderen Erinnerungseinrichtungen wurde als gesellschaftlich bedingtes Problem benannt und mit den gesetzten Maßnahmen zur Sichtbarmachung relevanter Literatur und Quellen eine notwendige Konsequenz gezogen. Ariadne ist nicht nur ein Ort des Sammelns und Aufbewahrens, sondern auch der aktiven Vermittlung und Nutzbarmachung des Informations- und Literaturangebots für individuelle und kollektive Lernprozesse sowie die Weiterentwicklung feministischer Theorie und Praxis.

Die Verankerung im Gedächtnisspeicher Österreichs ermöglicht auch die nachhaltige Sicherung von Frauen- und Genderwissen – ein wesentlicher Aspekt vor dem Hintergrund und der Erfahrung historischer Brüche.

Seit Ariadne die Arbeit aufgenommen hat, hat sich der Fachbereich weiterentwickelt und ausdifferenziert. Gender Studies sind als eigener Studienzweig etabliert, und feministische Perspektiven und Inhalte haben Eingang in Curricula und Lehrveranstaltungen anderer Fachbereiche gefunden. Dies erhöht die Ansprüche an Literaturversorgung und Auffindbarkeit und nimmt Hochschulbibliotheken in die Pflicht, entsprechende Literatur bereitzustellen und nutzbar zu machen. Die Literaturproduktion hat sich vervielfacht und neue Publikationsformen sowie die digitale Verfügbarkeit historischer Bestände haben die Suchstrategien und Arbeitsweisen nachhaltig verändert. Der Zugang zu relevanter Literatur bleibt herausfordernd, daher ist die systematische Sammlung und adäquate Erschließung weiterhin essenziell – und erfordert sich kontinuierlich anpassende Methoden und Werkzeuge.

Es braucht eine dynamische Balance zwischen Bestandsentwicklung, sich ändernden Rahmenbedingungen wie der Digitalisierung und geänderter Diskursformen und den Bedürfnissen der Nutzer:innen. Dies wird möglich durch die Analyse des Bestands mit klarem Fokus, den Einsatz geeigneter Werkzeuge und Methoden sowie die Entwicklung passender Präsentationsformen. Ariadne navigiert seit ihren Anfängen umsichtig durch dieses Zusammenspiel, das mitunter selbst Charakter eines Labyrinths aufweist. Enge Zusammenarbeit und Netzwerke wie frida und META-EU ermöglichen es, Wissen auszutauschen und gemeinsam Lösungen zu entwickeln sowie die bibliothekarischen Rahmenbedingungen selbst zu ändern, um den aktuellen und zukünftigen Anforderungen gerecht zu werden.

Es braucht das Weiterknüpfen des roten Fadens.

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu Karin Aleksander: »Sie werden hier nur sehr lückenhaftes Material finden«. Welche Lücken füllen Frauenbibliotheken? In: Bibliotheksdienst 45, 2011, 1, 52–63.
- 2 Für Österreich sei exemplarisch die Frauenbibliothek des Arbeitskreises Emanzipation und Partnerschaft (AEP) erwähnt, die 1979 als erste feministische Bibliothek Österreichs in Innsbruck gegründet wurde; weiters STICHWORT, Archiv der Frauen- und Lesbenbewegung, das ab 1983 als Bewegungsarchiv mit Bibliothek in Wien aufgebaut wurde, oder Frauen*Solidarität, die seit 1982 mit gleichnamiger Zeitschrift und später einer eigenen Bibliothek Informations- und Bildungsarbeit mit Fokus auf globale Machtverhältnisse und feministische Entwicklungspolitik leistet. Viele der autonomen und institutionalisierten Einrichtungen, die im Lauf der Jahre entstanden sind, vernetzen sich in frida, dem 1992 gegründeten Verein zur Förderung und Vernetzung frauenspezifischer Informations- und Dokumentationseinrichtungen in Österreich. Selbstbeschreibungen von AEP, STICHWORT, Frauen*Solidarität, Ariadne und anderer frida-Mitglieder finden sich im Abschnitt: Von der Frauenbibliothek bis zum Zines-Archiv. Selbstdarstellungen der in frida vernetzten Einrichtungen. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 75, 2022, 1 (Schwerpunktthema »Archiv«, Bibliotheks- und Dokumentationspolitiken. Frauen*- und genderspezifische Zugänge«), 55–88.
- 3 Vgl. Andrea Fennesz und Christa Wille: Durchführbarkeitsstudie zur Errichtung einer Dokumentations- und Informationsstelle für frauenspezifische Literatur. Forschungsbericht im Auftrag des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung. Wien: Österreichische Nationalbibliothek 1987.
- 4 Zur Entstehungsgeschichte von Ariadne siehe Lydia Jammerneegg: Über 20 Jahre Ariadne. Die frauenspezifische Information und Dokumentation an der Österreichischen Nationalbibliothek. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 69, 2016, 2 (Schwerpunktthema »Gender & Diversity«), 206–220, hier 207–208. Jammerneegg identifiziert darin das »Zusammenspiel und die Überschneidungen des neuen Wissenschaftsgebiets, einer Neuausrichtung im Bibliotheks- und Dokumentationswesen sowie politischen Engagements für Frauenrechte und -politik« als entscheidend für die Einrichtung an der ÖNB.
- 5 Ariadne ist seit Beginn ein Zwei-Personen-Team: Christa Bittermann-Wille und Helga Hoffmann-Weinberger haben Ariadne aufgebaut, über zwei Jahrzehnte getragen und weiterentwickelt. Lydia Jammerneegg, Ariadne-Mitarbeiterin von 2012 bis 2024, hat u. a. das Webportal *Frauen in Bewegung* mit aufgebaut und maßgeblich gestaltet. Zum Zeitpunkt der Drucklegung besteht Ariadne aus der Autorin und Andrea Reisner, seit Herbst 2024 neu im Team. Zwischenzeitlich wurde Ariadne unterstützt von Eva Zimmermann und Daniela Köck und durch die ehrenamtliche Mitarbeit von Vesela Tutavac sowie durch zahlreiche Praktikant:innen und Volontär:innen.
- 6 Sammelrichtlinien der ÖNB, aktueller Stand: <https://www.onb.ac.at/mehr/ueber-uns/rechtsgrundlagen-sammelrichtlinien-und-erklaerung-zu-potenziell-verletzenden-inhalten> (Zugriff am 10.07.2024).
- 7 Während spezialisierte Einrichtungen wie Frauen*Solidarität oder STICHWORT spezifische Themenfelder wie globale Machtverhältnisse oder konkrete Frauen- und Lesbenbewegungen in großer Tiefe behandeln, konzentriert sich Ariadne auf die Bereitstellung grundlegender, breit gefächelter Literatur.
- 8 Ariadne begann 1992 mit der gezielten Sammlung relevanter Literatur im Fachbereich der Frauen- und später auch Geschlechterforschung. Für Publikationen, die vor 1990 erschienen sind, steht eine umfassende retrospektive Bestandsaufarbeitung noch aus. Lücken entstanden bereits in der Zeit vor der systematischen Sammlung, und wurden – wie auch heute noch – durch fehlende Pflichtablieferungen oder schwer auffind-

- bare Veröffentlichungen verstärkt. Besonders in der historischen Perspektive, etwa für die Zeit vor 1945, treten Bestandslücken oft erst im Rahmen konkreter Projekte, wie zu historischen Frauenbewegungen, zutage. Fehlende Exemplare werden nach Möglichkeit antiquarisch erworben, was selbst bei zeitgenössisch im Buchhandel vertriebenen Werken eine Herausforderung darstellt.
- 9 Graue Literatur wurde vor allem in den ersten 25 Jahren von Ariadne in Auswahl gesammelt, unter anderem haben Autor:innen Arbeiten zur Verfügung gestellt, die Rechercheunterstützung von Ariadne in Anspruch genommen hatten. Obwohl dieser Bestand nicht systematisch angelegt wurde und aktuell auch nicht erweitert wird, stellt er eine wertvolle Quelle dar. Auch diese Sammlung konzentrierte sich auf physische, gedruckte Materialien. Mit der fortschreitenden Digitalisierung verschieben sich die Formate und Verfügbarkeiten grauer Literatur zunehmend in den digitalen Bereich, der weiter unten im Zusammenhang mit dem Webarchiv Österreich behandelt wird.
 - 10 Christa Bittermann-Wille in einem Interview im Juli 2013, das im Rahmen eines Praktikums in der Ariadne mit ihr und Lydia Jammernegg geführt wurde. Das Transkript liegt in der Ariadne-Dokumentation auf.
 - 11 Die Einschätzung und der Überblick über maßgebliche Publikationen im Feld können angesichts der vielfältigen Aufgaben von Ariadne nicht systematisch geleistet werden.
 - 12 Die Absatzüberschrift ist dem Titel der fröhlichen Darstellung des Alltags der Büchereien Wien entlehnt: Monika Reinprecht: Wo stehen hier die E-Books? Aus dem bewegten Alltag der Büchereien Wien. Wien: Milena-Verlag 2015.
 - 13 Ausgenommen davon ist der Bestand an grauer Literatur, der im Ariadne-Büro aufgestellt ist, sowie genderspezifische Fachzeitschriften im Zeitschriftenlesesaal und Nachschlagewerke im Freihandbereich des Forschungslesesaals, die jeweils in der Fachgruppe »Genderforschung« frei zugänglich sind. Die ÖNB ist eine Magazinbibliothek (um Medien einsehen zu können müssen sie in der Regel über den Katalog *QuickSearch* bestellt werden) und eine Präsenzbibliothek, weshalb Entlehnung außer Haus nur in Ausnahmefällen möglich ist.
 - 14 Informationen zur Pflichtablieferung siehe ÖNB-Website <https://www.onb.ac.at/bibliothek/pflichtablieferung> (Zugriff am 10.07.2024).
 - 15 Helga Klösch-Melliwa und Angelika Zach: *ThesaurA. Österreichischer Frauenthesaurus*. Wien: Österreichische Staatsdruckerei 1996 (Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft 5). *ThesaurA* wurde vom Verein *frida* initiiert. Zu feministischen kontrollierten Vokabeln und Thesauri vgl. Andrea Gruber: Vom Knüpfen feministischer Begriffsnetze. Ariadnes Faden & geschlechtersensible Normdaten. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 75, 2022, 1, 262–288, hier 263–271.
 - 16 Die bibliothekarische Inhaltserschließung folgt in der Regel einem Regelwerk. Im Österreichischen Bibliothekenverbund (ÖBV) kommen beispielsweise die »Regeln für den Schlagwortkatalog« (RSWK) zur Anwendung, die genau definieren, wie Schlagworte vergeben und Schlagwortketten aufgebaut werden. Ariadne folgt bei der Vergabe ihrer Schlagworte keinem spezifischen Regelwerk, die passenden Sachbegriffe werden assoziativ aufgelistet.
 - 17 Die Österreichische Nationalbibliothek ist Teil des ÖBV und des gemeinschaftlich geführten Bibliothekskatalogs. Für die Sacherschließung wird verbindlich die Gemeinsame Normdatei (GND) verwendet. Die inhaltliche Beschreibung der Ariadne mit feministischem Fachvokabular ist im lokalen Bereich der ÖNB verankert und deshalb nur im ÖNB-Katalog sichtbar, wo Ariadne-Schlagworte gemeinsam mit GND-Schlagworten angezeigt werden. Die formalen Merkmale der Publikationen, die Ariadne bearbeitet, wie Titel, beteiligte Personen oder Erscheinungsvermerk, sind auch in der Suchmaschine des ÖBV recherchierbar.
 - 18 <https://ariadnethesaurus.onb.ac.at> (Zugriff am 10.07.2024). Zum Migrationsprojekt siehe Gruber (Anm. 15).
 - 19 Der *Homosaurus* ergänzt die *Library of Congress Subject Headings* und ist das international wichtigste Vokabular zur Erfassung von LGBTQ+-Begriffen: <https://homosaurus.org/> (Zugriff am 10.07.2024).

- 20 Ariadne selbst arbeitet bislang nicht an den Sachschlagworten der GND. Als zentrale Normdatei auch für Personen oder Körperschaften hat die GND nicht nur in Bibliotheken eine hohe Relevanz, sondern wird zunehmend auch in Archiven, Museen und Web-Anwendungen genutzt. Aus diesem Grund hat Ariadne ein großes Interesse daran, dass die GND geschlechtergerechter und inklusiver wird.
- 21 <https://webarchiv.onb.ac.at/> (Zugriff am 10.07.2024).
- 22 Zur Kollektion »Frau/Gender« im Webarchiv Österreich siehe den Beitrag: Andrea Gruber, Lydia Jammerneegg, Michaela Mayr und Andreas Predikaka: Wie entsteht die Kollektion Frau/Gender im Webarchiv der ÖNB? WebkuratorInnen am Werk. In: ÖNB-Forschungsblog 29.06.2021, <https://www.onb.ac.at/mehr/blogs/detail/wie-entsteht-die-kollektion-frau-gender-im-webarchiv-der-onb> (Zugriff am 10.07.2024).
- 23 Die Bestandsverzeichnisse historischer wie auch aktueller frauen- und genderrelevanter Zeitschriften finden sich auf der Website von Ariadne: <https://www.onb.ac.at/mehr/ariadne-frauen-und-genderspezifisches-wissensportal/bestandsuebersicht-und-recherche/zeitschriften> (Stand: 10.07.2024). Die Register der historischen Frauenzeitschriften stehen als PDF-Dateien zum Download bereit und sind eine wertvolle Ergänzung zur Durchsicht der digitalisierten Zeitschriften, zu denen in Richtung ANNO, dem virtuellen Zeitschriftenlesesaal der ÖNB, und in andere Plattformen verlinkt wird.
- 24 <https://fraueninbewegung.onb.ac.at> (Zugriff am 10.07.2024).
- 25 Einen kompakten Überblick über die Entwicklungsgeschichte des Webportals sowie eine umfassende Einführung gibt Lydia Jammerneegg: »Frauen in Bewegung: 1848–1938«. Historisch, digital, virtuell. In: Bruno Bauer, Andreas Ferus und Josef Pauser (Hg.): Offen(siv)e Bibliotheken. Neue Zugänge, neue Strukturen, neue Chancen. 32. Österreichischer Bibliothekartag, Wien, 15.–18. September 2015. Graz; Feldkirch: Wolfgang Neugebauer 2016, 141–150; Dies.: Frauen in Bewegung (1918–1938). Reflexionen über dokumentarische und historische Zugänge. In: Johanna Gehmacher und Natascha Vittorelli (Hg.): Wie Frauenbewegung geschrieben wird. Wien: Löcker 2009, 197–218.
- 26 Vgl. Christa Bittermann-Wille und Helga Hofmann-Weinberger: Frauen in Bewegung (1848–1918) – aus der Praxis eines themenzentrierten Dokumentationsprojekts zur österreichischen historischen Frauenbewegung. In: Gehmacher und Vittorelli (Anm. 25), 183–196.
- 27 Ältere Versionen der Ariadne-Website, die im Webarchiv Österreich archiviert werden, ermöglichen einen Eindruck auch von den technischen und konzeptionellen Unterschieden der beiden Webpräsentationen.
- 28 Zu frida siehe exemplarisch Li Gerhalter: Frauen – Information – Dokumentation – Archiv. Das feministische Netzwerk frida. In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 75, 2022, 1, 17–36. Weitere Informationen zu frida, aktuellen Mitgliedern und den Projekten *biografiA*, *KolloquiA* und *ThesaurA* ebenso wie zum Online-Workshop »Geschlechtergerechte Sacherschließung« finden sich auch auf der Website von frida: <https://frida.at> (Zugriff am 10.07.2024).
- 29 Die Initiative zu dieser Vernetzung ging 2020 vom Digitalen Deutschen Frauenarchiv (DDF) aus. Vorbild für das gesamteuropäische Recherchewerkzeug ist der Meta-Katalog (<https://www.meta-katalog.eu>, Zugriff am 10.07.2024), mit dem institutionsübergreifend in den Beständen deutschsprachiger Frauen-/Lesbenarchive und Bibliotheken recherchiert werden kann. Weitere Informationen zum Vernetzungsprojekt META-EU auf der Website des DDF: <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/blog/feministisches-wissen-vernetzen-ida-und-ddf-starten-eu-projekt> (Zugriff am 10.07.2024).
- 30 Folder Ariadne, Österreichische Nationalbibliothek 1994.

Aus dem Archiv

Digital Transformations of Austrian Humanities

Projektbericht

Markus Ender, Ulrich Lobis, Joseph Wang-Kathrein

Im Zeitraum von Mai 2020 bis April 2024 wurde das Hochschulraumstrukturmittel-Projekt DiTAH (Digital Transformations of Austrian Humanities) durchgeführt, das als Gemeinschaftsprojekt von neun österreichischen Forschungseinrichtungen konzipiert worden war; es verfolgte das Ziel, »die in den Digital Humanities entwickelten Methoden und Ansätze so zu etablieren und aufzubereiten, dass sie in den alltäglichen Gebrauch geisteswissenschaftlicher Forschung und Nachwuchsbildung übergehen können.«¹

Die Universität Innsbruck hat als Partnerin in DiTAH vier Teilprojekte übernommen; die Träger waren das Forschungsinstitut Brenner-Archiv und das Archiv für Bau.Kunst.Geschichte. Während das Brenner-Archiv vor allem auf langjährige Expertise in der Bearbeitung von Nachlässen für Literatur, aber auch in den Digital Humanities (hier vor allem im Bereich der digitalen Editionswissenschaft) verweisen kann, ist das Archiv für Bau.Kunst.Geschichte eine Institution, die auf die Archivierung und Digitalisierung von Materialien zur Architektur und Baugeschichte spezialisiert ist. Eine scharfe Aufteilung der einzelnen Projekt-Workpackages auf die beiden Institutionen war organisatorisch weder gewünscht noch möglich, da beide Archive aufgrund ihres Fokus und ihrer spezifischen Expertisen für die jeweils andere Institution von Nutzen waren und aus der Kooperation Synergieeffekte resultierten.

Neben der Interaktion zwischen den beiden Archiven setzte das Projekt universitätsintern auch auf eine enge Zusammenarbeit mit dem Zentralen Informatikdienst (ZID), hier insbesondere mit den Digitalen Forschungsservices, mit denen die einzelnen Teilprojekte in Kooperation durchgeführt werden konnten. Erfreulich ist dabei insbesondere die Tatsache, dass das Knowhow, das die Mitarbeiter:innen im Zuge der Arbeiten am DiTAH-Projekt erwerben konnten, z.T. nun auch dem ZID zur Verfügung steht.

Da die Hauptlast des Workloads vom Brenner-Archiv getragen wurde, erschien naheliegend, dass hier die wissenschaftliche Koordination und operative Leitung verankert wurde. Gewünscht war auch ein wissenschaftlicher und inhaltlicher Austausch über die Workpackages hinaus; dieser erfolgte im Rahmen von Schulungen etc. (siehe unten), aber auch in regelmäßigen Arbeitssitzungen sowie (teilweise informellen) Besprechungen. Besonders erfreulich ist der Umstand, dass die erzielten Ergebnisse und Erkenntnisse des DiTAH-Projekts erfolgreich in andere Projekte integriert werden konnten.

Datenverwaltung für RNAB-konforme Metadaten (RNABle)

Dieses Teilprojekt hatte die Entwicklung eines Tools zum Ziel, das zur Unterstützung von Archivar_innen, Bibliothekar_innen und Wissenschaftler_innen in der Erstellung RNAB-konformer Datensätze dient. Die RNAB (Ressourcenerschließung mit Normdaten in Archiven und Bibliotheken)² ist der aktuelle, 2019 vom Standardisierungsausschuss der Deutschen Nationalbibliothek verabschiedete Erschließungsstandard für Sammlungen insbesondere in Literaturarchiven. Die RNAB ist der Nachfolger der RNA (Regeln zur Erschließung von Nachlässen und Autographen) und ersetzt diese. Allerdings verlangt die RNAB Spezialkenntnisse, die nicht alle Personen, die mit Archivmaterialien arbeiten. Aus diesem Grund wurde das Tool RNABle entwickelt. Mit der Hilfe des Tools soll bereits im Zuge der archiva-lischen Erschließung die Eingabe von Daten unterstützt und geleitet werden, damit Forscher:innen Archivmaterialien unter Anwendung des regelgeleiteten Vokabulars schneller und in größerer Erschließungstiefe aufnehmen können bzw. Bibliothekar:innen in der Lage sind, mit diesen Archivmaterialien effizient zu arbeiten.

Zu den Kernfunktionen zählen neben der korrekten Abbildung der RNAB vor allem auch folgende Funktionen: Laden und Speichern von Datensätzen, Löschen und Hinzufügen von Ressourcen lt. der RNAB-Nomenklatur (>Bestand<, >Teil des Bestandes<, >Konvolut< und >Einzelressource(n)<), Löschen und Hinzufügen von Erschließungsfeldern, Eingabe von Freitexten und Referenzen (Link zur GND) für die Erschließungsfelder. Sämtliche Prozesse sollten in einer graphischen Eingabemaske vollzogen werden können.

Vor Beginn der eigentlichen Arbeiten war es notwendig, eine intensive Einarbeitung in die RNAB zu unternehmen, vor allem stand eine Auslotung der möglichen Konfigurationen, die in der Modellierung berücksichtigt werden müssen, im Vordergrund. Der erste Entwurf sah vor, eine eigenständige Applikation zu programmieren, die auf JavaScript (respektive TypeScript) und HTML basiert und die die Daten mithilfe von SPARQL als RDF-Triple direkt in eine Graphdatenbank schreibt. Diese Vorgehensweise hätte den Vorteil gehabt, vollständige Kontrolle über das Programm zu haben. Allerdings hat ein solcher Ansatz auch gravierende Nachteile, vor allem, wenn es um die Nachnutzung und die Wartung des Programms geht. Selbst wenn der Quellcode veröffentlicht wird, sind alle Erweiterungen von Programmierer:innen zu erstellen. Auch für das Einpflegen von Aktualisierungen im verwendeten Technologiestack müssten immer wieder eigene Programmierleistungen erbracht werden, was notwendig macht, dass zumindest *eine* dafür verantwortliche Person über einen längeren Zeitraum zur Verfügung steht. Eine fixe, über die Laufzeit des Projekts (bzw. darüber hinaus) bestehende Garantie kann-

te nicht erbracht werden. Vor allem wurde in den Arbeitsgesprächen und in verschiedenen Prozessanalysen deutlich, dass es von Vorteil wäre, wenn das Programm leicht erweiterbar wäre (etwa durch Module oder Plugins). Es hat sich gezeigt, dass eine solche Erweiterbarkeit bei gleichzeitiger niederschwelliger Bedienbarkeit die breitere Anwendung in der Community erleichtern würde. Aus diesen Gründen wurde begonnen, nach einer Alternative für eine Eigenentwicklung zu suchen.

In Gesprächen mit für die RNAB relevanten Stakeholdern wurde von diesen insbesondere darauf verwiesen, dass diese Art der Datenerfassung nicht nur für Archive, sondern auch für Objektverwaltungssysteme im Museumsbereich interessant sein könnte. Nach eingehender Prüfung wurde dieser Ansatz als verfolgenswert erachtet und es wurden weitere Requirements erhoben. Um alle Anforderungen abdecken zu können, musste ein weiteres Vokabular (z.B. eher CIDOC-CRM statt RNAB) in Betracht gezogen werden.

Zeitgleich zum DiTAH-Projekt wurde an der Universität Innsbruck auch die Verwendung von WissKi erprobt. WissKi (Wissenschaftliche Kommunikationsinfrastruktur) ist eine virtuelle Forschungsumgebung, die in einem DFG Projekt unter anderem von der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und dem Germanischen Nationalmuseum als offene Software entwickelt wurde.³ Die Kooperation der Universität Innsbruck mit dem Germanischen Nationalmuseum stellte sich für das DiTAH-Projekt als vorteilig heraus, weil dadurch ein unmittelbarer Zugang zu den Entwickler:innen hergestellt werden konnte, aber auch ein Austausch mit verschiedenen Anwender:innen stellte einen großen Benefit für das Projekt dar.

Zu den Stärken von WissKi zählt, dass im Hintergrund eine Graphdatenbank liegt, die eine direkte Eingabe von RDF-Tripeln ermöglicht. Auch ist WissKi bestens geeignet, Ontologien, die etwa in Protégé erstellt wurden, als Datenschemata weiterzuverwenden, um Entitäten zur Auswahl zu stellen, die zur richtigen Klasse gehören. Durch die Möglichkeit, »Pfade zu erstellen«, konnte in WissKi die Eingabe der Daten so eingeschränkt werden, dass eine falsche Dateneingabe mehr oder weniger verhindert werden kann. Beispielsweise lässt sich die Autor:innenschaft auf »Personen« eingrenzen, sodass nicht versehentlich »Orte« ausgewählt werden können. Allerdings lag in diesem elaborierten Ansatz auch die größte Schwäche von WissKi. Es verlangte ein gewisses Maß an technischem Wissen, um die Software zu installieren und zu warten, was zu einer steilen Lernkurve für die Anwender:innen führte. Obwohl die Software technisch definitiv Vorteile bringt, haben die Einschränkungen im Gebrauch dennoch dazu geführt, dass eine weitere Verwendung nicht weiterverfolgt wurde (dass auch der ZID der Universität neue Projekte nicht mehr mit WissKi durchführt, hat die Entscheidung, auch in DiTAH andere Tools zur Anwendung zu bringen, bestärkt).

In der Frage nach einem Ersatz für WissKi fiel die Wahl auf OmekaS, das wie WissKi ein Open Source Tool ist. Bestärkt wurde diese Entscheidung auch durch die Tatsache, dass auch das ZID begonnen hat, Projekte mit OmekaS durchzuführen und eine Infrastruktur aufzubauen. OmekaS wurde vor allem für die Verwaltung digitaler Sammlungen in kulturellen Gedächtnisinstitutionen konzipiert. Trotz der Ähnlichkeit mit WissKi hat es vor allem in der Bedienung und in der Wartung markante Vorteile. Vor allem hat es eine relativ große Community, die auch aktiv Foren und Hilfeseiten kuratiert, was den Einsatz des Tools, verglichen mit WissKi, sehr vereinfacht. Zudem gab es die Möglichkeit, sich auch universitätsintern über Erfahrungen und Probleme auszutauschen, da neben dem ZID auch die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol begonnen hat, OmekaS für Online-Ausstellungen zu verwenden. Für dieses Teilprojekt war die Mitarbeit von Irene Zanol von besonderem Vorteil, da sie kurz vor ihrem Einstieg ins Projekt den ÖNB-Grundlehrgang »Library and Information Studies« absolviert hat.

Auf konzeptioneller Seite traten bei der Modellierung vor allem folgende Schwierigkeiten auf: Die Beziehungen »Teil sein von« und »Hat Teil« existieren in der auf »analoge« Archivierung ausgerichteten Beschreibung, die die RNAB liefert, nur implizit; diese müssen hierfür spezifisch modelliert werden. Schwierigkeiten bei der technischen Umsetzung bereitet zudem die Flexibilität der RNAB, die beispielsweise mehrere Beschreibungen desselben Elements (z.B. Titel, aber auch Akteur:innen) für eine Ressource erlaubt. Auch für diese Fälle mussten Lösungen gefunden werden, welche sowohl RNAB-konform als auch technisch umsetzbar sein müssen. In diesem Fall konnte einfach die Ontologie, die die RNAB nachbildete, um diese Elemente erweitert werden. Die Software wurde im Archiv bereits in verschiedenen Projekten intern eingesetzt; so konnte sie etwa in einem »Kulturerbe digital«-Projekt positiv getestet werden. In der praktischen Anwendung konnten vor allem Erfahrungen bezüglich möglicher Schwierigkeiten gesammelt werden, die in die Dokumentation eingeflossen sind. Für die derivative Nutzung werden die Ontology (OWL), die Docker-Compose-Datei und eine Anleitung für die weitere Verwendung zur Verfügung gestellt

Fotodatenbank

Das Teilprojekt »Fotodatenbank« verweist sowohl hinsichtlich seiner Chronologie als auch bezüglich der Module auf mehrere Aspekte. Die Intention besteht darin, Fotografien und Bilder, die in Archiven (hier vor allem Brenner-Archiv und Archiv für Bau.Kunst.Geschichte) der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen, zu erschließen und damit auch für

Wissenschaftler:innen die Handhabung (i.e. Durchsuchbarkeit, Zitierbarkeit) zu erleichtern.

Der erste Teil der Arbeiten bestand vor allem darin, eine repräsentative Bildersammlung auszuwählen, die sich zur Veröffentlichung eignet. Die Kriterien, die hierbei eine Rolle spielten, waren neben einer gewissen Relevanz der Bilder (vor allem wissenschaftlich, aber auch allgemein kulturhistorisch verstanden) insbesondere auch die Quellenlage, denn es sollten vor allem solche Sammlungen verwendet werden, bei denen für den Großteil der Bilder qualitativ gute (i.e. komplette) Metadaten erhoben werden können; darüber hinaus spielte auch die Berücksichtigung der Rechtefrage eine wesentliche Rolle. Ein erster Versuch erfolgte mit verschiedenen Bildbeständen des Brenner-Archivs. In internen Testläufen, aber auch durch die Teilnahme an der Tagung »Digitales Kuratieren – Sammlungstagung 2021«⁴ an der Philipps-Universität Marburg wurden mögliche Problemfelder und tatsächliche Probleme identifiziert. Der Großteil der Herausforderungen betraf das Modellieren der Metadaten, das sich als aufwendiger erwiesen hat als ursprünglich in der Projektplanung angenommen. Um sowohl eine wissenschaftliche Aufarbeitung zu ermöglichen als auch eine »einfachere« Bearbeitung zu gestatten, mussten Anpassungen vorgenommen werden, da das ursprüngliche Schema nicht mehr geeignet erschien. Als besonders problematisch erwies sich die Beziehung zwischen Diapositiven und Negativen und den dazugehörigen Abzügen, respektive auch die Weiterverarbeitung der Abzüge selber. Vor allem in Bezug auf die Frage des Verhältnisses von Originalität und Reproduktion(en) ergaben sich hier Fragen, die in der klassischen Modellierung nicht ohne Erweiterungen gelöst werden konnten. Analog zum Projektteil RNABLe wurden hier anfangs Versuche mit CIDOC-CRM unternommen.

An der Universität Innsbruck gibt es vor allem seitens des Zentralen Informatikdiensts und des Vizerektorats für Forschung kontinuierliche Bestrebungen, ein eigenes Repositoriumssystem aufzubauen. Zum Start des Projektes existierte hier allerdings noch keine finale Lösung, die für unsere Zwecke genutzt werden konnte. Der erste Ansatz bestand im Versuch, eine Graphdatenbank für die Verwaltung der Metadaten zu verwenden, ein Backend auf Basis von Java und ein Frontend auf Basis von TypeScript und Angular zu erstellen. Zusätzlich wurde ein IIIF-Server eingebunden, der in der Lage ist, Bilddaten dem IIIF-Image-API entsprechend zu verschicken. Hier wurde ein erster Prototyp erstellt, der in der Lage war, die geforderte grundsätzliche Funktionalität zu erfüllen. In dieser Phase des Projektes erschien es sinnvoll, die Bilder, die im Projektteil »Werkverzeichnis Clemens Holzmeister« gesammelt verwaltet werden, als Testdaten zu verwenden. Das war vor allem deshalb eine aus damaliger Sicht sinnvolle Lösung, da hier

Synergieeffekte zu erwarten waren; beide Archive konnten auf diese Weise Einblicke in die Arbeitsweise des jeweils Archivs erlangen. Vor allem das Archiv für Bau.Kunst.Geschichte profitierte von den langen Erfahrungen des Brenner-Archivs, was sich vor dem Hintergrund der neu besetzten Stelle einer Archivarin am Archiv für Bau.Kunst.Geschichte als günstig erwies. Was zusätzlich für die bevorzugte Bearbeitung dieses Bestands sprach, war die Tatsache, dass es sich bei Clemens Holzmeister um einen Architekten gehandelt hat, an dem nach wie vor öffentliches Interesse besteht.

Die Digitalisate der Bilder von Clemens Holzmeister lagen, vom Archiv für Bau.Kunst.Geschichte vorab bearbeitet, bereits in technisch guter Qualität vor. Die Metadaten zu den Bildern waren in mehreren Excel-Tabellen in einer Form aufgenommen worden, die für die Grobordnung zwar geeignet war, für die Zwecke wissenschaftlicher Beforschung und vor allem auch für eine Aufnahme in die Fotodatenbank aber dringend noch weiterer Bearbeitungsschritte bedurften. Eine Schwierigkeit bestand darin, dass zahlreiche Informationen zu den Fotos im Dateinamen kodiert worden waren. Diese Kodierung war allerdings nicht auf Maschinenlesbarkeit hin konzipiert worden, sondern diente in erster Linie dazu, dass Menschen die Informationen sehen und verstehen konnten. Hinzu kam, dass die Bezeichnungen zwar im jeweiligen archivalischen Kontext verständlich erschienen, daraus lösgelöst allerdings eine gewisse interpretatorische Bandbreite aufwiesen, was einer klaren Verzeichnung entgegenwirkte.

Personelle Veränderungen am Archiv für Bau.Kunst.Geschichte haben vor allem für die Arbeiten am Holzmeister-Bestand zu einem erheblichen Mehraufwand geführt.⁵ Diese Entwicklungen bewirkten, dass zusätzlich auch andere Bildbestände ausgewählt und für die Fotodatenbank mit Metadaten angereichert werden mussten. Um den Arbeitsaufwand hier in vertretbaren Maßen zu halten, kamen eingangs beschriebene Synergieeffekte mit anderen Projekten zum Tragen. Analog zu RNABLe traten, was das Deployment und die Wartbarkeit betrifft, auch hier bei der Eigenentwicklung Schwierigkeiten zutage. Da schon bei RNABLe die Wahl auf OmekaS gefallen war, erschien die Wahl der Plattform für ein Fotorepositorium nahe, da OmekaS im Prinzip genau für diesen Zweck entwickelt wurde. Zudem gestalteten sich die Erfahrungen mit OmekaS positiv, nicht nur auf Seite des Projektteams, sondern auch auf Seiten der Anwender, die sich sehr schnell in die Software einarbeiten konnten. Des Weiteren hat sich die Strategie bewährt, auf ein gut dokumentiertes und gewartetes Tool aufzusetzen und den Fokus auf Erweiterungen und Ergänzungen zu legen. OmekaS hat den Vorteil, dass Ontologien sehr gut auf die jeweiligen Bilder abgestimmt werden können, ohne dass dabei der Quellcode des Programms geändert werden muss. Zunächst war angedacht, dass die Fotos über eine Homepage der

Uni Innsbruck betrachtet werden sollten; schnell wurde jedoch das Desiderat manifest, die Digitalisate auch über andere Institutionen wie die *Europeana* zugänglich zu machen. Hierfür wurde eine eigene OAI-PMH-Schnittstelle implementiert, die aus OmekaS die Daten ausliest, sie in die benötigte Form umschreibt und für die Weiternutzung zur Verfügung stellt. Die Schnittstelle ist ein eigenes Java-Programm, das prinzipiell als eigenes Modul betrachtet werden kann. Grundsätzlich kann die Schnittstelle mit verschiedenen Ontologien umgehen, da sie so programmiert wurde, dass man sie mithilfe eigener XSLTs anpassen kann. Um das Programm am Server zu deployen, wird ein Docker-Compose-File ausgeführt, das sowohl OmekaS als auch die Schnittstelle in mehreren Containern startet und zur Verfügung stellt. Das Programm kann nach entsprechender Adaptierung auch für andere Datenbanken, die ihre Daten an einen Aggregator senden, verwendet werden. Wir konnten diese Lösung erfolgreich in mehreren Projekten zum Einsatz bringen, wobei in der Kooperation mit der Katholischen Universität Linz für die Edition Franz und Franziska Jägerstätter und für die Sammlung Franziska Jägerstätter und für die Projekte der Universität Innsbruck verschiedene Ontologien zum Einsatz kamen. Auf die Digitalisate kann nun direkt über das Internet zugegriffen werden, und auch über die *Europeana* können die Bilder gesucht werden. Für die Nachnutzung stellt das Projekt vor allem eine Anleitung, den Quellcode (und die Jar-Datei) der OAI-Schnittstelle sowie das Docker Compose zur Verfügung.

Zusätzlich zur OmekaS-Lösung wurde parallel noch ein Workflow für den Bildbestand von Clemens Holzmeister ausgearbeitet, der auf die dort bestehenden Probleme zugeschnitten ist. Es wurde hier deutlich, dass OmekaS das Tool der Wahl ist, wenn das Projekt von Anfang an geplant wird und das Datenmodell von Anfang an entsprechend entwickelt wird. Bei Projekten, die auf einem bestehenden Datenbestand aufsetzen, sind hingegen spezielle Lösungen nötig. Eine Option ist eine vollständige Eigenentwicklung eines Tools, das die Daten verarbeitet, oder man kann die Daten transformieren und dann in OmekaS einspielen. Trotz der unvorhergesehenen Änderungen, die im Projektverlauf auftraten, konnten die Arbeiten erfolgreich zum Abschluss gebracht werden, und es gelang darüber hinaus auch noch die Demonstration, wie verschiedene Ansätze bei unterschiedlichen Ausgangslagen verwendet werden können.

Digitales Werkverzeichnis Clemens Holzmeister

Dieses Teilprojekt wurde in erster Linie am Archiv für Bau.Kunst.Geschichte durchgeführt. Das digitale Werkverzeichnis von Clemens Holzmeister wur-

de maßgeblich im Rahmen einer Dissertation erstellt und baut auf vorangegangene Projekte auf. Ein solches Verzeichnis ein Forschungsdesiderat, weil Clemens Holzmeister (1886–1983) zu den bedeutendsten österreichischen Architekten zählte. Nach der Machtergreifung der Nazis arbeitete er in Türkei und kam erst in den späten 1940er Jahren nach Österreich zurück, was dazu führte, dass sein Oeuvre lokal über weite Teile verstreut war. Seine Professur an der Akademie der bildenden Künste in Wien beeinflusste viele junge Architekten, weshalb ein Verzeichnis seiner Werke auch wichtig für das Verständnis der Werke der Schüler ist. Zu den bedeutendsten Bauten zählt das Festspielhaus in Salzburg. Das von Monika Knofler 2010 erstellte Werkverzeichnis konnte als wissenschaftliche Grundlage für die weitere Forschung verwendet werden.

Das Projekt war von Beginn an so konzipiert, dass die wissenschaftliche Arbeit vom Archiv für Bau.Kunst.Geschichte übernommen wird und das Brenner-Archiv für die fachliche Beratung in der Planungsphase und für die Unterstützung bei der technischen Umsetzung verantwortlich zeichnet.

Kernstück des Werkverzeichnisses ist eine ausführliche Excel-Tabelle, die alle Daten zentral zusammenführt. Neben den Titel und eindeutigen Identifikatoren (bestehend aus einer eindeutigen Nummer und, falls gegeben, der Knofler-Nummer) beinhaltet die Tabelle Angaben zur Lage (i.e. etwa eine Adresse), zeitliche Daten, eine Beschreibung des Baus (etwa des Typs, der Nutzung und Bestimmung) und weitere Angaben, die grob als Metadaten bezeichnet werden können. Für die Adaptierung dieser Daten war zu Projektbeginn die Verwendung von WissKI und eine an CIDOC-CRM angelehnte Ontologie angedacht. Die Ontologie wurde in einer gemeinsamen Zusammenarbeit mit dem ZID und dem Germanischen Nationalmuseum erstellt. In einem ersten Ansatz wurde versucht, sämtliche möglichen Konstellationen in der Modellierung abzubilden, was allerdings zu einer komplizierten Ontologie und damit zu berechtigten Bedenken bezüglich ihrer Handbarkeit und ihrer Wartbarkeit geführt hat.

Noch während der Projektlaufzeit kam es am Archiv für Bau.Kunst.Geschichte zu personellen Änderungen, die zu Verzögerungen und zu personellen Restrukturierungen geführt haben. Die Arbeiten konnten fortgeführt werden; begründet durch die spezifische Datenstruktur und auch weil die Person, die sich eingehend mit WissKI beschäftigt hat, nicht mehr Teil des Projektes war, wurde eine selbst entwickelte Software verwendet. Vor der Veröffentlichung mussten die Daten vom Projektteam nochmals eingehend geprüft und validiert werden. Die Bauten können im Werkverzeichnis mit den wichtigsten Daten abgerufen werden, und wenn vorhanden, werden auch digitalisierte Fotografien gezeigt. Das Werkverzeichnis listet neben realisierten Bauten auch Planungen und Projekte auf. Zusätzlich zu den Werken ent-

hält das Verzeichnis auch einen umfangreichen Pressespiegel mit über 2000 Einträgen. Die App, die für Werkverzeichnis und Pressespiegel programmiert wurde, ist in der Lage, die Werke mit den Presseartikeln zu verknüpfen und auch auf die Fotos zu verlinken, die von den Bauwerken bestehen. Des Weiteren können die Standorte der bekannten und verwirklichten Bauten auf einer Karte angezeigt werden.

Gesamtbriefwechsel von Ludwig von Ficker

Die Online-Edition der Korrespondenz Ludwig von Fickers schließt an die längste Tradition im Brenner-Archiv an. Ludwig von Ficker (1880–1967) war einer der bedeutendsten Intellektuellen und Autor in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Relevant ist er hier vor allem als Herausgeber der Literaturzeitschrift »Der Brenner« und als Förderer der literarischen Moderne. Er pflegte enge Beziehungen zu Persönlichkeiten des damaligen kulturellen Lebens, darunter etwa Rainer Maria Rilke, Franz Kafka, Georg Trakl und Ludwig Wittgenstein, aus denen zahlreiche Korrespondenzen erwachsen sind.

Die Edition baut auf Vorarbeiten auf, die bis in die 1980er Jahre zurückreichen. So erschienen zwischen 1988 und 1996 die Briefe Fickers in gedruckter Form; allerdings unterlag diese Edition den üblichen Beschränkungen, insbesondere, dass eine quantitative Auswahl getroffen werden musste. Es wurden 1.300 Briefe veröffentlicht, was eine relativ geringe Anzahl im Vergleich zu den ca. 17.500 im Augenblick bekannten Korrespondenzstücken darstellt. Aus diesem Grund wurde vor ca. 15 Jahren begonnen, in Richtung einer digitalen Edition zu denken. Der Grundstock für die Realisierung wurde in zwei FWF-Projekten gelegt, in denen der Großteil der Korrespondenzen aufbereitet wurde. Derzeit sind über 4.800 Briefe publiziert, die restlichen werden kontinuierlich erschlossen und kommentiert, bevor sie frei zugänglich werden.

Technisch basiert die aktuelle Edition auf Java (Springboot) und einer Angular Applikation. Sämtliche Transkripte liegen als XML-TEI-Datei vor. Die Briefe werden grundsätzlich in Microsoft Word bearbeitet und automatisiert in XML-TEI transformiert; das Programm ist dabei auch in der Lage, die Metadaten in das XML-File zu schreiben. XML garantiert die Nachnutzung innerhalb der Edition als auch für weitere Projekte. Die App sowie der Workflow können auch als Blaupause für ähnliche Projekte genutzt werden; die Software, die unter einer cc-by-4.0 Lizenz läuft, lässt sich auch in ähnlich gelagerten Projekten verwenden.

Projektergebnisse

Im Rahmen des Projektes fanden in Kooperation mit anderen Projekten zahlreiche Workshops und Arbeitstreffen statt, welche die verwendeten Tools, die Datenmodellierung und den Datenaustausch zum Thema hatten. Zusätzlich erfolgte die Mitarbeit an der Einführung von Routinen und Techniken, um WissKI erfolgreich an der Universität zu implementieren. Nachfolgend eine detaillierte Übersicht über die am Forschungsinstitut Brenner-Archiv und am Archiv für Bau.Kunst.Geschichte erfolgten Aktivitäten und die erzielten Projektergebnisse:

Herausgeberschaft und Monographien

- Ender, Markus; Schorner, Michael; Tanzer, Ulrike; Unterkircher, Anton: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv: Dossier Original – Kopie, Nr. 42/2023.
- Preining, Christian: Clemens Holzmeister: die fotografische Repräsentation seiner Werke. Dissertation, Universität Innsbruck 2022.

Papers, Lexikonartikel

- Ender, Markus: Wenn Kopien zu ›Originalen‹ werden. Zur transitorischen Phänomenologie von kopierten Briefen im Archivkontext. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 42/2023, 99–109.
- Wang-Kathrein, Joseph; Lobis, Ulrich: Illusion der Original-Dateien? Eine kritische Prüfung. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 42/2023, 123–141.
- Ender, Markus; Wang-Kathrein, Joseph: Experience with Workflow using MS Word and a DOCX to TEI Converter. In: Roman Bleier; Helmut Klug (Hg.): Digitale Edition in Österreich/Digital Scholarly Edition in Austria. Norderstedt: BoD 2022 (= Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik, 16), 57–69.
- Ender, Markus: Kommentierte Online-Edition des Gesamtbriefwechsels Ludwig von Ficker. In: Roman Bleier; Helmut Klug (Hg.): Digitale Edition in Österreich/Digital Scholarly Edition in Austria. Norderstedt: BoD 2022 (= Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik, 16), 179–180.

- Wang-Kathrein, Joseph: Wittgensteins Wechsel vom Tractatus Logico-Philosophicus zu den Philosophischen Untersuchungen und das Scheitern der GOFAI. In: Arnswald, Ulrich; Somavilla, Ilse: Ludwig Wittgenstein. Universalgenie, Genie oder Generalist? Ein Leben ruhelosen Denkens. Innsbruck: innsbruck university press (IUP) 2023 (= Edited Volume Series), 53–76.
- Lobis, Ulrich; Wang-Kathrein, Joseph: Versionierung. In: KONDE Weißbuch. Hg. v. Helmut W. Klug unter Mitarbeit von Selina Galka und Elisabeth Steiner im HRSM Projekt »Kompetenznetzwerk Digitale Edition«, 2021. Aufgerufen am: 5.2.2025. Handle: hdl.handle.net/11471/562.50.14. PID: o:konde.14.
- Lobis, Ulrich; Wang-Kathrein, Joseph: Data Mining. In: KONDE Weißbuch. Handle: hdl.handle.net/11471/562.50.48. PID: o:konde.48.
- Lobis, Ulrich; Wang-Kathrein, Joseph: Philosophische Edition. In: KONDE Weißbuch. Handle: hdl.handle.net/11471/562.50.157. PID: o:konde.157.
- Lobis, Ulrich; Wang-Kathrein, Joseph: Universität Innsbruck. In: KONDE Weißbuch. Handle: hdl.handle.net/11471/562.50.201. PID: o:konde.201.
- Lobis, Ulrich; Wang-Kathrein, Joseph: Forschungsinstitut Brenner-Archiv. In: KONDE Weißbuch. Handle: hdl.handle.net/11471/562.50.38. PID: o:konde.38.
- Ender, Markus: Kommentierte Online-Edition des Gesamtbriefwechsels Ludwig von Ficker. In: KONDE Weißbuch. Handle: hdl.handle.net/11471/562.50.233. PID: o:konde.p11.

Wissenschaftliche Datenbanken

- Ender, Markus; Tanzer, Ulrike; Unterkircher, Anton; Wang-Kathrein, Joseph: Ludwig von Ficker: Gesamtbriefwechsel. Kommentierte Online-Edition. Innsbruck 2022; <https://www.ficker-gesamtbriefwechsel.net>.
- Wang-Kathrein, Joseph; Zanol, Irene; Praßl, Wolfgang; Lobis, Ulrich; Zankl, Verena: Joseph Zoderer im Zoom. Web-Portal zu Leben und Werk Joseph Zoderers. Innsbruck 2020; <https://literaturtirol.at/zoderer/>.

- Wang-Kathrein, Joseph; Lobis, Ulrich: Franz & Franziska Jägerstätter Edition [Programmierung Datenbank]. Linz 2023; <https://edition.jaegerstaetter.at>.

•

Am Brenner-Archiv durchgeführte Workshops

- Workshop: Kommentar und Kommentarpraxis in digitalen Editionen; 29.–30.11.2023.
- Workshop: Digital Technologies and Responsibilities. Research Projects on the interface of academia & public (Meran); 10.12.2021, online.
- Workshop: Programming and software development in Python; 20.–21.12.2021, online.
- Workshop: Introduction to Process Mining; 8. und 18.6.2021, online.
- Workshop: Textverarbeitung mit Python; 28. und 31.5.2021, online.

Teilnahme des Projektteams an Workshops und Konferenzen

- Wang-Kathrein, Joseph; Lobis, Ulrich: »Making Use of Annotations: Tools Developed for Research in the Brenner-Archiv«. Histoire(s) d'archives, CEFRES Prag, 05.–06.12.2024.
- Ender, Markus; Wang-Kathrein, Joseph, Lobis, Ulrich: »AI-Tools for Transcription Processes and Education«. (Meta-)Data orchestration: connecting manuscript collections for innovating research – »Berlinka« in action, Jagiellonen-Universität Krakau, 21.–22.11.2024.
- Lobis, Ulrich; Wang-Kathrein, Joseph: Why No Digital File Is Unique. 45. Internationale Wittgenstein Symposium 2024, Kirchberg am Wechsel, 14.08.2024.
- Wang-Kathrein, Joseph: »Digital letter editions in Brenner-Archiv: from editorial guidelines to data-modelling«. Workshop Wittgenstein-Schlick-Scholz, Universität Bergen, 11.06.2024.
- Brocca, Nicola; Wang-Kathrein, Joseph: LadderWeb: »An AI-based assistant for the pragmatic annotation of cancellations and requests.« Forschungszentrum Digital Humanities, Innsbruck, 21.03.2024.

- Ender, Markus: »Ein Winterabend«. Bemerkungen zu einem Kommentar im Gesamtbriefwechsel Ludwig von Fickers« / Wang-Kathrein, Joseph; Lobis, Ulrich: »Technische Umsetzung von Einzelstellenkommentaren und ihre Implikation für das Kommentieren«. Workshop Kommentar und Kommentarpraxis in digitalen Editionen, Universität Innsbruck, 29.–30.11.2023.
- Wang-Kathrein, Joseph: »Sending research data to Europeana? Experience from the Brenner-Archiv«. Digital Authoring of the Berlin Collections, Jagiellonen-Universität Krakau, 23.–24.11.2023.
- Lobis, Ulrich; Wang-Kathrein, Joseph: »Künstliche Intelligenz: Chancen und Herausforderungen«. Universität Innsbruck, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Innsbruck, 04.05.2023.
- Lobis, Ulrich; Wang-Kathrein, Joseph: »Künstliche Intelligenz: Chancen und Herausforderungen«. Kath. Bildungswerk Tirol, Innsbruck, 19.04.2023.
- Preining, Christian: »Projekt zur Erschließung der Arbeits- und Taschenkalender des Architekten Clemens Holzmeister.« ACDH-CH Forschungstag: Transkribus »Unlocking our written past«, Wien, 18.04.2023, online.
- Lobis, Ulrich; Wang-Kathrein, Joseph: »Das digitale Original«. Workshop »Original« – Die Archivalie im Zeitalter der multimedialen Repräsentierbarkeit, Universität Innsbruck, 29.–30.9.2022.
- Singerton, Jonathan; Forster, Ellinor; Dénoue, Anne-Sophie; Merola, Giovanni; Wang-Kathrein, Joseph; Raitmayr, Birgit: »The Online-Edition of Maria Carolina's Correspondence – An Approach to Digital Humanities.« Gender, Society, and Networks between 1750 and 1820. Maria Carolina of Naples-Sicily, a Prism of her Times?, Innsbruck, 08.09.2022.
- Wang-Kathrein, Joseph: »Wittgenstein's shifting from Tractatus to Philosophical Investigations and its implication for understanding Artificial Intelligence.« Wittgenstein and Artificial Intelligence: Towards an update. Skjolden, 02.06.2022.
- Wang-Kathrein, Joseph: »User Interface Design for Digital Editions: lessons learned in the Jägerstätter Edition Project.« Digital Technologies and Responsibilities. Research Projects on the interface of academia & public, Meran, online, 10.12.2021.

- Preining, Christian: »Archiv-Datenbank NEU.« Tirolensien Digital, Innsbruck; 23.11.2021, online.
- Ender, Markus; Preining, Christian; Wang-Kathrein, Joseph; Lobis, Ulrich: Posterpräsentation. Digitales Kuratieren – Sammlungstagung 2021, Philipps-Universität Marburg, 15.–17.09.2021.
- Preining, Christian; Wang-Kathrein, Joseph: »Das Digitale Werkverzeichnis Clemens Holzmeisters.« Universität Innsbruck, Archiv für Bau.Kunst.Geschichte, Innsbruck, 28.05.2021.
- Wang-Kathrein, Joseph: »Learn from Wittgenstein's Error: Why Certain Forms of AI Cannot Work.« Universität Innsbruck, Forschungsschwerpunkt Digital Science Center (DiSC), Innsbruck, 08.05.2020.
- Lobis, Ulrich: »Datenverwaltung und Datenspeicherung am Forschungsinstitut Brenner-Archiv«. AKKH goes Digital Humanities – Ein Asset Management System für Kirchliche Bibliotheken, Linz, 19.02.2020.

Lehre

Wintersemester 2024/25:

- VU Einführung in die Digital Humanities (VU / 2h / 5 ECTS-AP), Markus Ender
- UE Forschungslabor: Einführung in die Verwaltung von Daten (UE / 2h / 5 ECTS-AP), Ulrich Lobis

Sommersemester 2024:

- VU Interdisziplinäres Lernen: Daten in den Geisteswissenschaften – Daten in den Naturwissenschaften? Disziplinen aus der Sicht der Datenwissenschaftler:innen (VU / 2h / 5 ECTS-AP), Joseph Wang-Kathrein
- UE Forschungslabor: Digital Humanities: Auswertung von Texten und Daten (UE / 2h / 5 ECTS-AP), Ulrich Lobis

Wintersemester 2023/24:

- SE Seminar für DoktorandInnen: Digitale Editionen: Konzeption,

Umsetzung und Wartung von digitalen Editionsprojekten in Theorie und Praxis (SE / 3h / 4 ECTS-AP), Joseph Wang-Kathrein (gemeinsam mit Verena Lorber)

- VU Einführung in die Digital Humanities (VU / 2h / 5 ECTS-AP), Markus Ender
- UE Quellenkunde und Hilfswissenschaften: Digital Humanities: Grundlagen der Programmierung (UE / 2h / 5 ECTS-AP), Ulrich Lobis

Sommersemester 2023:

- VU Interdisziplinäres Lernen: Daten in den Geisteswissenschaften - Daten in den Naturwissenschaften? Disziplinen aus der Sicht der Datenwissenschaftler:innen (VU / 2h / 5 ECTS-AP), Joseph Wang-Kathrein
- UE Quellenkunde und Hilfswissenschaften: Digital Humanities: Grundlagen der Programmierung (UE / 2h / 5 ECTS-AP), Ulrich Lobis

Wintersemester 2022/23:

- SE Seminar für DoktorandInnen: Geisteswissenschaftliches Datenmanagement in Praxis (SE / 2h / 4 ECTS-AP), Joseph Wang-Kathrein
- VU Einführung in die Digital Humanities (VU / 2h / 5 ECTS-AP), Markus Ender
- VU Geisteswissenschaftliche Datenmodellierung (VU / 2h / 5 ECTS-AP), Joseph Wang und Ulrich Lobis
- UE Forschungslabor: Digital Humanities: Verarbeitung von Daten (UE / 2h / 5 ECTS-AP), Ulrich Lobis

Sommersemester 2022:

- VU Spezialthemen in der Philosophiegeschichte – fächerübergreifend: Datenmodellierung in den Geisteswissenschaften (VU / 2h / 3,5 ECTS-AP), Joseph Wang-Kathrein

- UE Quellenkunde und Hilfswissenschaften: Digital Humanities: Grundlagen der digitalen Textprozessierung (UE / 2h / 5 ECTS-AP), Ulrich Lobis

Wintersemester 2021/22:

- VU Einführung in die Digital Humanities (VU / 2h / 5 ECTS-AP), Markus Ender
- VU Datenanalyse II: Information Retrieval und Volltext-Suche (VU / 3h / 5 ECTS-AP), Joseph Wang-Kathrein

Sommersemester 2021:

- SE Seminar für DoktorandInnen: Datenmodellierung for Geisteswissenschaften 2: XML und semi-strukturierte Daten (SE / 2h / 4 ECTS-AP), Joseph Wang-Kathrein

Wintersemester 2020/21:

- VU Einführung in die Digital Humanities (VU / 2h / 5 ECTS-AP), Markus Ender
- VU Datenanalyse II: Information Retrieval und Volltext-Suche (VU / 3h / 5 ECTS-AP), Joseph Wang-Kathrein

Anmerkungen

- 1 <https://www.ditah.at/index.html> (Zugriff am 10.01.2025).
- 2 <https://www.dnb.de/rnab> (Zugriff am 10.01.2025).
- 3 <https://wiss-ki.eu/de> (Zugriff am 10.01.2025).
- 4 <https://www.uni-marburg.de/de/sammlungen/sammlungstagung-2021/tagung-und-programm> (Zugriff am 10.01.2025).
- 5 Siehe den Abschnitt Teilprojekt »Digitales Werkverzeichnis Clemens Holzmeister«.

Rezensionen

Philipp Theisohn (Hg.): Trakl-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: J. B. Metzler 2023, 706 S.

Über die Sonderstellung Trakls im Kontext der europäischen Avantgarden gibt es schon lange keine Zweifel mehr. Die Bedeutung seiner Lyrik kann demnach gar nicht überschätzt werden; Philipp Theisohn stellt das schon im Vorwort dieses Handbuchs klar. Trotzdem, den diversen Ehrfurchtsbezeugungen, die Trakl immer wieder erfahren hat, als Wortführer eines christlichen Existentialismus zum Beispiel oder auch als Prophet eines dem Untergang geweihten Jahrhunderts, allen diesen hagiographischen Anzeigen, die sich in der Trakl-Kirche (Otto Basil) manifestiert haben, setzt Theisohn einen ausgesprochen bescheidenen Ansatz entgegen: Das Buch will, radikal anders als Ludwig von Ficker das seinerzeit noch vorhatte, jede Anmaßung zur Bekundung einer Deutungshoheit in Frage stellen und stattdessen ganz unterschiedliche Zuwendungen zur »Narbenspur« der Verse Trakls ins Zentrum rücken. – Das Vorhaben, um das gleich vorwegzunehmen, ist geglückt, das Handbuch eine Informationsquelle allerersten Ranges.

Rund hundert Beiträge von 50 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern wären hier vorzustellen. Viele herauszuheben: Der Aufsatz zur Biographie Trakls beispielsweise, den Hans Weichselbaum übernommen hat; nüchtern und zuverlässig wie gewohnt berichtet er über die Herkunft der Familie, das Familiengeheimnis, das auch im Werk Trakls Spuren hinterlassen hat, über seine Kindheit, seine Jugend, seine Krisen, seine Lektüren und seine ersten journalistischen Arbeiten, ehe dann Trakls weiterer Weg, sein Durchbruch als Dichter und sein Ende nachgezeichnet wird. Es versteht sich, dass Trakls Verhältnis zu seiner Schwester Grete schon in dieser Skizze eine Rolle spielt; dass das eine inzestuöse Beziehung gewesen wäre, wird von Weichselbaum unzweideutig dementiert, wobei er sich vor allem auf das Zeugnis Erhard Buschbecks verlässt, der aus langjähriger (und im Fall Gretes auch intimer) Kenntnis der Geschwister von allem Anfang an gegen derartige Spekulationen Einspruch erhoben hat. – Das Thema wird im weiteren Verlauf des Handbuchs wiederholt aufgegriffen, in einer Analyse des Gedichts »Blutschuld« (von Shantala Hummler), im Kapitel über Okkultismus (von Gunther Kleefeld) und im Beitrag über die Figur der Schwester in Trakls Werk (von Ulrike Tanzer); in allen diesen Darstellungen wird die These Weichselbaums erhärtet, indem jeder Bezug zur Biographie überschrieben wird durch zahllose Hinweise auf den literarischen Referenzraum, auf den alle einschlägigen Verse zum Thema Inzest stoßen: als poetische und keineswegs nur als privat-gültige Zeichenarrangements.

In dem Roman *Maria T.* von Gertrud Spat (Stroemfeld Verlag 2003) wird aus der Perspektive der Mutter das Inzest-Motiv unmissverständlich

prononciert (allerdings: lediglich behauptet); es sei »nicht so wichtig«, tröstet sich die Mutter nach dem Tod ihrer beiden Kinder, »ob Eure Körper im gleichen Grab liegen«. In den Gedicht-Analysen des Handbuchs wird hingegen die biographische Folie mit Nachdruck zurückgesetzt und stattdessen das Hauptaugenmerk auf Trakls Einmischung in den zeitgeschichtlichen Diskurs um den Inzest-Mythos hingelenkt.

Kontexte, so lautet denn auch der Titel des nächsten Abschnitts, der acht Studien umfasst. Um Trakls Land, die habsburgische Atmosphäre, vor allem die vielfach hergestellte Verknüpfung zwischen der Untergangsstimmung in der Monarchie und der Verfallsthematik in den Gedichten dreht sich ein Essay von Paul Keckeis, der nachweist, dass derartige Verbindungslinien (wie sie früh schon Herbert Cysarz, Annemarie Schwarzenbach und Claudio Magris gezogen haben) weder der historischen Komplexität des Kaiserreichs Österreich-Ungarn noch der ästhetischen Mehrdimensionalität der Trakl-Texte gerecht werden; was nicht verwundern kann, wenn man weiß, dass in Wetzels *Konkordanz zu den Dichtungen Georg Trakls* der Begriff ‚Heimat‘ insgesamt nur fünfmal auftaucht und Trakls Gedichte als sozialhistorische Quellen nicht gerade große Blickfelder eröffnen. Stärker verankert ist Trakl hingegen in den literarischen Institutionen des Landes. Markus Ender schließt direkt daran an, indem er Trakls Netzwerke untersucht, seine Freundeskreise in Salzburg, Wien und Innsbruck, die ihn massiv unterstützen, umgekehrt aber auch mehr und mehr von ihm profitieren, denn er wird sehr schnell eine zentrale Figur in diesen Interessengemeinschaften (auch wenn er weiterhin sich als Außenseiter begreift und stilisiert).

Unter dem lakonischen Titel »Trakls Pharmazie« stellt Barry Murnane kurz zusammen, was alles zu dem Apotheker Trakl zu sagen wäre, aber auch zu den Zusammenhängen zwischen seinen Rauschträumen und seinen Gedichten (die Hans-Georg Kemper in dem Buch *Droge Trakl* bekanntlich gründlich dargelegt hat, nicht ohne ausdrücklich hinzuzufügen, dass die von Trakl autorisierten Texte ästhetisch vollendete, höchst originelle Gebilde sind, die »keine Rückfragen nach Drogeneinflüssen erfordern«). Nicht unwichtig der Hinweis, dass im Hinblick auf die Versorgung der Verwundeten im Großen Krieg nicht nur Trakl völlig überfordert war, auch alle seine Apothekerkollegen verfügten damals aufgrund ihrer Ausbildung nicht mehr (wie noch im 19. Jahrhundert) über die nötigen medizinischen Vorkenntnisse.

Längst ist weithin nachgewiesen, was Trakl als Leser sich erschlossen hat. Mario Zanucchi zieht ein Resümee, verweist jedoch darüber hinaus auch auf Lektüren, über deren Bedeutung für Trakls Lyrik noch weiter nachzudenken wäre; namentlich die Rezeption zeitgenössischer Dichter/innen ist bisher offenbar unzureichend untersucht worden. Achim Geisenhanslüke schließt daran an und zeigt anhand aussagekräftiger Beispiele, dass Trakl

zunächst einmal nicht viel anders als viele seiner Zeitgenossen seine Bezugsgrößen gewählt hat, Nietzsche, Dostojewski, Novalis und Hölderlin, Lenau, Baudelaire, Verlaine und Rimbaud, dass er jedoch mit der Art und Weise, wie er zurückgreift auf seine Vorbilder und sich diese aneignet, in seiner Zeit ein Solitär bleibt, unverwechselbar, vollkommen eigenständig. Was auch einige Analogien zur expressionistischen Lyrik, wie sie Peter Sprengel in seinem Beitrag nachzeichnet, nicht verdunkeln können. Die Thematik des Verfalls, der Reihungsstil, die Tendenz zur Auflösung grammatischer Zusammenhänge, Brücken zu biblischen Modellen u.v.m., das alles findet sich in der Zeitschriftenlandschaft des Expressionismus durchaus auch; aber Trakl achtete gleichwohl »peinlich genau auf die Sichtbarkeit seines Standorts«. – Die Literatur zu diesem Thema ist inzwischen gewiss kaum mehr überschaubar. Aber in dem Band *Aufbruch in die Moderne* (1990) und in dem Katalog *Zeitmesser. 100 Jahre »Brenner«* (2010) wäre dazu doch noch einiges zu entdecken gewesen.

In ihrem Beitrag über Trakls Religion informiert Ulrike Tanzer über den konfessionellen Hintergrund der Familie Trakl, die spezifische Situation des Dichters als Mitglied einer protestantischen Minderheit in einer katholischen Umgebung und schließlich auch über die schon im *Brenner* geförderte christliche Trakl-Rezeption; seine Stilisierung zum christlichen Dichter, diese Vereinnahmung, die Ludwig von Ficker, Eduard Lachmann und Ignaz Zangerle in die Wege geleitet haben, weist Tanzer indessen (unter Hinweis auf die unauflösbaren Spannungen zwischen Heil und Unheil in Trakls Gedichten, im Anschluss an Studien von Richard Brinkmann, Walther Killy und Alfred Doppler) dezidiert zurück.

Eines der interessantesten und aufschlussreichsten Kapitel hat sich Robert Matthias Erdbeer vorgenommen: Trakls Unverständlichkeit. Sein Ausgangspunkt ist das bekannte Eingeständnis Ludwig Wittgensteins, er verstehe die Verse Trakls nicht, »aber ihr Ton beglückt mich«. Im Kontext der literarischen Moderne mit ihrem Zug zur Exklusivität der Eingeweihten, mit ihrem Anspruch durch Chiffren eine höhere Erkenntnis zu gewinnen, reiht sich die Trakl-Welt, so Erdbeer, durchaus mit ein in das Unverständlichkeitsprofil, in das esoterische Modell zeitgenössischer literarischer Diskurse. »Eigencodierung«, Abkehr von den Konventionen der vertrauten Alltagssprache und von den gewohnten Bildkompositionen der älteren Poesie ermöglicht Gegenentwürfe zu allen Kontroll- und Steuerungsmechanismen der Gesellschaft, nicht zuletzt auch zu den Diskursen der Wissenschaft; der Gestus des Sakralen gehört dazu. Schon Heidegger hat, bestätigt Erdbeer, erkannt und darauf hingewiesen, dass Trakls Manie, immer wieder neu einmal gewählte Wörter und Verse zu ersetzen, den Geltungsanspruch vorausgegangener Setzungen unterläuft und nicht zuletzt auch die Apodiktik seiner eigenen Setzungen kassiert. »Der

strenge Einklang der mehrstimmigen Sprache, aus der Trakls Dichtung spricht, und dies heißt zugleich: schweigt, entspricht der Abgeschiedenheit als dem Ort des Gedichtes« (Martin Heidegger). Es gilt demnach, das hat schon einmal Kemper festgehalten, in seinen Beobachtungen zur magischen Verwandlung von ›Un-Sinn‹ in ›Tief-Sinn‹, die Voraussetzungen und Begleitumstände der Unverständlichkeit zu respektieren und mit in Betracht zu ziehen.

Alles Wissenswerte zur Überlieferung und Edition des Werkes fasst Anton Unterkircher akribisch zusammen. Ausführlich erläutert er die Editionskonzepte der Historisch-kritischen Ausgabe (HKA), der Innsbrucker Trakl-Ausgabe (ITA) und der neuesten Ausgabe der *Dichtungen und Briefe*, die 2020 erschienen ist. – Theisohn hat, das sei hier angemerkt, eine liberale Zitationspolitik vorgeschlagen; zitiert werden durfte in diesem Handbuch aus allen verfügbaren Editionen. Es ist jedoch nicht zu übersehen, dass die ITA, seit sie auch online eingesehen werden kann, mittlerweile sehr gerne genutzt wird, auch die Hinweise zur Entstehungsgeschichte und zur Textgenese sowie die Einzelstellen-Erläuterungen werden häufig aufgenommen. Auch von Unterkircher, versteht sich; und doch lässt es sich der Archivar nicht nehmen darzulegen, dass alle Editionen nie an die Aura des ›Originals‹ herankommen. Der Testamentsbrief Trakls, das wertvollste Dokument des Brenner-Archivs, liefert Unterkircher den Beweis: Das Original hat nicht zufällig die Forschung zu zahllosen Spekulationen angeregt und doch am Ende seine Geheimnisse nie ganz preisgegeben.

In einem weiteren Aufsatz erörtert Unterkircher Trakls Arbeitsweise, seine Produktions- und Publikationspraxis. Schwerpunkte dieser Skizze: Trakls unausgesetzte Arbeit an den Texten, seine Probleme vor und mit jeder Veröffentlichung und seine Skepsis, ob denn am Ende alles »wirklich richtiggestellt« wäre ... eine unausgesetzte Sorge, die ihm vor allem Buschbeck und Ludwig von Ficker immer wieder zerstreuen mussten.

Auf kurze Berichte über Trakls frühe Prosatexte und seine dramatischen Arbeiten folgen schließlich rund 60 Kapitel zum Herzstück seines Werkes – zu den lyrischen Dichtungen Trakls. Den Anfang macht dabei eine Studie von Elisabetta Mengaldo zur Werkästhetik dieser Dichtungen, eine Studie, in deren Zentrum unvermittelt der Begriff ›Obskurität‹ aufblitzt, als wäre er dekungs- gleich mit dem von Erdbeer eingeführten Begriff ›Unverständlichkeit‹ (dem man aber ganz bestimmt den Vorzug geben sollte). Im Folgenden deutet Mengaldo an, wie den Techniken der Verschlüsselung und damit der Rätselhaftigkeit adäquat begegnet werden könnte, wobei sie besonders das Studium der Klangfiguren und der Syntax hervorhebt; man habe es in den Gedichten Trakls »nicht nur mit syntaktischer Verkomplizierung, sondern auch mit syntaktischer Ambivalenz zu tun.« Als Schirmherren zitiert

sie neben Kemper vor allem auch Károly Csúri und Alfred Doppler (auf deren Arbeiten überhaupt sehr oft Bezug genommen wird, wo immer es gilt, überzeugende Deutungsansätze weiterzuführen). Im Übrigen, auch die Studie von Hanna Klessinger zur *Krisis der Moderne* (2007) wird häufig als Stützpunkt aufgerufen.

Ambivalenz. Damit ist auch schon der Kerngedanke aller nun folgenden Gedicht-Interpretationen angesprochen: Zunächst einmal werden die Erträge der Forschung aufgelistet, verschiedene Lesarten angeboten und geprüft, Assoziationsräume ausgemessen (beispielgebend: die Auseinandersetzung mit einem der berühmtesten Gedichte, nämlich »Ein Winterabend«, die Paul Keckeis beisteuert); dass dabei jeweils die Textgestalt beobachtet wird und dass phonetische, lexikalische und syntaktische Besonderheiten aufgewiesen werden, versteht sich, dass über all dem aber in der Regel der »Ton«, von dem schon Wittgenstein gesprochen hat, der Zauber, der von ihm ausgeht, nicht aus dem Blickfeld gerät, vielmehr als Drehpunkt sichtbar und hörbar wird, ist vielleicht nicht unbedingt immer zu erwarten, in diesen Beiträgen aber so gut wie alleweil gesichert. Auf neue Einsichten stößt man vor allem in den zahlreichen Beiträgen, die der Herausgeber selbst geschrieben hat (zu »Die schöne Stadt«, »Traum des Bösen«, »Die Bauern«, »Verklärter Herbst«, »Entlang«, »Untergang«, »In Venedig«, »Drei Träume«), weil Theisohn die Texte Trakls nie isoliert, sondern stets in einem breiten kulturgeschichtlichen Kontext eingebettet sieht, in dessen Rahmen sie dann jeweils ihr eigenständiges Profil entfalten. – Es ist ganz gewiss fahrlässig, im Folgenden nur einige weitere Interpretationen hervorzuheben, dennoch sei's hier versucht:

Das Gedicht »Kleines Konzert« (entstanden 1912) nimmt Mario Zanucchi zum Anlass, Trakls Dialog mit Kandinskys (kurz vorher erschienener) Schrift *Über das Geistige in der Kunst* zu konfrontieren und doch gleichzeitig auch den dichterischen Stimmen nachzugehen, die das Gedicht geprägt haben; darunter entdeckt er u. a. Anklänge an Gedichte der früh, mit 19 Jahren schon verstorbenen Wiener Dichterin Lisa Baumfeld, einer Schülerin Hofmannsthals. Sébastien Fanzun liest »Die Ratten«, ohne schon über das erste Wort des ersten Verses (»In Hof«) rasch hinweg zu hasten / zu lesen, und er öffnet dann auch noch ein weiteres Mal eher ungewöhnliche Zugänge zum Gedicht, indem er sich an Perspektiven der beiden Philosophen Nick Land und Maurice Blanchot orientiert. Was hingegen die Berücksichtigung von Titelvarianten alles zutage fördern kann, das zeigen Georg Braungart und Tabea Junker in ihrer Analyse des Prosagedichts »Verwandlung des Bösen« (wobei sie selbstverständlich die in der ITA ausgeführte Darstellung der Textgenese nutzen). Wenngleich damit der These Moritz Baßlers von der »Unverständlichkeit« des Textes noch nicht sofort ein rundum überzeugender Alternativvorschlag entgegengehalten werden kann, so können auf diesem Weg dann doch unan-

gemessene Erläuterungen zurückgewiesen werden; Erläuterungen, die allein auf Klarheit zielen. Auch damit wird eine neuerliche Re- oder Gegenlektüre angeregt.

Am Beispiel des Gedichts »Ruh und Schweigen« nimmt Stephan Jaeger die Debatte über die »Unverständlichkeit« wieder auf. Angesichts einer Textproduktion, die permanent neu ansetzt, bietet seine Interpretation ein Plädoyer für Bewegungsanalysen, die allein der Dynamik solcher Texte entgegenkommen können und es im konkreten Fall erlauben, das Gedicht »als Ausdruck positiv besetzter Erlösung, negativ besetzten Verfalls oder einer nicht aufzulösenden Spannung zwischen beiden Bewegungen zu lesen.« Hin und wieder ist es keineswegs nur harte Arbeit, vielmehr ein Vergnügen sondergleichen, derartige Analysen anzustellen und dabei allen möglichen Assoziationen freien Lauf zu lassen; in den Ausführungen von Christian Metz über den »Gesang einer gefangenen Amsel« wird das ganz besonders augenscheinlich.

In ihrer Analyse von Trakls »Abendland« (II) stellt Uta Degner zunächst einmal mit Blick auf den Berlin-Aufenthalt des Dichters im März/April 1914 und auf den so genannten Verzweiflungsbrief nicht den Anlass der Reise, die Fehlgeburt der Schwester Grete, sondern eine lange Reihe von Bezugnahmen auf Gedichte von Else Lasker-Schüler in den Mittelpunkt, ehe sie über die Abendland-Diskurse im Gefolge von Oswald Spenglers *Untergang des Abendlandes* berichtet; darunter nicht zu übersehen: antisemitisch grundierte Ausfälle auch in Trakls unmittelbarem Umfeld, insbesondere von Karl Borromäus Heinrich und nicht zuletzt auch ... von seiner Schwester: Grete »schimpfte schauerlich über *Juden*«, notierte Lasker-Schüler im Dezember 1914 in einem Schreiben an Ludwig von Ficker, sie habe »kein wahr Wort an Frau Langen« empfunden, »mit Eifersucht verfolgte sie mich«. »Abendland« (II), »Else Lasker-Schüler in Verehrung« gewidmet, ist deshalb mit Degner in erster Linie als Antwort auf die von Spengler angeregten kulturideologischen Feldzüge zu lesen, auch ein Klagelied angesichts der »Erfahrung der Entzweiung«; nach dem Berlin-Besuch ist Trakls freundschaftliche Verbindung mit Heinrich stillgelegt, und auch mit seiner Schwester ist kein Kontakt mehr überliefert.

In der Einführung zum Kapitel über Trakls Veröffentlichungen im *Brenner* 1914/15 stellt Unterkircher zuallererst das Umfeld dieser Gedichte vor, einen Aktionsradius, in dem von Anfang an keine Festlegung auf ein bestimmtes ästhetisches Programm erfolgt ist, vielmehr das ethische Moment immer von größerer Bedeutung bleiben sollte, in dem Trakls Gedichte jedoch sogleich hervorstechen. Einerseits aus Trakls Eingeständnis, im *Brenner* habe er »Heimat und Zuflucht im Kreis einer edlen Menschlichkeit« gefunden, andererseits aber auch aus seiner offenkundigen Vertrautheit mit die-

sem Kreis weist Unterkircher schließlich darauf hin, dass es noch immer ein Desiderat der Forschung sei, aufzuzeigen, inwieweit die in der *Brenner*-Runde diskutierten Themen in Trakls Gedichten ihren Niederschlag (und sei es auch nur: Widerspruch) gefunden haben. Wie wichtig es ist, lokale Begebenheiten mit berücksichtigen zu können, das erweist sich dann sofort im nächsten Beitrag, in Werner Michlers profunder Interpretation des Gedichtes »In Hellbrunn«, das sich vom Ortsbezug her in die Reihe der Salzburg-Gedichte stellt, die »das Fremde, das Fremdsein im Heimatort, die Todesmotivik gemeinsam haben« (Rüdiger Görner). Profund, um das Wort hier gleich noch einmal aufzunehmen, umsichtig auch bespricht Uta Degner schließlich das »Beunruhigungspotential«, das die Gedichte »Klage« (II) und »Grodek« ausstrahlen, beide nach wie vor offen für brandneue Deutungen.

Was bereits in den Beiträgen über die frühen Prosaarbeiten, über die ersten Rezensionen und die dramatischen Versuche Trakls aufgefallen ist, gilt genauso für die Gedichte aus dem Nachlass, sogar für jene, die Trakl selber schon einmal eliminiert hat: Alle diese Texte erfahren hier Würdigungen; d.h. ein kritisches Wort sucht man vergeblich. Aus allen Essays spricht eine eminente Wertschätzung, eine Hochachtung, wie sie auch Klassikern der Moderne sonst kaum einmal entgegengebracht wird. Das trifft auch auf Trakls Briefwerk zu, das, wie Ender ausführt, im Hinblick auf seine Bedeutung für die Dichtung noch keineswegs angemessen ausgeschöpft ist (vom Verzweiflungsbrief und vom Testamentsbrief vielleicht abgesehen, die allerdings auch weiterhin noch Kontroversen auslösen und auch aushalten dürften). Aus einer langen Reihe von Bildfeldern, die in diesem Handbuch noch gesondert untersucht und bearbeitet werden, seien hier nur mehr die folgenden ausdrücklich herausgestellt: Krieg (Thomas Traupmann), Landschaft (Paul Keckeis), Okkultismus (Gunther Kleefeld), Pathos (Arno Dusini), Seele (Mathias Mayer), Wasser (Laura Cheie) und Zeit/Zeiten (Hans Esselborn). Auffallend, dass in der Regel vor Trakls »vollkommenen« Gedichten, auch und gerade angesichts seiner »satanischen Verse« (Kleefeld) vorschnelle Bezugnahmen auf die Biographie des Dichters in allen diesen Beiträgen weiterhin strikt abgeschüttelt werden.

Im Schlussabschnitt geht es um die Rezeption Trakls. Zunächst einmal in einer weit ausholenden, grundlegenden Studie von Philipp Theisohn zur literarischen und philosophischen Auseinandersetzung mit dem Dichter: Im Anschluss an Beobachtungen von Erwin Mahrholdt, Walter Methlagl und Sieglinde Klettenhammer zur frühesten Rezeption im *Brenner*-Umfeld erörtert Theisohn die Beziehung zwischen der Kierkegaard-Lektüre, die dort bekanntlich eine maßgebliche Rolle gespielt hat, und den Identifikationsangeboten, die Trakls Dichtung in diesem Zusammenhang dazumal unterbreitet hat, als Zeugnis von einer tief gesunkenen, untergehenden Welt. Die Anfänge der »Trakl-Beschwörung« markieren dann Rainer Maria Rilke, Albert Ehrenstein

und Else Lasker-Schüler, später Stellungnahmen von Klaus Mann, Robert Walser und Annemarie Schwarzenbach (deren Prüfungsarbeit unter dem schlichten Titel »Georg Trakl«, 1931 eingereicht bei Professor Robert Faesi an der Universität Zürich, aus dem Nachlass herausgegeben von Walter Fähnders und Andreas Tobler, in den *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* Nr. 23/2004 erschienen ist). Trakl wird in der nationalsozialistischen Literaturgeschichtsschreibung vereinnahmt, namentlich von Josef Nadler, und als *poeta vates* auch in christliche Traditionslinien eingebunden, u. a. von Ignaz Zangerle. Zu den kryptischsten Trakl-Auslegungen zählen dann Heideggers und Celans Deutungen und Überformungen sowie ihre Fortschreibungen durch Jacques Derrida und Nick Land. So ganz reibungslos haben sich danach auch Thomas Bernhard und Marie Luise Kaschnitz nicht mit Trakls Werk beschäftigt; sie haben sich schließlich entschlossen, ganz anders als ihr Vorbild und Leitstern zu schreiben. In den anschließenden gar nicht sehr knapp gehaltenen Passagen über Franz Fühmann, Thomas Kling, Jon Fosse, Marcel Beyer und Lutz Seiler zeigt sich, dass Theisohn, was man allerdings schon länger weiß, auch ein Experte in Sachen Gegenwartsliteratur ist. Wer nach weiteren Spuren Trakls Ausschau halten möchte, sei auf Weichselbaums Sammlung *Trakl-Echo* (2013) hingewiesen, der Band enthält Gedichte aus hundert Jahren. – Umsichtige Abstracts zu den Vertonungen von Trakls Gedichten (von Eckhart Nickel und Philipp Theisohn) sowie zu den Wegen und Perspektiven der Trakl-Forschung (von Rüdiger Görner), außerdem noch drei Register runden das Buch ab.

Wenn hier abschließend noch einige wenige kritische Randbemerkungen vorgebracht werden, so können und wollen diese Repliken die Leistungen und das Gewicht des Handbuchs in keiner Weise schmälern. Es sei dennoch hier erwähnt, dass ausgerechnet auf der Zeittafel vermerkt ist, der Verlag »Arthur Lagen« (statt: Albert Langen) habe trotz Buschbecks Bemühungen die Veröffentlichung der ersten Gedicht-Sammlung Trakls abgelehnt (S. 674). Josef Leitgeb (geb. 1897), Erwin Mahrholdt (geb. 1900) und Ignaz Zangerle (geb. 1905) werden an anderer Stelle unter »Trakls Förderer und Freunde« eingereiht; ein Blick auf ihre Lebensdaten hätte verraten, dass die Genannten eine derartige Auszeichnung nicht verdienen (S. 563); Leitgeb, eine zentrale Figur im literarischen Leben Tirols nach dem Zweiten Weltkrieg, hätte hingegen wohl ein Anrecht darauf gehabt, dass seine Studie über *Die Traklwelt* (1951), eine Untersuchung zum Sprachbestand seiner Dichtungen, doch nicht so ganz vergessen wird. Zu den grundlegenden Arbeiten, die dort, wo man sie sucht, übersehen worden sind, gehört übrigens auch der Aufsatz Dopplers über »Sebastian als Autorkonfiguration« (2016); sowohl Marlen Mairhofer wie auch Salomé Meier haben diese Arbeit übersehen (vgl. S. 286 und S. 298). – Über Deutungen kann man, versteht sich, lange streiten. Aber eigentlich

nur, wenn sie, was hier sehr selten vorkommt, andere Lesarten kategorisch ausschließen: wie das in diesem Buch z. B. die Interpretation der Schluss-Strophe des Gedichts »Der Herbst des Einsamen« unternimmt; dass dort eine »dezidiert sexuelle Bedeutung« festzumachen sei, mag man nachvollziehen oder auch – doch eher nicht (S. 327). Ganz sicher nicht richtig ist der Hinweis, Celan hätte im Sommer 1948, auf seinem Weg von Wien nach Paris, den »hochbetagten« Ludwig von Ficker »in dessen Hohenburg« besucht und bei dieser Gelegenheit auch zu Trakl befragt. Der *Brenner*-Herausgeber (damals 68 Jahre alt) wohnte in Mühlau; auf der Hohenburg, in Igls, wohnte sein Bruder, der Musikwissenschaftler Rudolf von Ficker. Trakl, der wiederholt auch dort zu Gast war, widmete Sonderdrucke seines »Hohenburg«-Gedichts deshalb Rudolf und dessen Frau Paula von Ficker.

Noch ein Letztes: Trakl, ein Vorläufer der Mitglieder des »Club 27«, hat zwar in kürzester Zeit eine deutlich sichtbare Entwicklung durchgemacht, Weichselbaum spricht von »vier Entwicklungsphasen«, doch der Begriff »Spätwerk« (vgl. S. 175, S. 405, S. 429) ist zweifellos, das Wenigste zu sagen, irreführend; Sprengel spricht einmal sogar, *horribile dictu*, von »Trakls komplexem Altersstil« (S. 86). Genug.

Bilanz: Dieses Handbuch ist ein Knotenpunkt und Markstein der Trakl-Forschung, ganz nebenbei aber auch ein Vorbild für jedes Kompendium, das eine vergleichbare Unternehmung ins Auge fasst.

Johann Holzner

Isabel Langkabel: Karl Kraus und seine späte »Sprachlehre«. Kontext, Edition und Erläuterung zu Texten aus dem Nachlass (Diss. Heidelberg 2023). Wien: Böhlau 2024. 342 S.

Diese Edition, eine der wichtigsten Publikationen über (und von) Kraus in den letzten Jahren, macht bisher unbekannte Texte aus dem Nachlass zugänglich, die unser Bild des Autors nicht unbedingt verändern, aber doch ergänzen und präzisieren, nicht zuletzt durch die Art der Edition.

Die so genannte Sammlung Kössler, ein Teil des Nachlasses, ist erst relativ spät (1998) an das Kraus-Archiv gekommen. Da damals viele Kraus-Projekte bereits abgeschlossen waren, sind ihre Bestände wenig beachtet worden. Langkabel ediert die in dieser Sammlung enthaltenen Beiträge zur »Sprachlehre«, die vorwiegend aus dem Jahr 1932 stammen dürften. Ob Kraus damals an ein weiteres *Fackel*-Heft zu sprachlichen Fragen gedacht hat, zu dem es dann wegen der politischen Katastrophe nicht mehr gekommen ist?

Oder hätten diese zumeist kurzen Texte den bereits angekündigten Band *Die Sprache* ergänzen sollen? Da manche Beiträge fragmentarisch wirken und selbst die Textgrenzen manchmal unsicher sind, würde ich auch die Möglichkeit bedenken, dass einzelne von ihnen (z. B. »Dass die Journalisten«, 114–118) Materialsammlungen für das Sprachseminar gewesen sein könnten, für das Kraus auf den Programmen zu seinen späten Vorlesungen (z. B. V 672 vom 19. November 1934) regelmäßig geworben hat. Freilich hat man keine Vorstellung davon, wie Kraus dieses Sprachseminar gestaltet hätte.

Der Status der edierten Texte ist jedenfalls nicht in allen Fällen bestimmbar. Die Angabe der zu wählenden Schriftgrade auf den Handschriften zeigt zwar, dass Kraus an den Druck gedacht hat, wirklich druckfertig sind die meisten Texte nicht gewesen. Eine eigene Gruppe bilden jene, die als vermutlich von Helene Kann und Anita Kössler wohl in Hinblick auf eine – nur in einem Fall erfolgte – Veröffentlichung im Exil hergestellte Typoskripte vorliegen. (Die Manuskripte dieser Texte sind erst nach Abschluss von Langkabels Forschungen ins Kraus-Archiv gekommen; vgl. 9). Auffällig ist, dass entweder die für die Typoskripte benützte Schreibmaschine keine ß-Taste hatte oder dass man, an eine Veröffentlichung in der Schweiz denkend, das »ß« vermieden hat. Auf das Problem des Status ihrer Textvorlagen geht Langkabel immer wieder ein (z. B. 39: »Nicht selten verband Kraus also in der Praxis die Phase des ENTWERFENS mit der der Reinschrift.«)

Das Buch beginnt mit Informationen zum Nachlass, geht dann in einem sehr interessanten Abschnitt auf Kraus' Arbeitsweise ein, auch auf seinen Umgang mit Zeitungszitaten, und auf die – wenig bekannte – Zeitungsartikelsammlung im Kraus-Archiv (45–51). Es folgt ein Bericht über die Entwicklung der »Sprachlehre« und über die Arbeit an dem Buch *Die Sprache*.

Die Edition geht bei den Typo- anders vor als bei den Manuskripten. Bei diesen arbeitet sie mit Faksimilia und zeilengenauen Transkriptionen, was spannende Einblicke in Kraus' Schreib-Weise eröffnet; offensichtlich begannen seine Korrekturen und Ergänzungen bereits vor der Arbeit an den Fahnen. Der Zugang zu den faksimilierten und transkribierten Texten wird durch eine Lese-Fassung (203–216) erleichtert.

Die einzelnen Texte kann ich hier nicht vorstellen; sie entsprechen den in der *Sprache* zusammengestellten Beiträgen aus den 20er Jahren. Hervorheben möchte ich den kleinen Essay mit dem Nottitel »Meine destruktive Bestimmung« (125–133 bzw. 203f.), in dem Kraus Auskunft gibt über seinen (kritischen) Umgang mit kanonisierten Texten.

Auf der Rückseite des letzten Blatts stehen Notizen zum Bundespräsidenten Hainisch, dessen Amtszeit 1928 endete; die notierten Wörter hat Kraus in der Glosse »Nicht vorstellbar« von 1925 (Die Fackel Nr. 686–690, 71–73) ver-

wendet – ein Zusammenhang mit »Meine destruktive Bestimmung« besteht wohl nicht. Vielleicht lag das Blatt mit der Hainisch-Notiz herum und Kraus hat einen neuen Text auf die leere Seite geschrieben. Langkabel (250) geht auf diese Zeilen kaum ein.

Die Erläuterungen im letzten Teil des Buchs sind leider nicht so gut gelungen wie die Edition. Zuerst ein positiver Aspekt: Langkabel hat viele von den Zeitungsartikeln ausfindig gemacht, in denen die Kraus' Analysen auslösenden mangelhaften Konstruktionen stehen. Diese Funde wertet sie nur gelegentlich aus – das ist auch nicht ihre Aufgabe –, doch sind die Nachweise für weitere Untersuchungen sehr nützlich. Auch finden sich interessante Überlegungen, beispielsweise zu einer denkbaren Nachwirkung eines kunstwissenschaftlichen Essays von Franz Grüner auf die literaturkritische Vorgehensweise von Kraus (254f.), und wichtige Beobachtungen, z. B. zum Übergang von »Jänner« zu »Januar« auf den Titelblättern der *Fackel* (291).

Vielfach wird Kraus' Text von Langkabel paraphrasiert; ein Vergleich mit zeitgenössischen oder aktuellen Grammatiken, Stilwörterbüchern usw. unterbleibt. Wenn Langkabel Bezug auf ein Wörterbuch nimmt, zieht sie meistens Adelung heran, viel weniger das *Deutsche Wörterbuch* und so gut wie gar nicht das von Kraus wahrscheinlich benützte Wörterbuch von Sanders. Sie fragt nicht nach Kraus' Terminologie, die, soweit er überhaupt Fachbegriffe verwendet, vom Lateinunterricht geprägt sein dürfte (z. B. *consecutio temporum*, 211). Ich hege den Verdacht, dass er manchmal in der seinerzeit an seiner Schule verwendeten *Deutschen Sprachlehre für Mittelschulen* von Willomitzer-Tschinkel nachgeschlagen hat; im April 1934 hat er jedenfalls laut einer erhaltenen Rechnung die neueste Auflage des Werks gekauft. Die Vorgangsweise Peter Fässlers in seiner Dissertation von 1972 hätte ein Muster für die Kommentierung der sprachlichen Fragen sein können.

Manchmal zeigt Langkabel grammatische Unsicherheit, etwa bei der in »Ein Schmock von rechts« kritisierten Konstruktion (208); die ist nicht durch die Setzung eines Kommas zu sanieren (273), sondern durch die Bildung eines weiteren, dem ersten untergeordneten Relativsatzes: »... wissen will, was dieser auch unverblümt erklärte, wollen die Herren ...«. »ohne auch nur einen Heller zu bezahlen« (121 bzw. 242) ist nicht wegen der Verwechslung von »zahlen« und »bezahlen« falsch, sondern wegen des Verstoßes gegen die »Regel«, dass derartige Infinitivgruppen nur bei Subjektsgleichheit zulässig sind. Falsch gebraucht werden u. a. »Konsekutivsatz« (266) und »finaler Nebensatz« (269).

Schwerer wiegt, dass die Bedeutung seines »Sprachdenkens« für Kraus' satirische Argumentation völlig ausgeblendet bleibt. Gewiss hatte der Autor seit seinen Anfängen großes Interesse und große Freude an Feinheiten der deutschen Sprache; doch wird schon früh die Sprache zur Instanz, auf die

sich seine Satire beruft. Die Sprachlehre ist daher nicht Selbstzweck, sondern Stütze von Kraus' Autorität als Satiriker. Insbesondere seiner Autorität als satirischer Kritiker der Presse.

Manchmal argumentiert Langkabel recht spekulativ, etwa wenn sie die Veröffentlichung der ersten Sprachlehre-*Fackel* mit Kraus' Austritt aus der katholischen Kirche in Verbindung bringt (79, Anm. 295). Auch die Herstellung von Bezügen zu Loos überzeugt nicht immer.

Schließlich: In einer Arbeit über Kraus' Sprachlehre dürften Fehler, die der Satiriker moniert, nicht passieren, dürfte »des Professors Eugen Kühnemanns« (231) so wenig stehen wie die nicht deutlich markierte Genitiv-Konstruktion zur Vorführung Polzer-Hoditz' Gesinnung« (274).

Doch genug der Kritik an Details, zurück zum Lob des eigentlichen Verdiensts von Isabel Langkabel, der Edition von unbekannten Texten Kraus'. Sieht man die faksimilierten Handschriften, kann man, muss man die enorme Leistung der Editorin würdigen, ja bewundern, die sie entziffert hat – wie einst ein einziger, an die Schrift von Kraus im Besonderen, die Kurrentschrift im Allgemeinen gewöhnter Setzer der Druckerei Jahoda & Siegel.

Sigurd Paul Scheichl

Nachrufe

Krista Hauser †

Nachruf auf eine Pionierin im Feld des heimischen Kulturjournalismus

Die Kulturjournalistin Krista Hauser (* 9. Oktober 1941 – † 5. Februar 2024) war seit den frühen 1970er Jahren über Jahrzehnte hinweg eine maßgebliche Stimme in der Vermittlung von Literatur, Kunst und Architektur. Fast 50 Jahre lang beobachtete und kommentierte sie das kulturelle Leben in Tirol, in ganz Österreich und darüber hinaus – engagiert, fundiert und kritisch. Sie war eine der ersten JournalistInnen, die in Tirol die Türen weit öffnete – hin zu einer weltoffenen und kontroversiellen Auseinandersetzung mit Kunst und Kultur. In dem engen, oft erzkonservativen kulturellen Milieu im Tirol der 1970er Jahre darf dies als besondere Leistung gesehen werden, die auch viel Mut erforderte. Nicht selten stieß sie auf Widerstand, manchmal wurde sie angefeindet, andererseits aber oft dafür bewundert, dass sie ihre Pionierarbeit unbeirrt verfolgte und ausbaute. Ihr offener Stil wird als singuläre Erscheinung in einem sonst eher homogen restriktiven Umfeld in Erinnerung bleiben, ihre Arbeit für die Presse, den Hörfunk und das Fernsehen hat auch Signalwirkung für die Gegenwart und Zukunft.

Krista Hauser stammte aus einer bürgerlichen Innsbrucker Familie, in der nicht nur ein fundiertes Wissen über die Kultur Tirols, sondern auch das Interesse an Phänomenen internationaler Literatur und bildender Kunst gefördert wurde. 1961 begann sie das Studium der Germanistik und Geschichte an der Universität Innsbruck, wobei ihr hier schon früh ein Talent für journalistisches Schreiben attestiert wurde. Ihre erste Arbeit war ein fünfseitiger Bericht für die *Tiroler Tageszeitung* über die Meraner Hochschulwochen 1964, verfasst auf Anregung ihres Professors Eugen Thurnher. In den folgenden Jahren schrieb sie wiederholt für die TT, den *Schlern*, die *Tiroler Nachrichten* und den *Volksboten*. Das Universitätsstudium schloss sie mit einer Dissertation im Fach Geschichte ab. Der historische Blickwinkel und eine »leichte Feder« bestimmten ihre journalistische Arbeit, die stets in die Tiefe führte, aber auch für eine breite Leserschicht zugänglich war.

Über die Region Tirol hinaus wurde Krista Hauser schon früh als Gestalterin des *horizont* bekannt – das waren jene legendären »kulturpolitischen Blätter«, die regelmäßig als Beilage zur *Tiroler Tageszeitung* erschienen und mit denen spannende Inhalte und Persönlichkeiten des kulturellen Lebens vorgestellt werden konnten. Die »kulturpolitischen Blätter« genossen einen ausgezeichneten Ruf und sind bis heute eine Fundgrube für Leser und Leserinnen, die an den brisanten gesellschaftspolitischen Themen jener

Jahre interessiert sind: Unter die Lupe genommen wurden etwa der ausgeprägte Tiroler Patriotismus, die Rolle der Kirche in Tirol und die Nöte der Jugend in einer verkrusteten Gesellschaft. Krista Hauser machte den rücksichtslosen Bauboom während der Ära Wallnöfer zum Thema und setzte dem ›Zubetonieren‹ qualitative Beispiele der Architektur entgegen – womit sie zweifellos viel Reibung erzeugte. Eine zeitgemäße Architektur in den Alpen blieb übrigens Zeit ihres Lebens ein besonderes Steckenpferd der Journalistin, ihre Architekturberichterstattung setzte neue Maßstäbe im Kulturjournalismus und wirkte über Tirol und Österreich hinaus.

1974 übernahm Krista Hauser die Schriftleitung des Kulturressorts der *Tiroler Tageszeitung*, sie hatte 1972 geheiratet, war wieder geschieden und kümmerte sich um ihren zweijährigen Sohn Rainer Nowak. Als alleinerziehende berufstätige Mutter mit Karriereaussichten profitierte sie von einem funktionierenden familiären Netz in Innsbruck/St. Nikolaus. Durch Engagement, Können und harte Arbeit etablierte sie sich auch außerhalb der TT-Redaktion als Expertin für so gut wie alle Kunst- und Kulturbereiche im Land, wobei sie Kultur sehr breit definierte, der Kunst unterschiedlichster Genres jedoch stets einen prominenten Platz einräumte. Da sie mit Ihrem Mann vorübergehend in Wien gelebt hatte, waren neue Netzwerke entstanden, die sie nun von Tirol aus konsequent erweiterte. Mehr und mehr erkannte sie die Macht der Medien und nutzte die Tatsache, dass sie als Journalistin mit einer Nähe zum ›grünen Denken‹ Einfluss auf das gesellschaftliche Leben nehmen und Interesse für eine innovative Kultur wecken konnte. Es entstanden neue Partnerschaften, die einander verstärkten und im Sinne eines volksbildnerischen Auftrags im Land etwas bewegen wollten. Freilich wusste sich Krista Hauser auch anzupassen und auf allzu große Polarisierung zu verzichten, zumal im Unternehmen *Tiroler Tageszeitung*, in dem sich ihr Aktionsradius zunehmend verengte. Nach einem Personalwechsel in den höheren Etagen wechselte sie zum lokalen Hörfunk des ORF Tirol.

Sie arbeitete im aktuellen Dienst von Radio Tirol und berichtete über Lokales, Kulturbeiträge schrieb sie nebenbei. Die Nähe zur heimischen Hörerschaft, die das Lokalradio nahezu täglich nutzte, erlebte sie als sehr positiv und beglückend, sie bekam, wie sie in einem Gespräch sagte, zahlreiche Rückmeldungen und viel Bestätigung. Doch gleichzeitig war das Klima innerhalb des Landesstudios Tirol offenbar schwierig und von Missgunst gekennzeichnet. Obwohl sie die Radioarbeit, die in höherem Maß als bei der Presse Teamarbeit war, früher schon kennen gelernt hatte, brachte sie Unsicherheit und den Wunsch nach einer Neuorientierung mit sich.

Vordergründig waren es einmal mehr private Gründe, die sie nach zwei Jahren ORF Tirol wieder nach Wien übersiedeln ließen. Ihre bemerkenswert erfolgreiche Mitarbeit beim österreichischen Fernsehen begann 1984

und blieb fast 20 Jahre lang, bis 2002, aufrecht. Das Bildmedium war ihr fürs erste nicht geläufig und sie war bei ihrem Einstieg auf ›learning by doing‹ angewiesen. Dieser Herausforderung begegnete sie durch Fleiß und Durchhaltevermögen, zugleich begann sie sich eine Nische zu bauen, in der sie ihr Talent für das Künstlerische ausleben konnte. Sie spezialisierte sich auf die monografische Filmarbeit und gestaltete Filmporträts, die auch dann, wenn sie von aktuellen Kulturereignissen ausgingen, jenseits des Tagesgeschäfts angesiedelt waren. Neben der am Aktuellen orientierten redaktionellen TV-Arbeit drehte sie im Durchschnitt jährlich zwei ausführliche Dokumentationen über einzelne Künstlerpersönlichkeiten oder über die Themen, in die sie bereits eingearbeitet war und die ihr am Herzen lagen. Bei der Auswahl der Persönlichkeiten, die sie in den Mittelpunkt stellte, bewies Krista Hauser Geschick und Kenntnis, allerdings scheint sie nicht gezielt nach den künstlerisch und kulturell tätigen Frauen gesucht zu haben: Es fehlte ihr der feministische Blick, und so waren ihre Porträts vorwiegend Männern gewidmet. Dennoch: Weil sie viel wusste, erkannte sie jeweils rasch, wer über den Moment hinaus Bedeutung haben würde. Nach wie vor war dabei das persönliche Engagement entscheidend: Sie nahm aktiv am kulturellen Leben in Wien und anderswo teil, besuchte Vernissagen, Ateliers, Lesungen, Theateraufführungen, Festspiele, Konzerte und Einweihungen, sie kannte viele Leute und tauschte sich mit ihnen aus: eine wichtige Voraussetzung dafür, das Vertrauen der Künstler, Schriftsteller und Architekten zu gewinnen.

Es sind gerade Krista Hausers Filmporträts (H. C. Artmann, Jörg Mauthe, Eduard Goldstücker, Hans Weigel, Gustav Peichl, Hellmut Bruch, Günter Brus, Heinz Tesar, Margarete Schütte-Lihotzky, Rudolf Hausner und zahlreiche andere), die die Zeit überdauert haben und nach wie vor beeindrucken, nicht zuletzt, weil sie von hohem informativen Wert sind und zugleich die bereits erwähnte ›leichte Hand oder leichte Feder‹ nicht vermissen lassen.

Krista Hauser wollte mit ihrer kulturjournalistischen Arbeit etwas bewirken, sie glaubte daran, dass die Massenmedien auch für differenzierte, gehaltvolle und komplexe Darstellungen genutzt werden können. Dafür und für ihren Willen, den ›alten Dunst‹ von Rückschrittlichkeit vertreiben zu wollen, wurde sie von ihren Zeit- und Weggenossen geschätzt. 2004 wurde ihr vom Staatssekretär für Kunst und Medien Franz Morak der Titel »Professorin« verliehen. Zu ihrem 70. Geburtstag wurde sie mit dem Verdienstkreuz des Landes Tirol ausgezeichnet.

Erika Wimmer Mazohl

Guy Stern †

Manchmal sah er sich gezwungen, Deutsch zu reden, und zwar nachdrücklich, nämlich so, als hätte er zunächst einmal, wie seinerzeit Martin Luther, »die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt« konsultiert, um ganz sicher zu gehen, dann nicht missverstanden zu werden. So jedenfalls habe ich immer noch den Satz in Erinnerung, mit dem Guy Stern (* 14. Januar 1922 in Hildesheim als Günther Stern; † 7. Dezember 202 in Detroit, Michigan) am Ende seines Vortrags über Hertha Pauli im Rahmen des *Internationalen Symposiums zur Erforschung des österreichischen Exils von 1934 bis 1945* in Wien – das war 1975 – uns allen die Leviten gelesen hat: »Sie schlug Brücken für andere, nicht für sich selbst.«

Der Satz galt vorerst der Autorin des Erlebnisbuches *Der Riß der Zeit geht durch mein Herz* (Wien: Paul Zsolnay Verlag 1970), die ihrerseits schon mit diesen Erinnerungen »eine Brücke bauen« wollte, eine Brücke, die, wie sie im Geleitwort schrieb, »das Heute mit dem Gestern« verbinden sollte. In diesem Satz, in dieser Würdigung aber steckte noch weit mehr.

Die Kritik der Ichbezogenheit. Guy Stern schrieb sie uns allen ins Stammbuch; und er kam noch einmal darauf zurück in seiner Rede, die er am Ende dieses Symposiums im Namen aller Teilnehmer:innen hielt, um den Veranstalter, Herbert Steiner und Viktor Suchy, für die Organisation zu danken. Denn diese Organisation war alles andere als ein Routine-Kinderspiel. Sie war überschattet von heftigen Kontroversen über die Massenflucht aus dem Dritten Reich und ihre Erforschung, die Walter A. Berendsohn (Stockholm) bereits in seiner Grußadresse unverblümt angesprochen hatte, überschattet von Debatten, die im Vorfeld vor allem amerikanische Forscher schon gegen jede Zusammenarbeit zwischen Ost und West, namentlich zwischen der BRD und der DDR, geführt hatten – was die österreichischen Germanisten (in diesem Zusammenhang verbietet es sich noch zu gendern) nahezu geschlossen zum Anlass nahmen, dem Kongress, dem ersten dieser Art in Österreich, fernzubleiben.

Sie haben somit damals viel versäumt. Sie haben ganz übersehen, welche Bedeutung der Bundeskanzler Bruno Kreisky und der Bundesminister für Unterricht und Kunst Fred Sinowatz diesem Symposium zugesprochen haben, sie haben u. a. die Festvorträge von Bruno Frei und Hilde Spiel und die Diskussionsbeiträge von Elisabeth Freundlich und Ruth Mayenburg verpasst, sie haben, mit einem Wort, sich um ein Thema herumgedrückt, das schon damals höchst-aktuell gewesen wäre und doch erst nach der Waldheim-Affäre (1986) auch von der institutionalisierten Sprach- und Literaturwissenschaft nicht mehr länger mokant beiseitegeschoben werden konnte. Auf unserer

Innsbrucker Exiltagung *Eine schwierige Heimkehr* (1988) musste Guy Stern denn auch nicht mehr länger ankurbeln, was in seinen Augen doch schon seit 1945 ein Pflicht-Modul der Germanistik hätte sein müssen.

»Brücken für andere, nicht für sich selbst«, solide Brücken, die »das Heute mit dem Gestern«, aber genauso auch streitsüchtige Lager verbinden sollten, solche Brücken hat Guy Stern unermüdlich und unbeirrbar zeitlebens eingefordert und gebaut. Auch deshalb werden seine Schüler sowie alle Kolleginnen und Kollegen, die ihn gekannt, die mit ihm zu tun gehabt haben, ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren; und ich werde ihn immer vor mir sehen, wie er redet, weiterhin Vorträge hält, sich in Debatten einmischt, schon hochbetagt, hellwach.

Johann Holzner

Kontaktadressen

Dr. Maria Giovanna CAMPOBASSO, Università di Bologna;
E-Mail: maria.campobasso3@unibo.it

Mag. Dr. Markus ENDER, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität
Innsbruck; E-Mail: markus.ender@uibk.ac.at

em. Prof. Dr. Jens Malte FISCHER, Ludwig-Maximilians-Universität
München; E-Mail: jens.malte.fischer@t-online.de

Mag. Dr. Ingrid FÜRHAPTER, Franz-Michael-Felder-Archiv der Vorarlberger
Landesbibliothek; E-Mail: Ingrid.Fuerhapter@vorarlberg.at

Mag. Dr. Li GERHALTER, Universität Wien; E-Mail: li.gerhalter@univie.ac.at

Mag. Andrea GRUBER, Österreichische Nationalbibliothek;
E-Mail: andrea.gruber@onb.ac.at

Max HOFER, Universität Innsbruck; E-Mail: Max.Hofer@student.uibk.ac.at

Jan HOFLACHER, Universität Innsbruck;
E-Mail: Jan.Hoflacher@student.uibk.ac.at

Mag. Dr. Arnhilt INGUGLIA-HÖFLE, Literaturarchiv der Österreichischen
Nationalbibliothek; E-Mail: arnilt.hoefle@onb.ac.at

Ao. Univ.-Prof. i. R. Dr. Johann HOLZNER, Universität Innsbruck;
E-Mail: johann.holzner@uibk.ac.at

DI David KESSLER, Bundesforschungszentrum für Wald, Wien;
E-Mail: david.kessler@bfw.gv.at

em. Univ.-Prof. Dr. Leo A. LENSING, Wesleyan University, Middletown (CT),
USA; E-Mail: llensing@wesleyan.edu

Prof. Dr. Marcel LEPPER, Universität Leipzig;
E-Mail: marcel.lepper@uni-leipzig.de

Mag. Ulrich LOBIS, Msc, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität
Innsbruck; E-Mail: ulrich.lobis@uibk.ac.at

Mag. Dr. Verena LORBER, Franz und Franziska Jägerstätter Institut,
Katholische Privatuniversität Linz; E-Mail: v.lorber@ku-linz.at

Hanna PRANDSTÄTTER, MA BA, Archiv der Zeitgenossen, Universität für
Weiterbildung Krems; E-Mail: Hanna.Prandstaetter@donau-uni.ac.at

Susanne RETTENWANDER, MA BA BA, Literaturarchiv der Österreichischen
Nationalbibliothek; E-Mail: susanne.rettewander@onb.ac.at

Mag. Melanie SALVENMOSER, Paris-Lodron-Universität Salzburg;
E-Mail: melanie.salvenmoser@plus.ac.at

em. Univ.-Prof. Dr. Sigurd Paul SCHEICHL, Universität Innsbruck;
E-Mail: sigurdscheichl@gmail.com

Mag. Dr. Ursula A. SCHNEIDER, Forschungsinstitut Brenner-Archiv,
Universität Innsbruck; E-Mail: Ursula.Schneider@uibk.ac.at

Univ.-Prof. Mag. Dr. Ulrike TANZER, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck; E-Mail: ulrike.tanzer@uibk.ac.at
Stephan TROPFMAIR-SCHWARZ, BA, Ludwig-Maximilians-Universität München; E-Mail: Stephan.Troppmair@lmu.de
Dr. Anton UNTERKIRCHER, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck; E-Mail: anton.unterkircher@uibk.ac.at
Mag. DDr. Joseph WANG-KATHREIN, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck; E-Mail: joseph.wang@uibk.ac.at
Anna WENTZ, Universität Innsbruck; E-Mail: Anna.Wentz@student.uibk.ac.at
Mag. Mag. Gundula Maria WILSCHER, Archiv der Zeitgenossen, Universität für Weiterbildung Krems; E-Mail: Gundula.Wilscher@donau-uni.ac.at
Dr. Erika WIMMER MAZOHL; E-Mail: erika.wimmer.mazohl@gmx.at
Lina Maria ZANGERL, MA MA (LIS), Literaturarchiv Salzburg, Universität Salzburg; E-Mail: linamaria.zangerl@plus.ac.at